

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8, München.

Fruchtstücke.

Novellen

von

Ludwig Rellstab.



Erster Band.



Berlin, 1861.
Verlag von J. Guttentag.



Fruchtstücke

ist die Benennung, unter der ich die gesammelten Novellen dieser Bändchen hinaussende in das Leben. Ich weiß wohl, daß ich damit an eine andere, mir in geheiligtem Recht stehende, anstreife, an die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke“, in welchen Jean Paul Friedrich Richter des Armenadvocaten Siebenkäs Ehestand, Tod und Hochzeit so unvergleichlich als unvergeßlich schön gemalt hat. Aber ich entnehme denselben eben nur das eine Drittheil; eigentlich nur ein Sechstheil, um dasjenige zu bezeichnen, was ich dem Leser biete.

Es ist eine ganz eigene Sache um das Zusammenreihen der Arbeiten, die eine Reihe von zehn Jahren einnehmen. Ich habe früher mit Sommer- und Herbstvergleichungen meine novellistischen Schöpfungen bezeichnet. Hier aber ist mir eine neue Gattung angewachsen, die ihrer Natur nach theils in den Frühling, theils in die mächtige Fülle des Sommers, theils in die saftreiche Zeit des Herbstes fallen könnte. Darum hat mir der Titel „Fruchtstücke“ als der einzige erscheinen wollen, der den Gaben anpaßte. Es hat nämlich eine

andere gleichzeitige, größere Arbeit beständig ihren Einfluß auf diese kurzen Abschnitte geübt. Die Schöpfung meines Romans: „Drei Jahre von Dreißigen“ ist es gewesen, der sich durch die Masse des in zehn Bänden zusammengefaßten historischen Stoffes den Namen eines Riesenromans vielleicht verdient hat. Wenigstens ist der Name „Fruchtstücke“ dadurch mit begründet, daß eine höher angespannte Kraft und Thätigkeit sich rückwärts auf die Erzählungen geworfen hat.

Es bleibt mir nur noch ein Umstand zu berühren, die unter der Bezeichnung „Eine Fügung Gottes“ gegebenen zwei Erzählungen gleichen Inhaltes. Es kam darauf an, den Gegenstand in einen bestimmten Raum zu fassen; allein er überschritt die gegebene Ausbreitung. Ich gerieth auf den Gedanken, ihn so zu theilen, daß eine Darstellung die andere ergänzte, und in zwei Abtheilungen sich das Ganze faßte, ohne doch Lücken in der Auffassung des Einzelnen zu lassen. Ob mir dies nicht ganz leichte Werk gelungen sei, mögen die beiden Darstellungen, die ich hier dem Leser vorlege, entscheiden.

Dies ist, was ich zur Begleitung meines Buches zu sagen hätte. Alles Uebrige muß es selber thun. Ich kann nur gestehen, daß es mich eigenthümlich ergreift, die Erzählungen hinausgestellt zu sehen in die weite, große Oeffentlichkeit, wo es so schwer hält, eine Stelle zu finden, an der sie, das Einzige was sie beanspruchen, ruhig, harmlos betrachtet werden.

Der Verfasser.

Inhalt.

Valentin,

oder:

Die weiße Frau.

Novelle in vier Abtheilungen.

Erste Abtheilung.



Erstes Kapitel.

In einem Zimmer des obersten Stockwerkes des Königlichen Schlosses zu Berlin war Lisette, die Jungfer des Fräulein Mathilde von Minkwitz, eben mit dem Packen mehrerer Koffer fertig geworden, da das Fräulein am folgenden Morgen mit ihrer Tante, der Gräfin von Wartensleben, eine weite Reise antreten sollte, um diese erst zu Verwandten im Cleveschen, und dann nach dem Bade Spaa zu begleiten. Das Fräulein wohnte, seit dem vor einigen Monaten erfolgten Tode ihrer Mutter, auf dem Schlosse bei ihrer Cousine, welche Hofdame der Königin Sophie Dorothea war, sich jedoch mit derselben für den Augenblick zu Potsdam befand. Außerdem war dieser Theil des Schlosses nur noch von einer bejahrten Dame, dem Fräulein von Bredow bewohnt, welche in der Zeit des Königs Friedrich I. am Hofe gewesen, doch längst pensionirt war, der man indessen die Wohnung im Schlosse, die sie seit einer Reihe von Jahren inne gehabt, bis an ihren Tod belassen wollte. Die übrigen Räume standen theils leer, theils waren sie der untergeordneten Dienerschaft abwechselnd eingeräumt, theils dienten sie zur Aufbewahrung von zurückgesetzten Möbeln und Geräthen.

Lisette trat an's Fenster, das auf den Schloßhof hinausging, öffnete es und blickte hinunter, ob das Fräulein noch nicht

heimkehre. Vergeblich. Es fing schon an zu dämmern, und die Portechaise, deren sich das Fräulein bediente, ließ sich noch nicht blicken. Plötzlich fühlte sie sich von einem heftigen Zugluftstrom getroffen, der das Fenster, aus dem sie sich eben zurückgezogen hatte, klirrend zuschlug, und im nämlichen Augenblick warf die Windströmung auch die Thür des Zimmers mit lautem Krachen in's Schloß, so daß Lisette mit einem leichten Ausruf des Schreckens zusammenfuhr und sich rasch umwendete. Da aber that sie einen zweiten, stärkeren Schrei, denn an der Thür stand eine lange, schwarze Gestalt, die sie in dem dämmernden Hintergrunde des Gemachs im ersten Augenblick nicht genau unterscheiden konnte, die ihr aber in der Bestürzung wie ein schauerliches Ungethüm erschien.

„Was wollt Ihr, wer seid Ihr", rief sie hastig und trat einen Schritt gegen das Fenster zurück, als wollte sie aus diesem um Hülfe rufen. Doch ihr Schreck ließ sofort nach, als der Eingetretene selbst mit zitternder Stimme und in sanftem flehenden Ton rief: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, machen Sie mich nicht unglücklich, Jungfer!"

Lisette, an sich ein keckes Mädchen, hatte sich schon völlig von dem Schreck der Ueberraschung erholt, und ein ruhiger Blick auf den eingedrungenen Fremdling überzeugte sie, daß von ihm nichts zu fürchten sei, und er weder ein Dieb noch Mörder, noch gar sonst etwas Unheimliches war, wovor man sich in dem abgelegenen Theil des Schlosses bei beginnendem Dunkel und bei den mancherlei umgehenden Sagen und Gerüchten über das Gebäude wohl allenfalls hätte fürchten können. Sondern der seltsame Besuch bestand in einem jungen, lang gewachsenen, sonst hübschen, aber todtenbleich aussehenden Mann in schwarzer Kleidung, der fast einem Schulmeister glich, nur, daß ihm das Haar etwas unordentlich um den Kopf hing, und seit einigen Tagen nicht gepudert zu sein schien.

„Mein Gott", entgegnete Lisette dem Zitternden, „wer

seid Ihr denn, was habt Ihr hier zu thun, und wovor fürchtet Ihr Euch?"

„Ich bin den Werbern in die Hände gefallen", erwiederte der Fremde, am ganzen Körper zitternd, „allein es ist mir durch einen wunderbaren Zufall gelungen, zu entkommen!"

„Ja die Werber, die Werber", rief Lisette schon aus, als der Flüchtling das erste Wort gesprochen hatte. „Aber wie seid Ihr denn entkommen", fragte sie weiter, „da habt Ihr wahrhaftig von Glück zu sagen!"

„Ach, liebe Jungfer", fuhr der Flüchtling fort, der den Stand Lisettens an ihrer Tracht errieth, „ich bin freilich nur für den Augenblick entschlüpft, aber ich fürchte, man ist mir schon auf der Spur. Ich bin verloren, wenn man mich findet!"

„Ja, das weiß ich leider", seufzte Lisette, der die Thränen in die munteren schwarzen Augen traten, als sie sah, wie der arme junge Mensch am ganzen Leibe zitterte, wie ihm die Kniee schlotterten, und auch sogar seine Augen sich feucht benetzten. „Was wollt Ihr aber hier? Hier könnt Ihr doch nicht bleiben!" sprach sie endlich, da er bang erwartend schwieg, mehr im Tone des Mitleids, als des Abweisens.

„Wenn ich mich nur bis morgen hier verbergen könnte!" flehte der Unglückliche.

„Hier bei dem Fräulein? — im Schloß — unmöglich!" rief Lisette.

„Im Schloß? Bin ich also wirklich im Schloß?" fragte der Flüchtling; „ich vermuthete es fast!"

„Und das wißt Ihr nicht? Ihr wißt gar nicht wo Ihr seid?" engegnete Lisette und ihr Staunen wuchs.

„Das wird Sie sich wohl erklären, liebe Jungfer", antwortete der Fremde, „wenn ich Ihr mit zwei Worten mein Unglück erzähle. Ich bin Student der Theologie; mein Name ist Dörfer. Ich studirte in Wittenberg. Zu Pfingsten habe

ich einen Verwandten besucht, einen Pfarrer auf einem Dorfe dicht an der preußischen Grenze. Bei einem Spaziergange im Felde, den ich vorgestern früh machte, begegnete ich einem Fremden und gerieth mit ihm in's Gespräch; er trug einen dunkelgrünen Oberrock, sah aus wie ein Forstmann. Er erzählte mir allerlei Interessantes, und schlug mir endlich vor, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, in einem Wirthshause, das unfern in einem Wäldchen gar angenehm gelegen sei. Ich war bereit, denn ich ahnte nichts Arges. Ich wußte aber nicht, daß er mich unvermerkt über die Grenze führte; doch kaum hatte ich das Wirthshaus betreten, so sah ich mich von Soldaten umringt, und wurde sofort abgeführt! — Daß ich's kurz sage, gestern Abend spät traf ich hier in Berlin ein. Im Dunkeln führte man mich durch die Straßen, und in einem Wachtgebäude auf einem großen Markt brachte ich die Nacht zu, elend genug, wie Ihr denken könnt!"

„Gewiß auf dem neuen Markt", fiel Lisette ein.

„Wahrscheinlich. Ich sollte Handgeld nehmen, und die Werbe-Kapitulation unterschreiben. Allein ich weigerte mich, obgleich sie mir alle mögliche Martern anthaten, und ich beinahe verdurstet bin." Des armen Studiosus theologiae Augen spähten bei diesen Worten unwillkührlich umher, ob nicht ein Trunk Wasser irgendwo zu erblicken sei. Lisette, die ihn errieth, war mit einem Sprunge in's Seitenkabinet, und brachte eine Flasche Wasser und ein Glas herein. Der Student trank mit fieberhafter Heftigkeit. Er fühlte sich aber auch wie neu geboren nach dem frischen Labsal, und es war ordentlich als ob eine erhöhte Flamme des Muthes aus seinen Augen aufschlage. Fast mit gleicher Heftigkeit faßte er Lisettens Hand und drückte sie ihr mit seinen beiden, als sei sie seine Lebensretterin.

„Aber nun, wie seid Ihr entkommen?" fragte sie, gespannt auf den Ausgang seiner Erzählung.

„Schon dachte ich's nicht mehr aushalten zu können, und gab mich ganz verloren", fuhr er fort, „als, ich begreife noch nicht wie es geschah, sich eine Möglichkeit zur Flucht für mich aufthat. Ich weiß nicht, welch' ein Lärmen draußen auf dem Markt vorfiel; allein es strömten eine Menge Leute zusammen. Auch alle Soldaten in der Wachtstube liefen hinaus, und die, welche bei mir Wacht hielten, sprangen an die Fenster. Die Thür war offen geblieben; meine Aufpasser hatten mir alle zugleich den Rücken gewendet — ich dachte: Schrecklicher kann es ja doch nicht werden, und ehe ich's selbst wußte, war ich hinaus. Auch der Posten vor'm Gewehr sah nur nach dem Lärmen auf dem Markt, so flüchtete ich hinter den Gewehrständen weg unbemerkt an dem Wachtgebäude hin, natürlich nach der andern Seite, als der, wo die Fenster meiner Wachtstube sich befanden. Ich gerieth dann sogleich in einen Strom herzulaufender Menschen, wo man den Einzelnen nicht beachtete, folgte halb und halb ihrer Richtung, bis ich den Tumult zwischen mir und der Wache hatte, und rannte dann spornstreichs quer über den Markt in eine kleine enge Gasse hinein. Athemlos lief ich weiter und weiter und kam endlich an eine Brücke, hier dicht bei der großen Kirche."

„Aha, die Kavalierbrücke", fiel Lisette ein.

„Ich eilte darüber hin, und sah mich nun auf dem großen Platz mit Bäumen."

„Der Lustgarten", belehrte Lisette.

„Da kam eine Abtheilung Grenadiere marschirt. Alles was wie Soldaten aussah, erfüllte mich natürlich mit Grauen. Ich schlich an den großen, alten schwarzen Häusern am Platz hin und schlüpfte in das erste offene Thor des Schlosses, wie ich jetzt weiß. Es war mir immer, als sei man mir dicht auf den Fersen und als sähen mich alle Leute mit Verdacht schöpfenden Augen an. Darum schlug ich mich gleich in den nächsten einsamen Seitengang, stieg dann die Treppen hinauf,

höher und höher, indem ich mir dachte, du findest wohl irgendwo in dem großen Gebäude einen Schlupfwinkel, wo du dich, bis es ganz dunkel wird, verbergen kannst. So gerieth ich in diesen dunklen Gang. Plötzlich hörte ich Stimmen hinter mir. Meine Angst zeigte mir überall Verfolger. Da bemerkte ich hier diese Thür, versuchte sie zu öffnen, und — hier bin ich!"

„Ja, wenn Ihr nur schon wieder fort wäret!" fiel Lisette mit einem halb komischen, halb weinerlichen Ausruf ein.

„Ja, wenn ich nur erst wieder fort, wenn ich über die Grenze wäre!" rief der Student auch seinerseits im Ton der Verzweiflung.

„Hier könnt Ihr gar nicht bleiben!" fuhr Lisette fort wie vorher. „Ich wohne hier jetzt ganz allein mit meinem Fräulein! Uns gegenüber wohnt das alte Fräulein von Bredow! Himmel, wenn die wüßte, daß hier ein junger Mensch eingedrungen wäre! Unsere ganze Reputation wäre verloren!"

„Und so bin ich verloren! Wohin soll ich mich wenden!" seufzte der Unglückliche und rang die Hände. „Sie werden mich ergreifen, mit Spießruthen zu Tode geißeln!"

„Das verhüte Gott!" weinte Lisette wieder halb dazwischen. „Aber was ist anzufangen! Ihr seid ein Deserteur, und wenn man erführe, daß wir einen Deserteur versteckt haben! Ich glaube wir müßten selbst Spießruthen laufen! — Himmel! da kommen Leute!" unterbrach sie sich plötzlich und lauschte gegen die Thür. Wirklich hörte man Schritte und eine tiefe männliche Stimme auf dem Corridor, und es klirrte wie von Waffen.

„Da kommen sie schon, mich zu suchen!" rief der Student und sprang mechanisch nach der Thür zum Seitenkabinet. Doch Lisette, die eben so mechanisch nach der Thür zum Corridor gesprungen war, und diese verriegelt hatte, rief ihm mit gedämpfter Simme zu: „Nein, nicht dort hinein, da ist keine

Möglichkeit sich zu verstecken, da wäret Ihr sogleich entdeckt — aber" und es war, als ob ein plötzlicher Rettungsgedanke sie durchblitze, — „verbergt Euch hier in des Fräuleins Gardinenbett! Da wird Euch niemand suchen."

Die Schritte näherten sich der Thür des Zimmers, es war kein Augenblick zu verlieren! Wie er ging und stand warf sich der arme Flüchtling in das große, ganz von Gardinen umgebene Bett, und hüllte sich bis an die Augen in die Decke. Lisette ergriff noch schnell eine Nachthaube, warf sie ihm mit den Worten zu: „Setzet sie rasch auf" und zog dann die Gardinen dicht zusammen. Mit laut schlagendem Herzen sprang sie jetzt nach der Thür, und lauschte was draußen vorgehe. „Also hier, die Thür rechts" fragte draußen eine männliche Stimme, und eine weibliche, die Lisette als die der Jungfer des Fräulein von Bredow erkannte, erwiederte: „Ja!" Gleich darauf pochte es an die Thür.

Zweites Kapitel.

Lisette faßte allen ihren Muth zusammen. Ein wenig wuchs er ihr schon dadurch, daß das Anpochen viel leiser und ehrerbietiger geschah, als es sich von Werbern, die einen entsprungenen Rekruten suchten, erwarten ließ. Sie nahm daher ordentlich eine trotzige Miene an, und fragte mit einer ähnlichen Stimme: „Nun? Wer ist denn da?"

„Ist das Fräulein von Minkwitz nicht zu Haus?"

„Nein!" erwiederte Lisette und ein großer Stein fiel ihr vom Herzen.

„Lisette, bist Du es", fragte die Stimme draußen. „Erkennst Du mich nicht?"

„Mein Gott, Herr Baron, Sie sind es“ rief sie erstaunt, „was führt Sie denn so unvermuthet her!“

„Ich muß das Fräulein durchaus sprechen“, erwiederte die Stimme draußen, „ich bitte Dich, öffne mir!“

Lisette war in einer neuen Verlegenheit. Die Stimme gehörte einem sächsischen Offizier, Herrn von Veltheim, der bei dem letzten Aufenthalt des Fräuleins mit ihrer Mutter in Dresden sich als ein sehr eifriger Verehrer ihrer jungen Herrschaft gezeigt hatte, sehr freundlich aufgenommen war, ja der sogar eine weitläufige Vetterschaft mit dem Fräulein eifrig geltend machte. Sie konnte also nicht umhin, ihm jetzt wenigstens auf einen Augenblick die Thür zu öffnen.

Sie that es mit den Worten: „Das Fräulein ist wirklich nicht zu Haus, Herr Baron, und morgen früh verreist sie, mit der Frau Gräfin von Wartensleben!“

„Also ist es doch wahr!“ rief der Lieutenant, indem er mehr in das Zimmer eindrang als eintrat. So hat mein guter Stern mir eingegeben herzukommen, trotz aller Schwierigkeiten! Lisette, ich muß das Fräulein heut noch sprechen — wo finde ich sie!“ —

„Ich weiß nicht — ich glaube“, — stotterte Lisette — „das Fräulein wollte noch mehrere Abschiedsbesuche machen!“

„Also kommt sie hierher zurück! Nun, so muß ich sie hier erwarten“, rief der Lieutenant.

Lisette bekam einen tödtlichen Schreck. „Um Gottes Willen“ bat sie, „das geht nicht, Herr Baron! Das Fräulein würde höchst erzürnt sein, — ich käme um meinen Dienst — es wird ja schon dunkel — der Zapfenstreich muß gleich geschlagen werden, dann kann Niemand mehr fort.“ —

„O, ich komme doch aus dem Schloß“, entgegnete der Lieutenant; die Uniform ist mein Paß. Es ist ja eine preußische — siehst Du nicht? Mit diesen Worten warf er den Uniforms-Mantel, der ihm leicht über die Schulter hing und

der ebenfalls nach preußischem Schnitt war, ab, und stand in der Uniform eines preußischen Dragoner-Lieutenants vom Regiment von Platen da.

„Ach, ich verstehe mich nicht auf Uniformen", antwortete Lisette halb ungeduldig, halb ängstlich. „Ich verstehe mich nur darauf, daß mein Fräulein es mir nicht vergeben wird, wenn ich spät Abends einen jungen Offizier . . ."

„Ihren Vetter", fiel Veltheim ein.

„Vetter oder nicht! Aber es geht nicht, es schickt sich nicht! Ich käme aus dem Dienst! — Und man hat Sie gesehn! — Mein Himmel! Wenn das Fräulein von Bredow das erführe, sie riefe, glaube ich, die Schloßwache zu Hülfe. Sie ist uns ohnehin spinnefeind!"

„Wenn ich Dir aber sage, daß mein Glück, mein Leben davon abhängt, meine Cousine noch heut zu sprechen, daß ich Alles auf's Spiel gesetzt habe, um heut noch hier einzutreffen. Ich bin ohne Urlaub, ich habe mein bestes Pferd beinahe todt geritten . . ."

„Wahrhaftig", fiel Lisette ein, und wollte sich Muth durch Muthwillen machen, „beinah ein Pferd gegen mein Fräulein! Also beinah so viel ist sie Ihnen werth. — Aber, — um's Himmels Willen, unterbrach sie sich plötzlich — was ist denn das schon wieder — da nähern sich ja Soldaten . . ."

„Nun", sprach Veltheim befremdet, „was ist denn dabei Gefährliches? Es wird die Ablösung der Schildwachen sein."

„Hier stehen gar keine Schildwachen. Es brauchen hier gar keine zu stehen — was haben wir hier mit Soldaten zu thun!" eiferte Lisette aus Aengstlichkeit immer heftiger werdend.

„Meinethalben!" antwortete Veltheim verwundert, — „aber . . ."

Auf dem Gange ließen sich Kolbenstöße hören. Lisette erblaßte. Die Thür wurde angeklinkt, öffnete sich, ein Unteroffizier trat ein. Als er den Offizier erblickte, zog er das

Gewehr an, näherte sich in dienstlicher Haltung und sagte: „Herr Lieutenant, ich melde, daß wir Recherche nach einem Deserteur halten.“

„Hier? Ein Deserteur?“ rief Lisette lebhaft dazwischen; „hier wohnt die Hofdame Ihrer Majestät der Königin, Fräulein v. Saldern, es ist sehr seltsam, hier Deserteure zu suchen!“

„Wir haben Ordres, Jungfer!“ antwortete der Unteroffizier barsch. „Wo führt die Thür dort hin?“

„Zu meiner Schlafkammer“, antwortete Lisette, „das werde ich mir aber doch ausbitten, daß mir da keine Soldaten hineinkommen!“

Statt aller Antwort rief der Unteroffizier laut nach den Leuten draußen: „Spießer, hier herein!“ Ein Soldat, der eine Laterne trug, denn auf dem Corridor war es schon ganz dunkel und man mochte vielleicht noch dunklere Schlupfwinkel durchsuchen wollen, trat ein.

„Mit Vergunst, Herr Lieutenant“, wandte sich der Unteroffizier jetzt zu Veltheim, „aber ich muß sehen, wo das dort hinführt. Es ist Rapport von der Kommandantur gekommen, daß ein Rekrut aus der neuen Marktwache entsprungen ist, und eine der Schildwachen will, der Beschreibung nach, den Kerl hier im Schloß auf dieser Seite gesehen haben.“

Lisette war mehr todt wie lebendig.

Veltheim, der sich auch in großer Verlegenheit befand, in einer Uniform, die nicht die seinige war, Meldungen anzunehmen, erwiederte nur: „Thu Er seine Pflicht!“ Der Unteroffizier nahm die Laterne, muthmaßlich um in jeden finstern Winkel zu leuchten, ging in's Nebenzimmer, und kam nach einigen Minuten zurück, mit den Worten: „Es ist gut; da drinnen ist Niemand, und es geht auch von dort aus keine Thür weiter!“

„Nein“, rief Lisette fast zu lebhaft.

Der Unteroffizier sah sich noch einmal in dem Zimmer um. „Hier ist doch wohl kein Schlupfwinkel?"

„Was? Hier! In des Fräuleins Zimmer" — ereiferte sich Lisette von Neuem.

Allein der Bär von Unteroffizier achtete gar nicht auf sie, sondern sagte ruhig: „Ei ja doch!" — Lisette war dem Umsinken nahe.

„Dort ist ja ein Kamin", fuhr der Unteroffizier fort, trat auf denselben zu, hob den Kaminschirm weg und leuchtete hinein. „Nein! Es ist nichts", sprach er. „Mit Vergunst, Herr Lieutenant" wandte der Unteroffizier sich nochmals zu diesem, man läßt sich doch nicht gern krumm schließen, sondern sieht lieber überall nach!"

„Das fehlte aber auch noch, daß in den Zimmern der Hofdamen nach Deserteuren gesucht wird", schalt Lisette, die wieder aufathmete, den Gehenden nach, und drückte die Thür hinter ihnen zu.

„Herr Baron", wandte sie sich, wie außer sich, zu Veltheim, als die Patrouille abmarschirt war. „Sie sollen mein Fräulein hier erwarten, — ich will es auf mich nehmen, — wenn es mir auch den Dienst kostet — aber nur unter einer einzigen Bedingung!"

„Was es auch sei, mit Freuden will ich sie erfüllen", entgegnete Veltheim, „wenn ich nur irgend vermag!"

„Ganz leicht!" antwortete Lisette, „Sie müssen mir nur diese Ihre Uniform geben!"

„Diese, das ist ja nicht die meinige, es ist ja eine preußische, auch der Mantel", erwiederte Veltheim.

„Eben darum, grade weil es eine preußische ist", versetzte Lisette.

„Allein ich kann nicht, ich habe sie mir selbst geliehen." —

„Sie müssen! Unter dieser einzigen Bedingung!" —

„Aber höre doch, Lisette! Ich wollte die Weitläufigkeiten

der Meldung am Thor als fremder Offizier hier vermeiden. Daher habe ich mir in Königs-Wusterhausen diese Uniform und ein Pferd von einem dortigen Offizier, einem Freunde von mir, geliehen, weil mein Pferd nicht mehr fort konnte, und ich noch heut Nacht zurück muß. Also siehst Du wohl . . . — —"

„Es sei wie es wolle", entgegnete Lisette, „aber Sie müssen mir die Uniform und den Säbel leihen. Ihnen soll der Mantel bleiben, Sie können auch vielleicht Beides noch heut wiedererhalten . . ."

Hier unterbrach sie sich einen Augenblick, und horchte auf, nach Stimmen, die draußen auf dem Corridor vernehmlich wurden. Auch Veltheim lauschte aufmerksam.

„Ein Offizier sagst Du?" ließ die schnarrende Stimme einer alten Dame sich vernehmen. „Ein Offizier? Jetzt, wo die Nacht anbricht? Hier auf unserm Flügel? C'est impossible! Ce serait un scandal — —, o davon muß ich mich selbst überzeugen!" Und zugleich näherten sich Schritte der Thür.

„Nein! Es ist zum Verzweifeln!" rief Lisette und brach fast in Weinen aus. „Das ist das Fräulein von Bredow! Wenn die mit ihrer bösen Zunge über uns kommt, so ist es um uns geschehen!" — Sie hatte inzwischen wiederum den Schlüssel in der Thür umgedreht, um vor einem plötzlichen Ueberfall sicher zu sein. — Es pochte! „Da ist sie — so wahr ich lebe!" Die Thür wurde angeklinkt. „Verschlossen?" sprach draußen die Stimme des Fräuleins mit seltsam gedehntem Ton.

Lisette winkte stumm dem lauschenden Veltheim. Sie deutete mit dem Finger auf das Gardinenbett, und flüsterte: „Da hinein! Aber lassen Sie keinen Laut hören, was Sie auch sehen!"

Es klopfte stärker. —

Veltheim folgte dem Winke Lisettens.

Diese schlug die Gardinen zurück.

Er wäre fast drei Schritte zurückgetaumelt, als er in dem Bett einen mit einer Nachthaube bedeckten Kopf erblickte, doch Lisette legte den Finger auf den Mund, und der Lieutenant streckte sich in Uniform, wie er war, hinein.

Es klopfte abermals. „Man ist ja doch zu Haus, ich weiß es!“ sprach die Stimme draußen. Lisette warf dem Lieutenant Hut und Mantel nach, zog die Gardinen zu, sprang dann leise nach der Kammerthür, klappte sie absichtlich stark zu, als ob sie dort heraustrete und fragte dann mit lauter Stimme: „Ist Jemand da?“

„Nun, Jungfer? Hört Sie denn gar nicht? Ich klopfe ja schon eine halbe Stunde!“ schalt Fräulein v. Bredow.

Lisette öffnete: „Ach, mein gnädigstes Fräulein! Ach, verzeihen Euer Gnaden! Ich war noch mit Packen beschäftigt im Nebenzimmer! Was steht Euer Gnaden zu Befehl?“

Fräulein v. Bredow erwiederte nichts, sondern trat ein und sah sich spähend wie ein Habicht rings um, indem sie ihren magern Hals nach allen Seiten drehte! — Es war ein Glück, daß es schon tief dämmerte; sonst würde es Lisetten unmöglich gewesen sein, ihre Aufregung zu verbergen. Sie bebte aber wie ein Espenlaub.

Drittes Kapitel.

„Wo ist denn das Fräulein von Minkwitz, Jungfer“, fragte Fräulein von Bredow mit gedehntem Ton, und noch gedehnterem Halse, indem sie ihre spürenden Blicke in alle Winkel schickte.

„Ich erwarte das Fräulein jeden Augenblick“, antwortete Lisette.

„Sie erwartet? — Also nicht zu Haus?“ sprach Fräu-

lein von Bredow argwöhnisch; „Hm! — Ich habe doch — man hat mir doch erzählt, daß ein Besuch hier gewesen ist, ein junger Offizier.“ —

„Ach so“, fiel Lisette mit scheinbar gleichgültigem Ton ein. „Ja, ja, der Herr Baron von Veltheim.“

„Von Veltheim? Jetzt in der Dämmerstunde — fast Schlafenszeit — es ist ja beinahe finster hier im Zimmer, gewissermaßen unschicklich dunkel. — Dieser Herr von Veltheim, — ich kenne keinen Herrn von Veltheim!“

„Es ist ein Cousin des Fräuleins“, bemerkte Lisette.

„Cousin, Hm! Hm!“ sprach die alte Dame spöttisch, „daß doch unsere heutigen Damen alle, so viele, und immer junge Cousins haben!“

„Die Ihrigen, mein gnädigstes Fräulein, müssen freilich etwas älter sein.“ —

„Was will Sie damit sagen, Jungfer Naseweis“, fuhr das Fräulein auf, und die Röthe des Zorns stieg ihr in's Gesicht. „Sie scheint wohl auch die jungen Cousins ganz besonders gern zu haben!“

„Ei bewahre“, fiel Lisette ein, die ihre Uebereilung bereute; „ich habe ja auch gleich dem Herrn von Veltheim gesagt, daß er das gnädige Fräulein heut nicht mehr sprechen könne. Und morgen früh wird es zu spät sein! Um fünf Uhr fährt der Reisewagen schon vor, und es ist noch so viel zu packen!“

„Ja, es sieht schön aus hier in dem Zimmer! Sie thäte besser, etwas auf Ordnung zu halten!“

„Ich war so eben mit Packen fertig geworden, und wollte nun aufräumen.“

„Im Halbdunkel?“

„Ich wollte eben Licht anzünden.“ —

„Der Herr von Veltheim hat Sie wohl an Allem gehindert, was Sie thun wollte und nicht gethan hat!“ sprach das Fräulein mit steigendem Aerger, daß sie keinen zureichenden

Gegenstand der Ereiferung vorfand. „Sage Sie indessen nur Ihrem Fräulein, ich werde Anzeige davon machen, daß hier zur unschicklichsten Zeit die unschicklichsten Besuche empfangen werden!“

„Aber Sie sind ja nicht empfangen worden!“ —

„Schweige Sie! Wer nicht glaubt zu solcher Zeit angenommen zu werden, kommt nicht zu solcher Zeit. Kommen etwa zu mir junge Offiziere herauf?“ (Allerdings nicht, dachte Lisette, und fand die Sache sehr natürlich.) „Allein ich werde mit der Frau Oberhofmeisterin davon reden! — Dieser Corridor ist bis jetzt in strengen Züchten und Ehren gehalten worden, und man hat gar keine Ursach, seinen Ruf durch junge leichtfertige Personen auf's Spiel setzen zu lassen!“

„Gewiß nicht, gewiß nicht, gnädigstes Fräulein“, bekräftigte Lisette, die im Innern fast vor Angst und Ungeduld verging, daß die alte Dame nicht das Feld räumen wollte. Hatte diese Argwohn, oder nicht? Wer will es entscheiden. Allein sie zögerte und zögerte, und heftete das Auge immer auf die Thür des Cabinets, als ob sie dort Jemand vermuthe, fand indessen keinen haltbaren Vorwand hineinzugehen. Da kam Lisetten, die sie um jeden Preis los sein wollte, ein Zufall zu Hülfe. Auf dem Corridor hörte man plötzlich ein Hündchen wimmern. „Grand Dieu“, rief das Fräulein von Bredow, „c'est mon Azor! Er ist gewiß getreten worden! Das arme Thierchen!“ und mit diesen Worten war sie zum Zimmer hinaus.

Lisette athmete auf. „Jetzt, gnädiger Himmel, nur fünf Minuten ohne Störung“, seufzte sie, verschloß die Thür, und eilte zu dem Bett, um die Vorhänge zu öffnen.

„Nun heraus, Ihr Herren“, rief sie, „eilig heraus!“

Veltheim war mit einem Satz auf den Füßen, der arme Student in Angstschweiß gebadet, kroch etwas schwerfälliger hervor.

Es würde schwer gewesen sein, seltsamere Gesichter zu

malen, als die der Beiden aus dem Versteck Entlassenen, gewiß aber unmöglich ein verwundeteres als das des Lieutenants.

„Sage mir Lisette, was soll das bedeuten", rief er aus, und wußte nicht, sollte er lachen oder zürnen, hegte er Argwohn oder war er von Dankbarkeit erfüllt. „Wer ist mein Bettkamerad! — Wer sind Sie, Herr!"

„Um's Himmels Willen leise", bat Lisette. Und zugleich erhob der Student seine Hände bittend gegen den Offizier und sprach: „Machen Sie mich nicht unglücklich, verrathen Sie mich nicht!"

„Der Teufel mag verrathen, was er nicht weiß!" erwiederte Veltheim, „aber seltsam . . ."

„Sie sollen Alles erfahren, Herr Baron", fiel Lisette ein, „nur halten Sie mir jetzt Ihr Versprechen und geben Sie mir Ihre Uniform, oder vielmehr überlassen Sie sie dem jungen Mann. Er ist ja ein Landsmann von Ihnen, ein Sachse! Dem wird ein sächsischer Offizier doch hülfreich sein?"

„Ein Sachse?" fragte Veltheim. — „Ja, Herr Lieutenant", sprach der Flüchtling, „von preußischen Werbern gepreßt!"

„Nur geschwind in das Cabinet", drängte Lisette, „dort tauschen Sie die Kleider, dabei wird Ihnen der junge Mann Alles erzählen, Herr Baron. Es ist keinen Augenblick Zeit zu verlieren, damit er aus dem Schlosse ist, bevor es neun Uhr schlägt. Sonst muß er sich auf der Schloßwache melden, und dann wäre Alles verloren!"

Unter diesen Worten drängte sie Beide in das Nebenzimmer und flüsterte dem Baron noch die Worte zu: „Ich will Alles für Sie thun bei dem Fräulein, nur helfen Sie mir hier."

Es vergingen etwa zehn Minuten, die Lisette in der ängstlichsten Spannung zubrachte. Sie hörte, daß die beiden jungen Männer lebhaft aber leise miteinander sprachen. Endlich traten

Beide heraus. Der Student war in der That in einen ganz hübschen Offizier verwandelt. „Nur den Zopf müssen wir ihm noch einflechten“, bemerkte Lisette und war auch rasch mit einem Band zur Hand.

„Du bist ein wackres Mädchen“, sprach Veltheim leise zu ihr, während sie das Zopfband umwickelte, „Du rettest hier einen braven jungen Landsmann. Weißt Du, daß ich seinen Vater gekannt habe? Er war Prediger auf einem Dorfe in der Nachbarschaft meiner Eltern.“

„Wenn er nur erst glücklich aus dem Schlosse wäre!“ antwortete sie.

„Und über die Grenze!“ seufzte der Student.

„Wir haben Alles gut verabredet; ich habe ihn ganz militärisch instruirt!“ entgegnete Veltheim. „Aber wir wollen die Lection noch einmal wiederholen! So wie Sie aus dem Schlosse treten, nehmen Sie?“

„Eine Portechaise“, fiel der Student ein.

„Und lassen sich wohin tragen?“

„Nach der Dresdener Straße Nr. 10“, antwortete der Flüchtling.

„Damit er nicht nöthig hat, auf der Straße nach dem Wege zu fragen“, bemerkte der Lieutenant, denn das würde ihn, da er preußische Uniform trägt, verdächtig machen. — Bei Nr. 10 angelangt, haben Sie welches Thor dicht vor sich?“

„Das Cottbusser“, lautete die Antwort des Studiosi. „Und dort gebe ich mich bei dem Unteroffizier für den Lieutenant v. Wedell aus Königs-Wusterhausen aus.“

„Und wie heißt das Gasthaus vor dem Thore, wo wir uns treffen wollen?“ fragte Veltheim.

„Zum weißen Schwan“, entgegnete der Theologus.

„Richtig! — Dort steht mein Pferd“, fügte Veltheim

erklärend für Lisette hinzu; „ich kenne den Wirth, und dort hoffe ich, Deinem Schützling die Mittel zu verschaffen, so sicher wie ich selbst über die Grenze zu kommen.

Inzwischen war der Zopf fertig. Für ein so eiliges Machwerk ein wahrhaftes Kunstwerk, d. h. gut genug für die Dämmerung des Maiabends.

„Nun fort", drängte Lisette. „Leise über den Corridor. Ich werde Sie begleiten bis an die Treppe, die gerade hinunter in den Schloßhof führt. Wenn nur jetzt der Himmel das alte Fräulein von Bredow entfernt hält! Nun, ich hoffe, sie ist noch beim Pflegen und Trösten ihres Mopses!"

Unter diesen Worten wurde der Student leise von ihr zur Thür hinausgelassen, und sie begleitete ihn den Corridor hinunter, bis zur Treppe.

„Halt! Werda!" rief ihnen hier eine rauhe Stimme entgegen. Es stand eine Schildwacht dort! Lisette war wie vom Blitz getroffen, Dörfer mehr todt als lebendig. Niemals hatte hier ein Posten gestanden. Indeß gewann das kecke Mädchen rasch die Besonnenheit wieder. „Nun? Was ist denn das? Sind wir denn hier Gefangene im Schloß?" rief sie die Schildwacht scheinbar höchst erzürnt an.

„Ein Offizier wird doch wohl passiren können", sagte der Candidat mit so barscher Stimme als möglich.

„Jetzt nicht", erwiederte der Soldat. „Die Ueberlieferung lautet: „Niemand passirt, bis der Unteroffizier mit der Patrouille zurück ist. — Aber da kommt er eben!"

Aus der Fortsetzung des Corridors hörte man schwere Schritte, und sah den Schimmer einer Laterne. Die Minute wurde Beiden zu einer Ewigkeit voll unbeschreiblicher Folterqual. Da stieß Lisette den Flüchtling verstohlen an, und sagte dann laut: „Es ist ja derselbe Unteroffizier, der Sie vorher im Zimmer gesehen hat, Herr Lieutenant. Den wollte ich in

ihrer Stelle doch einmal derb abführen, wenn er Ihnen die Passage verweigerte, wie hier diese Schildwacht! Das sollte er mir mit strengem Arrest büßen!"

Während dieser Worte, die sie absichtlich so laut sprach, daß der Unteroffizier sie hören sollte, trat dieser heran, und da er den Offizier in der nämlichen Uniform erblickte, den er vor einer Viertelstunde gesehen, sagte er unaufgefordert: „Versteht sich, der Herr Lieutenant kann passiren; sonst Jeder hinein, Niemand hinaus."

Der Flüchtling zögerte noch unschlüssig, doch Lisette drückte ihm antreibend die Hand in die Seite, und so ging er fort, ohne weiter ein Wort zu sagen. Man hörte, je weiter er die Treppe hinunter ging, daß er mit jedem Schritt schneller wurde.

„Und wir?" fragte Lisette, die jetzo Athem schöpfte, um den Unteroffizier aufzuhalten, „und wir?" Dürfen wir nicht passiren? Sind wir hier eingesperrt? Werdet Ihr uns Frauen hier auch für Deserteure halten?"

„Diese Nacht, bis alle Winkel und Löcher durchsucht sind, bleibt das Schloß besetzt, denn hinein geschmuggelt ist der Kerl, aber heraus noch nicht, das ist gewiß. Passiren könnt Ihr Frauenzimmervolk aber doch, allein Ihr bleibt so lange bei dem Posten, bis ich mit der Patrouille komme, und ich mache alle halbe Stunden die Runde!"

„Wie? Halbe Stunden lang sollen wir auf Euch warten?" rief die kleine kecke Zofe, die nun schon wieder Muth genug hatte, um sich zu erzürnen.

„So lange bis anderer Befehl kommt", antwortete der Unteroffizier, „Ja!"

Lisette wußte genug; die Schritte des Flüchtigen waren verhallt, sie eilte zurück. Auf ein verabredetes Zeichen öffnete ihr Veltheim die Thür.

„Ist er glücklich fort?" fragte er rasch.

„Ich hoffe, ja!" erwiederte sie, „aber hier am Ende des

Corridors, an der Treppe, stand eine Schildwacht. — Wenn nur nicht unten auch noch welche stehen, die ihn anhalten!"

„Einen Offizier müssen sie ja doch passiren lassen", versetzte Veltheim.

„Wir können ihn von hier über den Schloßhof gehen sehen", antwortete Lisette, und eilte an's Fenster.

Die Laternen auf dem Schloßhofe waren schon angezündet; ihr Licht mischte sich unsicher mit dem Halbdunkel des Abends. Es war so hell, daß man einzelne Gestalten noch wahrnehmen, und eine Uniform von anderer Tracht unterscheiden konnte.

„Da wird eine Sänfte über den Hof getragen", bemerkte Veltheim.

„Das wird das Fräulein sein", rief Lisette überrascht. „Aber was wird sie sagen!"

„O, sie wird nicht böse auf Dich sein!" versicherte Veltheim.

„Meinen Sie, Herr Baron?" fragte Lisette und sah ihn bedeutsam an.

Die Sänfte wurde richtig vor dem Eingang, der zu der Wohnung des Fräulein führte, niedergesetzt.

„Sie ist es", jubelte Veltheim, als eine Dame ausstieg.

In demselben Augenblick rief auch Lisette: „Da ist er!"

Man sah den in einen Dragoner-Lieutenant verwandelten Studiosus Theologiae aus dem Gebäude treten. Er grüßte das an ihm vorbeistreifende Fräulein mit einem so höflichen und doch so sichern Anstand, als man einem so jungen Offizier kaum hätte zutrauen sollen. Dann wandte er sich zu den Sänftenträgern und sprach mit ihnen.

„Das ist gescheut", sagte Veltheim, „er nimmt gleich hier die Portechaise!" Er stieg wirklich ein.

„Gott sei Dank", rief Lisette, „nun wird die Gefahr wohl vorüber sein!"

„Wenigstens für's erste, hoffe ich", bekräftigte Veltheim.

Viertes Kapitel.

„Mein Gott, wie spät kommen Sie, gnädigstes Fräulein“, empfing Lisette die Eintretende. „Ich war schon ganz in Angst!“

„Die Tante hat mich so lange aufgehalten“, erwiederte das Fräulein mit einer Stimme, die Erschöpfung und Trauer zugleich andeutete. „Und dabei ist es mit der Abreise morgen noch nicht einmal sicher. Der König soll so schwer krank sein. — Aber wie schwül ist es hier, Lisette! Oeffne doch ein Fenster!“ — Sie nahm den Hut ab, legte Shawl und Handschuhe auf den Tisch unter dem Spiegel und setzte sich in den nächsten Sessel.

„Der König so krank“, nahm Lisette das Wort wieder auf, „nun, er ist freilich seit dem Winter krank gewesen, allein es hieß ja in der letzten Zeit, es bessere sich mit ihm.“

„Du weißt, daß man das Genaue selten erfährt. Aber die Tante will bestimmt wissen, es sei eine Staffette an den Kronprinzen nach Rheinsberg abgesandt, um ihn nach Potsdam zu rufen, weil der König sein Ende nahe fühle, und ihn noch zuvor zu sprechen wünsche.“

Lisette hörte nur halb auf die Rede des Fräuleins, denn sie dachte darüber nach, wie sie es ihrer Herrschaft am schicklichsten vortragen sollte, daß der Cousin Veltheim im Nebenzimmer auf die Erlaubniß warte, seiner schönen Cousine guten Abend sagen zu dürfen. Daß er sie, was das natürlichste und schicklichste gewesen wäre, in dem Wohnzimmer selbst erwartet hätte, oder ihr entgegengegangen wäre, hatte Lisette mit gutem Vorbedacht nicht zugelassen. Denn ein einziger, durch Ueberraschung entlockter Ausruf des Fräuleins würde bei dem steten, vielleicht auf Horchen abgesehenen Verkehr auf

dem Corridor, seine Anwesenheit vielleicht verrathen haben, und dann wehe dem Ruf ihres armen Fräuleins! Sie hub also an: „Wir haben auch Besuch gehabt, Fräulein Mathilde, während Sie fort waren. Rathen Sie, wen?"

„Fräulein von Rochow? — Oder Frau von Racknitz? denn die ist hier in Berlin." — Da Lisette bei beiden Namen mit dem Kopfe schüttelte, setzte sie matt hinzu: „So sag' es nur, ich bin nicht aufgelegt zum Rathen!"

„Ein Herr" — fing Lisette, absichtlich zögernd, an, ein junger, — ein Lieutenant — kurz und gut — Ihr Herr Cousin, der Baron von Veltheim war hier."

„Veltheim! Ist's möglich?" rief Mathilde überrascht und stand vom Stuhle auf. „Und was führte ihn her? Bleibt er hier?"

„Er sagte, er müsse Sie durchaus vor Ihrer Abreise noch sprechen", betonte Lisette sehr deutlich und lächelte dabei.

„Ach diese unglückliche Reise", seufzte Mathilde, und war nahe daran in Thränen auszubrechen. „Ich werde das Opfer der Pläne meiner Verwandten sein! — — Und nun wird er mich verfehlen — wenn wir morgen abreisen! — Hast Du ihm denn nicht gesagt — wollte er mich denn nicht erwarten?"

„Die späte Stunde schien mir nicht schicklich", antwortete Lisette.

„Aber in einem so außerordentlichen Fall", — entgegnete Mathilde lebhaft, „und ein Verwandter! Und überdies, bin ich erst abgereist — wer weiß ob ich ihn je wiedersehe! Wenigstens" — —

„Wenigstens?" wiederholte Lisette ein wenig boshaft ... „Also hätten Sie mich nicht gescholten, Fräulein", fuhr sie, da Mathilde schwieg, nach einigen Augenblicken fort, „wenn ich ihn ersucht hätte, hier auf Sie zu warten?"

„Nein, wahrlich nicht! Ich schelte Dich, daß Du es nicht

gethan hast!" antwortete das Fräulein mit liebenswürdigem Unmuth.

„Nun", versetzte Lisette lächelnd, „wenn Sie es gestatten, — der Fehler wäre noch wieder gut zu machen! — Er hält sich bei einem Bekannten hier im Schloß, ganz in der Nähe auf — würden Sie ihn noch sprechen?"

„Wenn es nur kein Aufsehen erregte", sprach Mathilde ängstlich — allein das Fräulein von Bredow hier gegenüber, die Alles ausspäht, Alles belauscht, und Alles verläumdet."

„Nun, Fräulein", unterbrach sie Lisette, „wenn Sie mir versprechen wollen, sich auch nicht durch den leisesten Laut zu verrathen, so will ich Herrn von Veltheim hierher führen, ohne daß eine Seele im ganzen Schloß es bemerken soll. — Er ist ganz in der Nähe!" Dabei deutete sie mit dem Zeigefinger auf die Kammerthür.

„Lisette — um Gottes Willen", rief das Fräulein staunend und zitternd zugleich.

„Nun? Darf er eintreten?" — — — — —

Es würde schwer zu sagen sein, ob das liebenswürdige, anmuthige, neunzehnjährige Fräulein v. Minkwitz mehr durch Schreck oder durch Freude überrascht war, als die Thür sich öffnete und ihr Vetter eintrat. So viel aber ist gewiß, daß ihr Versuch, erzürnt auf ihn oder auf Lisette zu sein, oder auch nur zu scheinen, wegen des Spiels, das man mit ihr getrieben, ein durchaus vergeblicher war, obgleich sie gegen beide Parteien dazu ansetzte. Vollends ging aber jede Empfindung unter in dem Wechsel von Erstaunen und Besorgniß, als sie hörte, welche seltsame Umstände den Besuch des Vetters begleitet hatten, was ihr dieser und Lisette abwechselnd auseinandersetzten.

„Ich fürchte, ich fürchte", sprach sie endlich mit besorgter Stimme, „wir haben uns da in einen bösen Handel verwickelt, und er ist noch nicht zu Ende! — Ich fand ja die Schildwacht

noch hier am Corridor, und das ganze obere Stockwerk des Schlosses ist besetzt. — Es werden noch Nachsuchungen auf den Böden nach dem Deserteur gehalten. — Den werden sie nun freilich nicht finden — allein wie kommen Sie wieder hier fort, und aus dem Schloß, und aus der Stadt?"

„Noch lassen Sie mich nicht daran denken, theuerste Cousine", erwiederte Veltheim galant; „noch gönnen Sie mir einige Augenblicke das Glück in ihrer Nähe zu sein. Uebrigens, wenn ich nur hier bei der Schildwacht vorüber bin, die der außerordentlichen Umstände wegen aufgestellt ist, dann hoffe ich schon weiter zu kommen. Ich habe mein Offizierpatent bei mir, und wenn ich mich an den Offizier der Schloßwache wende, wird er einem Kameraden den Ausgang gewiß nicht versagen. Doch, wie gesagt, noch lassen Sie uns daran nicht denken — ich habe Ihnen noch so Vieles zu sagen, theuerste Cousine!"

„Was ich nicht zu hören brauche", fiel Lisette ein, welcher ein Blick des Lieutenants auf sie nicht unbemerkt geblieben war. „Ich habe auch noch im andern Zimmer mit Einpacken zu thun, und nachher werde ich auf dem Corridor ein wenig recognosciren, wie der Rückzug anzutreten ist." Mit diesen Worten verschwand sie im Nebenzimmer, während Mathilde empfand, daß eine glühende Röthe ihr in's Gesicht stieg.

„Und können Sie nicht errathen, schöne Cousine", begann Veltheim, als beide allein waren, „weshalb ich so in aller Eile hierher gekommen bin; und, ich darf es sagen, bei Gott, viel dabei gewagt habe?"

„Gewagt?" fragte Mathilde, halb ableitend, halb gespannt.

„Gewagt, weil ich ohne Urlaub gekommen bin; ich hätte ihn von Dresden aus haben müssen, nach Preußen, obwohl wir nur eilf Meilen bis Berlin haben. Da aber wäre ich zu spät gekommen. So ritt ich heut in aller Frühe weg, über Königs-Wusterhausen, wo ich mir von meinem Vetter

Wedell ein Pferd und seine Uniform lieh, weil das meinige noch Kräfte für den Rückritt behalten mußte, und ich als fremder Offizier hier viele Weitläufigkeiten gehabt hätte, ohne Urlaub vielleicht gar nicht hereingekommen wäre!"

„Mein Gott, wie leichtsinnig sind Sie, Veltheim", rief Mathilde aus.

„Nur für Sie habe ich das Wagstück unternommen! — Ich hatte Ihren Onkel Gersdorf in Falkenberg besucht. Er hatte mir von Ihrer Reise erzählt, mich mit gewissen Plänen bekannt gemacht, die Ihre Tante damit verbindet."

„O schweigen Sie mir davon", rief Mathilde aus, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Wenn Sie nun abgereist wären", fuhr Veltheim fort — „wenn Sie uns nicht wiedergekehrt wären — oder, wenn sie uns als . . ."

„Reden Sie nicht aus, Veltheim — ich mag, ich will davon nichts wissen!" unterbrach Mathilde ihren Vetter mit hervorbrechenden Thränen. „Nur meine Verwandten betreiben diese Verbindung!" — —

„Sie würden sie nicht gern eingehn", fragte Veltheim feurig, und ergriff ihre Hand.

„Mein Himmel! Seien Sie doch nicht so unvorsichtig laut, Herr Baron", unterbrach Lisette, die eben wieder aus dem Cabinet trat, „ich fürchte, Fräulein von Bredow hört das Gespräch bis in ihr großes Himmelbett hinein! Ich muß nur geschwind ein wenig auf den Corridor hinaus, und sehen was dort vorgeht. Aber um Alles in der Welt, seien Sie ganz leise bis ich zurückkehre. Oeffnen Sie nur, wenn jemand zweimal leise klopft, so (sie that es auf dem Kaminsimms), dann bin ich es!"

Veltheim war wieder mit seiner Cousine allein. Das Gebot zu Flüstern ist einem jungen Paar selten unangenehm. Und Beide flüsterten so eifrig, so lange, daß sie gar nicht

berechneten, wie die Minuten verschwanden, und das letzte Flüsterwort war ein lieblich lispelndes „Ja" von Mathildens rosigen Lippen.

Da pochte es — aber nicht zweimal und leise, sondern nur einmal, aber ziemlich laut. Die Liebenden erschreckten.

Es pochte nochmals. —

„Das kann nicht Lisette sein", flüsterte Mathilde in Todesangst, und Veltheim drückte — offenbar nur im Schrecken, daß ihre Worte sie verrathen möchten, einen fest versiegelnden Kuß auf ihre Lippen. Es war ein schönes Mittel, denn sie schwieg wie eine Marmorbildsäule. —

„Fräulein von Minkwitz!" ließ sich ein Stimmregister hören, das eine scharfe Mixtur aus einem Aechz- und Schnarrwerk zu sein schien.

„Das ist die Bredow — ich bin verloren!" — hauchte Mathilde.

Veltheim wäre am liebsten mit einem „Kreuz-Donnerwetter" gegen die Störerin losgebrochen, allein er besann sich und wandte lieber sein probat erfundenes Mittel gegen den unwillkührlichen Selbstverrath an, das diesmal Zweien zugleich zu Gute kam.

Die Bredow'sche vox humana intonirte nochmals: „Fräulein v. Minkwitz?!"

Allein Veltheims Mittel wirkte so vorzüglich, daß ihr so wenig Antwort wurde, wie aus einem Grabe.

„Das ist doch seltsam!" — hörte man draußen betheuern. „Ich weiß doch gewiß, daß das Fräulein nach Haus gekommen ist!" Ein Versuch die Thür zu öffnen, schloß sich diesem Vorgang an. Dann folgte ein Räuspern, das zu einem ansehnlichen Crescendo stieg, endlich ein vernehmbares Husten, zum Schluß ein: „c'est incroyable! En verité." Das Nachspiel zweier schlotternder Pantoffel vollendete dieses unmelodische Intermezzo.

„Wenn nur Lisette wieder zurück wäre“, lispelte nach einigen Minuten Fräulein von Minkwitz im hingehauchtesten Pianissimo!

„O, es eilt ja nicht so, Mathilde“, flüsterte die Gegenstimme des Vetters.

Doch da klopfte es zweimal leise, genau im Takt, Tempo und Rhythmus, wie Lisette zuvor auf den Kamin geklopft hatte. — Und, sie war es! —

Aber sie brachte nicht die günstigsten Nachrichten; die ganze oberste Etage des Schlosses war an allen Treppen mit Schildwachen besetzt. Alle Viertelstunde wurden diese durch eine Patrouille visitirt. Wer hinaus wollte, mußte warten bis die Patrouille kam, und hatte sich zuerst bei dieser über seine Person, sein Verweilen im Schloß zu legitimiren. Wenn das nicht ausreichte, mußte er mit hinunter in die Schloßwache, und wenn der Offizier noch Verdacht fand, mußte eine Meldung an die Kommandantur gehn. Denn zwei Schildwachen und ein Ofenheizer hatten übereinstimmend ausgesagt, daß sie einen Menschen, dessen Beschreibung ganz auf den desertirten Rekruten paßte, hatten in's Schloß gehn sehn, der Ofenheizer hatte ihn zum Unglück an der Treppe auf dem obersten Corridor selbst bemerkt, und war sicher, daß er nicht wieder herunter gekommen sei; allein einen andern Ausgang als diese Treppe gab es nicht. Darum mußte er noch im Schloß stecken, und morgen mit Tagesanbruch sollten nochmals alle Winkel, Böden, Verschläge durchsucht, bis dahin aber die strengste Blockade erhalten werden. Denn der Deserteur mußte gefaßt werden, weil der Werbe-Offizier sein Wort gegeben hatte, einen großen Grenadier für das Potsdamer Regiment einzuliefern.

„Nun denn, so lasse ich mich von der Patrouille in die Schloßwache führen“, rief Veltheim heftig; aufhängen wird man mich doch nicht!“

„Aber das Fräulein?“ fiel Lisette ein. „Wenn Sie von hier oben herunter gebracht werden, erfährt alle Welt, daß Sie hier waren! Und dann ist es um den Ruf meines Fräuleins geschehen. Die Zunge da drüben braucht nicht halb so viel Stoff, um mit der Ehre eines Mädchens völlig auf's Reine zu kommen!“

Mathilde brach in Thränen aus.

„Lieber springe ich hier oben aus dem Fenster, als daß ich Deine Ehre auf's Spiel setze, Mathilde“, rief der Lieutenant, und machte eine rasche Bewegung, und seine Cousine faßte ihn beim Arme, als sei er schon im Sprunge.

„Er wird ja nicht so überhastig sein“, sprach Lisette lächelnd, „wenn auch die Zunge etwas übereilt ist.“ Sie hatte das „Deine“ gehört und dabei gedacht: Also so weit sind wir schon! Allein sie hatte es nur gedacht, und sagte es nicht.

„Was sollen wir nun anfangen!“ rief Veltheim. „Wenn ich nicht morgen vor der Parole zurück bin — bei der Strenge des Commandeurs habe ich das Schlimmste zu erwarten.“

„O Lisette, hilf uns“, bat Mathilde.

„Ich denke schon nach“, entgegnete diese, „doch es ist wahrhaftig schwer!“

„Mädchen“, betheuerte Veltheim, „wenn Du ein Mittel findest — in Gold lasse ich Dich fassen!“

„Gold brauche ich auch!“ erwiederte sie munter, „denn ich will auch heirathen! Das Fräulein weiß es! Ich will eine Berlinerin werden! — — Ja — das wäre, — (sie rieb sich die Stirn.) Wahrhaftig — es giebt ein Mittel! Doch Muth müssen wir haben! Muth!“ „Muth!“ wiederholten alle drei wie einen Schwur. —

Fünftes Kapitel.

Die Grenadiere der dritten Compagnie des Regiments Derschau hatten die Schloßwache gegeben. Ein dichter Tabaksdampf erfüllte die Wachtstube und ließ die spärliche Flamme zweier Talglichte, die zur Erhellung des ganzen Raumes dienten, nur matt röthlich wie eine Wintersonne durch dichtes Nebelgrau schimmern. An dem langen, hölzernen Tisch herrschte ein lebhaftes Gespräch. Nur an der obern Ecke saßen einige eifrige Kartenspieler, die über Schellen und Schippen zwar nicht Essen und Trinken vergaßen, aber doch das Reden.

„Macht doch noch ein Paar Fensterflügel auf", rief ein alter Unteroffizier. „Es ist eine Hitze hier, nicht zum Aushalten. Valentin, Du Milchbart", wandte er sich zu einem jungen Soldaten, „rühr' Dich! geschwind, Du hast junge Knochen, hopp, hopp, über den Tisch und die Fenster aufgemacht." —

Der junge Soldat war flink dabei und öffnete die obern Flügel eines Fensters.

„So", sprach der Alte, „nun kommt doch etwas Mailuft hier herein, und man kann Athem schöpfen." —

„Erzählt aber auch nun weiter, Vater Crusius", baten mehrere der Grenadiere.

„Ja, wo war ich stehen geblieben?" begann er wieder, indem er sich die kurze Thonpfeife stopfte.

„Bei der Geschichte von Eurem Großvater", fiel Valentin rasch ein.

„Freilich, Gelbschnabel", brummte der Alte; „glaubst Du ich hätte mich selbst nicht darauf besonnen? — Also — was hatte ich gesagt? — ja, mein Großvater, ich habe es

ihn selbst oft erzählen hören, — es sind ja jetzt erst dreißig Jahre, daß er todt ist, und das passirte Anno — Sapperment, wann war's doch, als des Churfürsten Friedrich Wilhelm hochselige Gnaden starb ..."

„Anno 1688", bemerkte Valentin.

„Gimpel!" Denkst Du, daß ich's nicht weiß? Anno 1688, richtig, und zwar am 29. April! Mein Vater hatte den Tag im Kalender angestrichen — wie alt war ich damals? ein Junge von 12 Jahren, und also — was meinen Großvater anlangt —

„Ihr wolltet vom Schloß zu Köpnick erzählen, wo er just an dem Tage auf Wache war", erinnerte ein anderer Grenadier.

„Wenn Ihr mich bei jedem Wort unterbrecht, wie kann ich da im Zusammenhang bleiben?" fuhr ihn Crusius an, der als Erzähler einen ungemeinen Respekt verlangte. „Ich war ja eben dabei es zu sagen! Also mein Großvater stand zu der Zeit in Köpnick, wo das Leibbataillon hinkommandirt war. Er war auf Schloßwacht und hatte den Posten vor'm Schloß, nach der Spree hinaus. — Horch, was schlägt es da?" unterbrach er sich, und horchte auf die Schläge der Glocke, die von der Domkirche herüberklangen. „Eins, zwei, drei, es ist drei Viertel auf eilf!"

„O dann erzählt rasch weiter, sonst müssen wir fort zur Ablösung", rief Valentin eifrig, dessen Augen lebhaft an dem Erzähler hingen.

„Nun, damals schlug es", fuhr dieser fort, „nicht drei Viertel auf eilf, sondern genau zwölf Uhr, und mit dem letzten Schlag der Glocke sah mein Vater — — weiß der Henker, daß meine Pfeife gar nicht brennen will! Valentin, Grünschnabel, geb Er mir doch ein bischen Feuer!"

Dieser reichte ihm den Schwamm eifrig hinüber, fragte aber noch eifriger: „Und was sah Euer Großvater?"

„Ueber das ewige kreuz und quer Dreinräsonniren in meine Erzählung! Euch soll ja ein Wetter regieren!“ fuhr Crusius heraus und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Immer stört Er junger Maulaffe mich, wenn ich grade im besten Zuge bin. Also wie ich gesagt habe! Im obern Stockwerk, wo dermalen kein Mensch wohnte, denn es war im späten Frühjahr, und noch gar kein Sommerlogis bezogen, wenn auch sonst die höchsten Herrschaften immer zum Sommer herübergingen, wurde das Eckfenster plötzlich hell. Aber es war ein Licht, — meinem Großvater rieselte es noch immer kalt über den Rücken, wenn er es erzählte, — wie eine blaue Schwefelflamme, als ob der leibhaftige... (der Redner sah sich mit rollenden Augen im Kreise der lautlosen Zuhörer um) — — ich sage weiter Nichts. Aber der Lichtschein — —“

„Es wird der Schein des aufgehenden Mondes gewesen sein“, rief eine rauhe Stimme, „der auf das Eckfenster geblitzt hat.“

„Was, Mond!“ fuhr Crusius wild auf. „Der Mond ist gar nicht aufgegangen damalen! Ich sage Euch es war — — so ein Grützkopf wie Er will das besser wissen, vielleicht, weil Er schon allen Potentaten gedient hat nnd allen davon gelaufen ist?“

„Darnach sie's gemacht haben!“ warf der Schwarzkopf, der freilich ein Gesicht hatte, wie Einer, der das Hängen dreimal verdient hat, trotzig hin.

„Er ist ein ruchloser Kerl! Aber es wird Ihm schon noch einmal schlecht bekommen, — bei uns versteht man keinen Spaß“ Dabei machte der Alte eine taktische Bewegung mit der rechten Hand, die selbst der ungeübteste Feldherr für einen Scheinangriff mit dem Fuchtelstock hätte halten müssen.

„Aber erzählt doch weiter“, riefen mehrere Stimmen.

„Meinethalben! Aber kreuzt noch ein einziges Mal einer meine Marschroute . . .“ er vollendete die Drohung nicht,

sondern fuhr fort: „Es war nicht Mondschein, nicht Sonnenschein, das Licht Nachts um zwölf. Aber es lief schwefelblau durch das halbe Stockwerk, dann verschwand es, dann wurde es ein Stockwerk tiefer sichtbar, und plötzlich quoll es wie durch die Mauer, nnd flimmerte durch den Garten, der noch fast ganz kahl war, und dann verschwand es, wie in die Erde gesunken, und mein Großvater sah dentlich eine weiße Gestalt, die an der Mauer hinunterschwebte."

„Und hat er ihr nicht auf den Pelz geschossen?" rief der Schwarzbart höhnisch lächelnd.

„Halt doch Dein Maul, Brandloff", rief Valentin, „und laß ihn erzählen."

„Auf den Pelz geschossen!" wiederholte Crusius in einem Tone, als wollte er sagen: „so ein ruchloser Lästerer", und dann setzte er plötzlich mit dem Stolz eines völlig siegreichen Arguments verächtlich hinzu: „Er hätte wohl geschossen, aus ungeladenem Gewehr! Oder glaubt Er, daß man vor dem Sommerschloß in Köpenick mitten im Frieden mit scharfer Ladung Posten gestanden hat?"

Brandloff schwieg. Man sah, daß er sich nicht in der besten Laune befand, und innerlich den alten, abergläubischen Graubart verächtlich auslachte, aber er wußte was ein Unteroffizierstock für Macht und Recht hat, und verbiß sich daher den Ingrimm.

„Und wie war es nun mit der Erscheinung, und was wurde daraus?" fragte Valentin, der mit glühendem Gesicht lauschte.

„Nasewitziger Bursch! kann Er mich nicht in Ordnung forterzählen lassen?" — fuhr ihn Crusius an. „Was es war? Natürlich die weiße Frau! — denn gleich drei Tage nachher verstarb der hochselige Herr, der Churfürst."

„Der auf der langen Brücke?" fragte Brandloff obenhin.

„Ja wohl! Versteht sich!" antworteten verschiedene Stimmen.

„Ich bin aber noch nicht fertig“, hub Crusius wieder an. „Horcht auf!“ sprach er feierlich. „Genau um die nämliche Stunde hat sie sich hier auf dem Schloß gezeigt.“

„Ja ja! ich habe davon gehört“, bekräftigte ein Grenadier.

„Es geschieht allemal, wenn ein solcher Todesfall bevorsteht“, belehrte Crusius.

„Von meinem Vater seliger weiß ich noch, daß er, als Seine Majestät der hochselige König das Zeitliche gesegneten — und das haben ja Viele von Euch Gelbschnäbeln auch noch erlebt — es war anno 13 am 21. Februar, ich war damals gerade aus Rathenow hierher versetzt, — das war Euch eine schlimme Garnison damals! Denn seit die Schweden — Ihr wißt ja doch von der berühmten Affaire.“ —

„Ist Sein Vater dabei gewesen?“ sagte Brandloff spöttisch, da er sah, wie weit sich Crusius wieder vom Thema verirrte.

„Kreuz Pestilenz!“ fuhr dieser auf. Aber diesmal hatte der boshafte Frager mehrere Alliirte, lauter Neugierige, auch Valentin, und Alle erinnerten Crusius daran, daß er von seinem Vater und der weißen Frau erzählen wollte. Valentin sagte, grade auf's Ziel losgehend: „Hat Sein Vater die weiße Frau auch gesehen, Herr Unteroffizier?“

„Mit Respekt zu melden, nein;“ erwiederte dieser. „Aber als zu demmal Seine Majestät schwer krank lagen, da wollen die Schildwachen hier im ganzen Schloß wahrgenommen haben, daß es nicht geheuer war. Drunten, bei der eisernen Jungfrau, hat es um Mitternacht wie mit Ketten und Schwertern gerasselt!“

„Bei der eisernen Jungfrau?“ fragte Valentin mit offenem Munde.

„Wißt Ihr das nicht einmal, Ihr Kiek in die Welt? — Hier auf dem kleinen Schloßhof, die große Steintreppe hinunter — wo es nach der Spree hinausgeht, — da liegen ja

die schwarzen Gewölbe, wo vor Zeiten die Majestätsverbrecher die eiserne Jungfrau küssen mußten, und dann schlug sie die eisernen Arme zusammen mit scharfen Schwertern inwendig, und herunter war der Kopf, und der Leib versank in die Spree."

„Das war wenigstens schnell expedirt, abgethan und begraben zu gleicher Zeit!" rief Brandloff dazwischen. „Da hatten's die Majestätsverbrecher besser als heut unsereins, wenn er mit dem falschen Fuß antritt. Da wird man halb todt gefuchtelt!" —

Crusius war so voller Ingrimm, daß er gar nicht antworten mochte. Doch diese Verspottung der Subordination war ihm zu arg, die konnte er nicht verwinden.

„Halb todt gefuchtelt!" rief er, roth vor Eifer. „Und was verdient denn ein Soldat, der nicht einmal richtig antreten kann? Aber ich will Ihm zeigen ..."

„Laßt's gut sein, Vater Crusius", begütigten Valentin und die Andern, „erzählt lieber weiter, was Ihr von der weißen Frau wißt."

„Und es ist abgemacht", fuhr der Alte heftig fort, „sie spukt immer noch! Damals hat es in den Kellern und Gewölben mit Ketten gerasselt. Im Schweizersaal hat sich ein tiefes Aechzen vernehmen lassen, und durch die Gänge des ganzen Schlosses ist um Mitternacht — den Schildwachen hat das Haar zu Berge gestanden, — ein weißes Gespenst ..."

„Bumm!" schallte die große Domglocke durch die stille Nacht, und „Heraus!" schrie gleichzeitig die Schildwacht draußen, daß das ganze, in athemloser Aufmerksamkeit lauschende Auditorium auseinanderfuhr und nach den Grenadiermützen sprang, um eilig in's Gewehr zu treten. Es war die eilfte Stunde, die der Ablösung.

Sechstes Kapitel.

Die Posten waren natürlich bereits abgetheilt, wurden jedoch nach dem Commando: „Ablösung vor!“ nochmals überzählt: Vor'm Gewehr — vor'm Portal Nr. eins — zwei — drei — vier — fünf; — vor der Bildergallerie — vor'm Rittersaal, — vor den Kammern Seiner Majestät des Königs — vor den Kammern Ihrer Königl. Hoheiten der Prinzessinnen Ulrike und Amalie, — vor den Kammern Ihrer Königlichen Hoheiten der Prinzen August Wilhelm, Heinrich Ludwig und August Ferdinand — auf dem Corridor des obern Stockwerks — nach dem Lustgarten, und so weiter. Auf das Commando: „Ablösung marsch!“ marschirten sie in drei Abtheilungen ab. Crusius führte die, in welcher Valentin und Brandloff sich befanden. Sie durchwanderten viele Gänge, stiegen Treppen aufwärts und wieder abwärts; die Treppenhallen und Corridors waren spärlich erleuchtet. Von den Erzählungen über die weiße Frau aufgeregt, spähte Valentin mit scharfen Augen und klopfendem Herzen in jeden dunklen Winkel, um zu sehen, ob dort vielleicht etwas Gespenstisches laure. Er war ein kecker Bursch, wo es einem Gegner mit Fleisch und Bein galt, und obgleich noch ganz junger Soldat, würde er sich doch unbezweifelt brav geschlagen haben. Allein vor Wesen, gegen die mit Stich und Hieb nichts zu machen war, die er mit seinen festen Händen nicht packen konnte, hatte er eine sehr große Ehrfurcht, und wünschte durchaus nicht in nähere Beziehung zu ihnen zu gelangen. Er hatte einen Vetter, den Todtengräber an der Sophienkirche, der pflegte oft von ihm zu sagen: Es ist ein seltsamer Bursche; ich glaube er holte einen Honigkuchen von der Wetterfahne über dem Kirchthurmknopf leichter herunter, als einen Beutel mit Gold Nachts aus

dem Gruftgewölbe. Er war schon als Bube so. Mit sechs großen Jungen zugleich fing er Händel an, und prügelte sich durch die ganze Mannschaft hindurch, aber wenn er im Dunkeln über den Kirchhof nach Haus gehen sollte, da klapperten ihm die Zähne und er bat mich himmelhoch, mit ihm bis an's Gitter zu gehen. Und dann riß er aus, huy! —

Der Himmel weiß, wie es kam, daß Valentin gerade jetzt so viel an seinen Vetter, den Todtengräber, dachte, und bei sich selber sagte: Lieber wollte ich doch auf dem äußersten Vorposten stehen, gegen den Franzosen, oder den Schweden, oder meinethalben auch den Moskowiter, als etwa drunten in den Kellergewölben bei der eisernen Jungfrau. —

Brandloff dagegen fürchtete sich weder vor Hölle noch Teufel, aber — man wollte wissen, er sei ein paarmal immer gerade dann desertirt, wenn eine Schlacht zu vermuthen war. Und obgleich ein passabel alter Soldat, der, nach seiner Erzählung, schon Gott weiß wo Alles gefochten haben wollte, waren doch so gewisse Gerüchte über ihn im Umlauf, daß Pulvergeruch ihm sehr zuwider sei, und Narben waren auch an seinem ganzen Körper nicht zu entdecken, — ausgenommen auf dem Buckel.

Valentin hätte daher gern mit ihm getauscht, als er, nachdem sie wer weiß wie viele Treppen und Corridors im Schloß durchmessen hatten, hoch oben an dem Ausgang eines dunklen Corridors seinen Posten erhielt, während Brandloff wieder mit hinunter mußte zum Portal Nr. 5.

Als die Schritte der Ablösung verhallt waren, herrschte die tiefste Stille und völliges Dunkel rings um Valentin her. Die Ueberlieferung auf seinem Posten hatte gelautet: „Es darf Niemand abwärts passiren, er muß so lange bei dem Posten verbleiben, bis die Visitationspatrouille mit dem Unteroffizier kommt; mit dieser wird er auf die Schloßwache geführt, wo er sich auszuweisen hat!“

„Es darf Niemand passiren", dachte Valentin bei sich. „Wer soll auch jetzt noch passiren mitten in der Nacht? — Ich wollte es wäre eine Passage, so lebhaft wie auf der langen Brücke! — —"

Er ging einige Schritte auf und nieder, und summte ein wenig zwischen den Zähnen, um sich Muth zu machen. Doch plötzlich verstummte er wieder; nicht blos weil der Dienst Schweigen von den Schildwachen verlangt, sondern auch, weil ihm einfiel, daß er gehört hatte, nichts nähmen die dunklen Mächte der Mitternacht so übel auf, als Singen oder Pfeifen in der tiefen Stille ihres Reichs.

Die Domglocke, die er hier ganz in der Nähe hatte, schlug halb. Er fuhr heftig zusammen beim ersten Schlage. „Wie schauerlich das hier tönt und dröhnt", murmelte er vor sich hin. „Und daß ich gerade in der Mitternachtstunde hier stehen muß!" — — „Ich weiß auch nicht, warum sie so geizig sind mit dem Oel auf dem großen Schloß! Hier an der Treppe hätte doch wohl noch eine Lampe brennen können! Ich glaube der Corridor ist so lang wie die neu angelegte Friedrichsstraße, und es brennt nichts darauf als das eine, jämmerliche Flämmchen da ganz unten! — Und jeder Windstoß kann es ebenfalls auslöschen! — Horch! — das sind Schritte! — Das klirrt ja so, — wie Ketten — das klappert ja — wie Todtengebeine!" —

Wirklich klapperte etwas von Knochen gegeneinander, aber ganz in der Nähe, nämlich Valentins Zähne. — Er packte sein Gewehr kräftiger an, und sagte bei sich: „Das schallt ja so hohl und dumpf, als ob das wilde Heer anrückte. Will mir etwas Lebendiges zu Leibe, — dem renne ich das Bajonnet risch durch die Rippen!" — — Der muthige Entschluß, zu dem er sich aufraffte, war schon nicht mehr nöthig; er erkannte die Patrouille, die Crusius zur ersten Visitation führte. Das Herz schlug ihm leichter.

„Nichts Neues auf dem Posten?“ fragte der Unteroffizier, dem seine zwei Mann folgten.

„Nichts, Herr Unteroffizier!“ antwortete Valentin dienstlich. „Aber“, setzte er undienstlich, leise hinzu, „geheuer ist es wohl hier nicht!“

„Hier? Wie so?“ fragte Crusius. — „Es ist bald Mitternacht“, meinte Valentin.

Crusius war auch nicht der Eisenfesteste. — „Ei was! Bet' Er sein Vaterunser, Amen;“ und damit machte er, daß er fortkam, die Treppe hinunter.

Valentin befolgte die Weisung; und mehr als einmal! — Der Schlag drei Viertel vom Dom her erschreckte ihn wieder. — Er wünschte Mitternacht vorüber, so lange, als das Pfefferland weit ist! Es dünkte ihn, als würden die Minuten zu Jahren, bevor es voll schlug. Plötzlich verlöschte das Flämmchen am Ende des Corridors; ein leises, hohles Sausen zog hindurch. Valentin fuhr zusammen. „Sagt ich's nicht“, dachte er, „ein Windstoß löscht die Lampe aus, wenn sie ja noch Oel genug gehabt hat; — und wenn das ein Windstoß ist! Es klingt wie ein Rufen aus dem Grabe.“ — Da erdröhnte der Glockenschlag vom Dome her, der Wind trug ihn gerade herüber, doppelt so laut als zuvor. Valentin fuhr so zusammen, daß er fast das Gewehr fallen ließ. Es war völlig finster um ihn her; nur seitwärts, durch das Treppenfenster, drang ein kaum wahrnehmbarer Dämmerungsschein der Sommernacht von draußen herein. Valentin starrte in die schwarze Tiefe des Corridors, durch den das unheimliche Windsgetön zog. Da war es ihm als dringe ein bleicher Schimmer aus der Nacht hervor. Beim Himmel, — er täuschte sich nicht, — eine weiße, riesige Gestalt schwebte in den Finsternissen, — sie bewegte sich näher und näher, — wie weit sie noch entfernt sei, konnte er nicht schätzen, denn bald dünkte es ihn, sie stehe schon dicht vor ihm, und umfließe ihn mit

der weißen Geisterhülle, bald schien es, sie sei noch weit zurück. Die Erscheinung war unbestimmt, formlos, wie eine Nebelwolke. Es rieselte eiskalt über Valentins Nacken, — er zitterte wie im Fieber, seine Knieen schlotterten. Dennoch versuchte er sich zu ermannen; er packte sein Gewehr krampfhaft an, fällte das Bayonnet und rief ein „Werda", das ihm halb in der Kehle erstickte. Doch die Erscheinung schwebte näher! Jetzt war sie in dem kleinen, durch die hineinschimmernde Dämmerung vom Treppengeländer etwas erleuchteten Raum. Mit Grausen sah Valentin eine weibliche Gestalt, doch von übermenschlicher Größe, in langen weißen Gewändern vor sich. Sie erhob eine drohende Hand gegen ihn, unwillkührlich zog er das Gewehr zurück, der Kolben sank ihm auf die Erde, er schlug die Arme kreuzweis über die Brust zusammen, faltete die Hände über das Bajonnet, und stammelte:

„Alle guten Geister
Loben ihren Meister." —

Da war die Gestalt dicht an ihm, ein kalter Grabeshauch wehte ihn an, es war als ob Leichengewänder ihm über das Gesicht streiften. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, die Sinne vergingen ihm halb. — Als er schlotternd, wie im Fieber, die Augen wieder öffnete, das Bewußtsein ihm zurückkehrte, sah er nichts um sich her als die öde Finsterniß; er war halb gegen die Wand gesunken, das Gewehr ihm entglitten, doch mit der Bajonnetspitze in seinem Riemenzeug hängen geblieben. — Er athmete tief auf. Da hörte er in der Ferne Schritte — es war die Patrouille. Obgleich noch am ganzen Leibe zitternd, raffte er sich doch zusammen und nahm das Gewehr wieder auf.

„Nichts Neues auf dem Posten, Schildwacht?" fragte Crusius Stimme.

„Nichts!" stammelte er: er hatte noch nicht den Muth zu erzählen, was ihm begegnet sei.

„Patrouille Marsch!"

Sie ging die Treppe hinunter. —

Valentin zählte die Secunden. Bald schüttelte ihn kalter Fieberfrost, bald zuckte es ihm wie Gluth durch's Gehirn. Immer wieder glaubte er die weiße Gestalt zu sehen. Es faßte ihn ein Schwindel, in dumpfer Betäubung hörte er nur noch den Glockenschlag der Ablösungsstunde vom Dome her, das dröhnende Eins.

Siebentes Kapitel.

Der alte Lazareth-Inspektor Eberhard saß Morgens früh um sieben Uhr bei seinem Rapport, der ihm, wie Alles, wobei es galt die Feder zu führen, mehr Mühe machte, als ein halber Feldzug. Und er hatte es versucht. Denn er war Soldat gewesen, hatte gegen Schweden und Franzosen gefochten, ein lahmes Bein mit nach Hause gebracht, und ein Ohr auf der Wahlstatt gelassen, das ihm ein französischer Kürassier abgehauen. Aber das Glück war ihm günstiger als Andern, denn da ein Lieblingslakei des großen Kurfürsten sein Pathe gewesen, hatte er ansehnliche Connectionen und Fürsprache bei hohen Herrschaften, und war schon seit länger als dreißig Jahre Lazareth-Inspektor. Aber in die vermaledeiten Rapporte hatte er sich noch immer nicht recht einarbeiten können. Sehr unwillkommen war es ihm daher, daß während er seine aufgenommenen und entlassenen Kranken von der letzten Woche zusammenstellte, ein Pochen an die Thür ihn in dem schweren Geschäft störte.

„Herein!" rief er verdrießlich. Allein sein Gesicht heiterte sich rasch auf, als ein helles Stimmchen durch die Thür rief: „Guten Morgen Papa!" und zugleich ein allerliebstes Gesichtchen in's Zimmer guckte.

„Ei Lisettchen!" rief er ihr freundlich entgegen, „Du bist noch in Berlin? ich denke, Du bist schon seit drei Tagen fort, und was führt Dich denn so früh her?

„Ja Papa", rief das muntre Mädchen, „mit uns hat sich Manches geändert. Vielleicht wird gar nichts aus unserer Reise. Vorläufig ist sie aber aufgeschoben, durch die Frau Gräfin, die noch nicht fort kann, weil sie noch auf Nachrichten aus Potsdam warten muß!"

„Ja ja", nickte Papa Eberhard, „sie sagen, der König soll so krank sein."

„Es ist noch etwas Anderes bei uns vorgegangen", sprach Lisette geheimnißvoll und lächelnd, „wovon ich noch nicht so sprechen kann wie ich möchte. Aber ich denke, Papachen, Ihr werdet nicht unzufrieden darüber sein. — Mein Fräulein hat gestern Abend durch einen expressen Boten einen Brief von ihrem Vetter, dem Lieutnant von Veltheim, bekommen. Darüber war sie sehr vergnügt und — —"

„Und?" fragte der Alte, die Zögernde gespannt ansehend.

„Und sie willigt schon jetzt in meine Hochzeit, und wird mir die ganze Ausstattung ausrichten, und ich kann aus ihrem Dienst treten, wann ich will!"

„Lisettchen!" rief der Alte. „Da wird der Fritz ja deckenhoch springen!"

„Ich hoffe, er freut sich so wie ich", erwiederte Lisette, indem sie vorläufig statt des Sohnes den Vater herzlich küßte. Denn der genannte Fritz war der Sohn des Alten, war Untergärtner in Charlottenburg und Lisettens Bräutigam. Nur hatte es bisher noch am Besten gefehlt zum Anfang der Wirthschaft.

„Und noch ein hübsches Sümmchen bekomme ich von anderer Seite her", fuhr Lisette fröhlich fort; „das bleibt aber Alles Geheimniß, Papa! Nur für Euch und Fritz!"

„Nun, und wer in der Welt braucht es sonst noch zu

wissen?“ rief der Alte. „Und wenn's mein Lebtag kein Anderer erführe, als wir Drei, ich machte mir nichts daraus! — Aber Sonntag muß ich nach Charlottenburg hinaus zu ihm, und Du mit, Lisettchen! Nicht wahr?“ —

„Wenn ich kann, gewiß, Papachen“, erwiederte sie. „Jetzt habe ich aber noch ein Geschäft mit Euch, fuhr sie nach einigem Zögern fort. „Ich soll mich nach dem kranken Grenadier Valentin vom Regiment Derj. zu erkundigen, der vorgestern in's Lazareth gebracht ist!“

„Der halbverdrehte Mensch? Was geht Dich denn der an?“ fragte Eberhard verwundert.

„Mein Fräulein hat nur davon gehört. Sie kennt ihn, glaube ich“, sagte Lisette etwas verlegen.

„Nun, da kann sie sich beruhigen. Ich glaube, der Mensch hatte nur etwas zu tief in's Glas geguckt. Seit gestern Nachmittag schläft er, und vor einer Viertelstunde war der Doktor da, faßte ihn an den Puls, während er schnarchte wie ein Bär, und sagte: „Der Puls geht ganz ruhig, er wird nun sein Fieber oder seinen Rausch wohl ausgeschlafen haben.“ — Ich habe ihn auf des Doktors Befehl hier schon als entlassen in den Rapport gesetzt, er soll heut wieder in Dienst!“

„Hm!“ meinte Lisette, „ich möchte wohl wissen, ob er wirklich gesund ist.“

„Wir wollen einmal hinauf. Er liegt gleich hier in Stube Nr. 1 ganz allein“, antwortete Eberhard.

Sie wollten Beide hinaus, als sich die Stubenthür öffnete und Valentin angekleidet, kerzengrade, frisch und gesund eintrat.

„Da ist er!“ rief Eberhard. „Aber sage Er einmal, wie kommt Er hierher?“ —

„Das wollte ich fragen, Herr Inspektor, bin ich denn krank gewesen? — Ich wachte auf, in einer fremden Stube. Ich konnte mich gar nicht besinnen, was mit mir geschehen

sei. Auf Etwas besinne ich mich zwar ganz gut", setzte er berichtigend hinzu. „Aber, wie bin ich hierher gekommen? Ich stand auf, zog mich an, ging aus der Stube, da erkannte ich erst, daß ich im Militair-Lazareth sei. Nun frage ich nochmals, wie komme ich hierher?"

Der Inspektor setzte ihm kurz auseinander, was er wußte. Lisette sah sich indessen den jungen Grenadier lächelnd von oben bis unten an, ging ganz um ihn herum, und zupfte ihm sogar den Zopf und die Montirungsschöße leise zurecht. — „Jedenfalls könnt Ihr nun wieder gehen, und Euch gesund melden", schloß der Inspektor. — —

Valentin ging mit vergnügter Miene.

„Ich weiß nicht, was mir so schwer in der Montirungstasche ist", dachte er auf der Straße im Gehen, und fühlte verloren hin. — „Ich glaube, es hat mir einer einen Kieselstein oder einen Bleiklumpen hineingesteckt." — Er fühlte in das enge knappe Täschchen, und fühlte wirklich einen harten Gegenstand. Es war ein Päckchen, in Papier gewickelt, recht ordentlich schwer. „Was der Geyer!" rief er, als er es herauszog, „das fühlt sich an wie Geld." — Es war aber etwas auf dem Papier geschrieben. Lesen war nicht Valentins Stärke, allein er buchstabirte doch so ziemlich: „Zum — An—den—ken" „richtig", wiederholte er, „zum Andenken!" — Aber von wem denn? „an — die — wei — wei —" das Wort starb ihm auf der Lippe, und er zitterte am hellen Tag; aber da stand's: „Zum Andenken an die weiße Frau." Es fuhr ihm wie ein Schlag durch die Glieder. „Das ist Hexengold, das kommt vom Satan!" dachte er, und hätte beinahe in der Hast das Papier weit weggeworfen. „Aber" — er besann sich. Er wollte doch sehen, was darin war. Es standen noch ein paar Worte auf dem Papier. Er buchstabirte: „A — ber — schweig!" — Seltsam, dachte er! Jetzt mußte er untersuchen, was darin war. Er riß das Päckchen, das versiegelt,

aber ohne aufgedrücktes Pettschaft war, auf. Blankes Gold leuchtete ihm entgegen; zwanzig schwere Dukaten! Es wurde ihm zu Muth, als ob ihn ein Wirbel umdrehte. So viel Geld hatte er in seinem Leben nicht beisammen gehabt! In dem Rausch der Freude übersah er fast, daß noch ein besonders eingewickelter Gegenstand in dem Päckchen war. Es war ein goldner Ring, wie ein Trauring, nur mit einer kleinen goldenen Platte in Form eines Herzens, und darauf war ein Kreuz abgebildet. „Ein Kreuz", rief Valentin aus und fühlte sich sehr beruhigt; „das ist ja doch ein frommes Zeichen. Das kann nicht vom bösen Feind kommen! Dann könnte ich Geld und Ring wohl behalten!" — Ein eingeknifftes Zettelchen lag bei dem Ringe. Valentin faltete es auseinander. Da war wieder etwas geschrieben, aber sehr klein gekritzelt. „Verwünscht!" brummte er, „wenn nur nicht die vielen Schreibereien dabei wären, und das hier mag der Henker lesen!" Allein eingedenk des Wortes: „Schweig!" vor dem er, da es von der weißen Frau kam, einen heiligen Respekt hatte, wollte er sich doch keinen Beistand suchen, sondern machte sich selbst an die schwierige Arbeit. Nach großer Mühe hatte er's heraus:

Ich werde Dich schützen
Der Ring wird Dir nützen.
Die weiße Frau!

Es war Valentin wiederum, als ob er ein Gespenst sähe, da er die Unterschrift heraus hatte. Er sah sich ordentlich bedenklich um, als ob ihm die weiße Frau am hellen Morgen an der Grün- und Commandantenstraßen-Ecke erscheinen würde, denn dort stand er gerade. Indeß that er das Klügste unter den Umständen, er wickelte, da er bemerkte, daß die Vorübergehenden aufmerksam auf ihn wurden, das ganze Packetchen wieder zusammen, steckte es sorgfältig in die Tasche und dachte: Schweigen ist auf jeden Fall das Beste. Denn wissen deine

Kameraden, daß Du Geld hast, so ist's beim Teufel, und weiß es der Capitain, so denkt er Gott weiß was davon, und überdies — der Befehl der weißen Frau!

„Valentin!" rief eine tiefe Stimme im Ton des Erstaunens ihn laut an, daß er erschreckt zusammenfuhr. „Valentin! Ist Er bei Troste, daß Er solche kreuzverfluchte Capriolen schneidet! Wo kommt Er denn her? Ist er gesund? Ist er ausgeschrieben?" Es war der Unteroffizier Crusius, der ihm diese Anrede hielt.

Valentin erzählte; das heißt bis auf das, was er verschweigen wollte. —

„Aber sag Er nur in's drei Teufels Namen, was ist Ihm denn zugestoßen auf dem Posten vorvorgestern."

„Ach, Herr Unteroffizier", fiel Valentin ein, und wollte reden; allein er dachte an das „Schweig!" und schnappte wieder ab.

„Der Tollwurm muß Ihn gebissen haben! Als wir Ihn um 1 Uhr ablösten, ging Er als hätte Er den Schwindel in Seinen Knieen und Beinen, und hätten wir Ihn nicht geführt, Er wäre die Treppe im Schloß kopfüber heruntergefallen. Und wie wir Ihn endlich auf der Wache hatten, sah Er aus wie Schaafmilch im Gesicht, und dann wieder roth wie ein Kollerhahn! Und hat Er durcheinander raisonirt vom Pontius zu Pilatus, vom schwarzen Teufel und der weißen Frau." —

„Von der weißen Frau?" fiel Valentin erschreckt ein.

„Im Fieber natürlich; Ihm muß das durch's Hirn gegangen sein, was ich von meinem Großvater erzählt habe", antwortete der Unteroffizier.

„Ja, ich habe gewiß ein Fieber gehabt", stotterte Valentin, froh, daß er damit einer näheren Erzählung seines Abentheuers ausweichen konnte. „Aber jetzt bin ich ganz wohl und frisch!"

„Die weiße Frau — allen Respekt vor ihr —“ fuhr Crusius fort, „hat uns beiläufig einen curiosen Streich gespielt. Weiß Er denn, daß der Hallunke, der Brandloff fort ist?“

„Fort?“ fragte Valentin. „Wie so?“

„Fort, desertirt!“ — rief Crusius. „Und was hat der Gaudieb dabei noch aufgestellt? — Er war vorgestern auf Ordonnanz commandirt, beim Obristen; bekam dort 7 Uhr früh einen Brief auszutragen. Bis Abends 7 Uhr ist er aber nicht zurück, und der Brief nicht bestellt. Statt dessen kommt gestern Abend ein Brief mit der Post aus Zossen an den Feldwebel, da steht drin:

Die weiße Frau hat mir befohlen
Geh', mach Dich auf die Sohlen.
Sie gab mir Paß und Reisegeld,
Nun geh ich in die weite Welt.

Valentin stand mit offenem Munde! Also der auch Geld, und auch von der weißen Frau, dachte er, aber — er schwieg.

„Ist das nicht ein verwetterter Kerl mit solchen Faxen und Flausen? Geschickt desertirt ist er aber! Kein Mensch hat's gedacht, bis Abends, wo es zu spät war, und er den Vorsprung hatte, vielleicht schon bis über die Grenze! — Wenn sie ihn aber einmal erwischen, da werden sie ihm sechsunddreißig Mal aufspielen! — Aber, Valentin, Er steht ja da, als sei Er noch nicht wieder recht bei Trost! — Geh' Er, melde Er sich gesund beim Feldwebel.“ —

Das that Valentin, und mußte gleich den Vormittag mit exerciren.

Nachmittags, es ging schon gegen Abend, putzte er eben seine Sachen, als Unteroffizier Crusius in die Stube trat: „Valentin! Er soll auf der Stelle mit mir zum Capitän.“ — Sie gingen.

Als sie in das Zimmer des Hauptmanns von Pannewitz traten, ging dieser heftig auf und nieder und schien sehr verdrießlich zu sein.

„Nun? Ist Er wieder gesund?“ — fragte der Capitän. „Was ist Ihm denn auf dem Posten begegnet, daß Er so krank geworden ist!“

„Es muß mich ein Fieber gepackt haben“, erwiederte Valentin verlegen.

„Und sonst nichts? Hat Ihm etwa auch die weiße Frau den Rath gegeben zu desertiren?“ fuhr der Hauptmann im zornigen Tone fort.

Valentin war froh, daß er „Nein“ darauf antworten konnte, ohne etwas Weiteres von der weißen Frau zu erwähnen, denn er dachte, plauderst Du, sie wird Dich gewiß zu fassen wissen!

Der Hauptmann überhob ihn aber selbst der Verlegenheit, denn er fuhr ihm gleich auf sein „Nein“ mit den Worten dazwischen: „Ich wollt' es Ihm auch gerathen haben! Wer mir wieder ein Wort von der weißen Frau über die Lippen kommen läßt, dem sind fünfzig Fuchtel so gewiß, wie Amen in der Kirche! — Und Er altes Plappermaul hat auch gewiß überall herumgeschnattert von dem unverschämten Zettel des Deserteur Brandloff“, wandte er sich zu Crusius. „Die Sache ist in aller Leute Mäulern, und Alles faselt von der weißen Frau, und man fragt mich noch am Ende, ob sie mir nicht erschienen ist!“

Crusius schwieg anfangs, denn den Vorwurf hatte er verdient. Doch begann er nach einigen Augenblicken schüchtern: „Mit Vergunst, Herr Hauptmann! Was der Brandloff von der weißen Frau gefaselt hat, das sind gewiß Faxen. Das werden wir aber bald wissen; denn wenn sie wirklich erschienen ist, ereignet sich immer in längstens drei Tagen ein Todesfall oder etwas Großes.“ ...

„Halt Er's Maul", fuhr ihn der Capitän an. „Wird Er mir auch mit solchen Narrheiten kommen!"

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und eine Ordonnanz vom Obristen trat ein mit einem versiegelten Schreiben in der Hand. Der Hauptmann nahm es, las, erstaunte, verfärbte sich sogar etwas, und las dann laut:

„So eben trifft durch Courier aus Potsdam die Nachricht von dem Ableben Seiner Majestät des Königs ein. Die Truppen sollen sogleich zusammentreten."

Crusius und Valentin standen mit vor Erstaunen offenem Munde da. Valentin bekam fast seinen Schwindel wieder, es schien ihm als ob ein ganzer Chor von weißen Frauen ihn umtanze.

„Nun! Marsch fort in die Kaserne", rief der Hauptmann, „ich werde gleich dort sein."

Es war der 31. Mai 1740. — In einer Stunde hatten die Truppen dem jungen Könige Friedrich II. Treue geschworen.



Zweite Abtheilung.



Achtes Kapitel.

Eine Reihe von Jahren war vergangen. Der siebenjährige Krieg loderte in hellen, furchtbaren Flammen, und verheerte nun schon im dritten Jahre abwechselnd Böhmen, Sachsen, Schlesien, die Marken, Preußen und die westlichen und nördlichen Theile Deutschlands bis zum Rheine. — Die Gattin des sächsischen Majors von Veltheim befand sich auf dem Gute Falkenberg, ihres erst vor vierzehn Tagen plötzlich verstorbenen Oheims, des Herrn von Gersdorf, das zwei kleine Tagereisen von Dresden nach der schlesischen Seite zu lag. Der Kriegsschauplatz, obwohl nicht fern von dort, hatte sich doch den ganzen Sommer hindurch, und jetzt war man schon im Oktober, nicht bis in die stillen Thäler dieses Dorfes erstreckt, und das alterthümliche Schloß war noch nicht von dem Unheil der Besetzung durch feindliche Truppen heimgesucht worden. Dennoch würde Frau von Veltheim, deren Mann bei der sächsischen Armee stand, das zwar von Preußen besetzte, aber sicherere Dresden nicht verlassen haben, wenn das Ordnen der nicht unansehnlichen Erbschaft ihre Gegenwart zu Falkenberg nicht unerläßlich gemacht hätte. Es kam vorzüglich darauf an, gewisse Dokumente aus dem Familien-Archiv aufzusuchen, die unerläßlich waren, um verschiedene wichtige Rechtsansprüche zu behaupten. Das Archiv

befand sich in dem oberen Geschoß eines alten, runden Thurms, in einem völlig feuersichern Raum, der jedoch mit dem Wohnzimmer des verstorbenen Baron von Gersdorf durch einen schmalen Gang, der die dicken Mauern des Thurms durchbrach, zusammenhing. In den letzten unruhigen Zeiten hatte der Besitzer auch in diesen versteckten schwer zugänglichen Raum die Gegenstände von besonderem Werth verborgen, die er besaß, und zu dem Ende hatte er die Thür, welche aus seinem Zimmer in den Thurm leitete, durch ein altes Familienbild blenden lassen, welches sich mittelst des Drucks einer verborgenen Feder bewegte. Dieses Geheimniß mußte man zuvörderst kennen, um in den Gang nach dem Archiv zu gelangen, und die beiden eisernen Thüren, mit denen es außerdem verschlossen war, öffnen zu können.

Während Frau von Veltheim in den alten Pergamenten und Schriften stöberte, ahnte sie nicht, daß der Aufbewahrungsort derselben ihr bald noch in ganz anderer Beziehung von großer Wichtigkeit werden könnte. Sie hatte eben, da sie nicht gern mit Licht dort beschäftigt war, wegen der hereinbrechenden Dämmerung ihre Thätigkeit beschlossen, und war durch den Gang und die geheime Thür in das Zimmer ihres verstorbenen Oheims getreten, als es am Vorzimmer stark pochte. Sie hielt nämlich, wie auch ihr Oheim gepflegt hatte, dasselbe stets sorgsam verschlossen, damit nicht irgend ein zufällig Eintretender das Geheimniß der Verbindung mit dem Archiv, welches nur noch der alte Haus- und Wirthschaftsinspektor kannte, entdecken möchte. Dieser war es diesmal selbst, welcher so stark anpochte. Er stand, als ihm Frau von Veltheim öffnete, bleich und zitternd vor ihr.

„Mein Gott, Vater Häberlin, wie seht Ihr aus", rief sie ihn an, „was ist denn vorgefallen?" —

„Haben die gnädige Frau Baronin nicht das Schießen gehört?" fragte Häberlin.

„Nein! In den alten Thurm dringt fast kein Laut von außen“, erwiederte sie, nicht ohne einige Unruhe. „Ist es denn in der Nähe?“

„Es mag nicht so ganz nahe sein“, antwortete Häberlin, „allein eben sind flüchtige Bauern von Alt-Germersdorf und Fichtenthal eingetroffen, die berichten, daß ein preußisches Streifcorps anrückt. Es sind an verschiedenen Orten Gefechte vorgefallen; unsere Leute, die sich hier gar keines Angriffs vermutheten, sind viel zu schwach gewesen. So rückten die Preußen immer weiter vor, und es scheint, daß sie auch hierher kommen werden. Unser armes Falkenberg!“

„Verliert nur Muth und Besonnenheit nicht“, antwortete Frau von Veltheim. „Wer weiß, zieht sich das Gefecht nicht noch wieder abwärts!“

In dem nämlichen Augenblicke ließen sich Flintenschüsse in sehr geringer Entfernung hören.

„Gott steh uns bei“, rief der Inspektor und legte seine Hände an das mit schneeweißen Haaren bedeckte Haupt, „das war ganz in der Nähe. Es kam von der Mühle her, sollte ich glauben!“

Die Bewohner des Schlosses waren sämmtlich in Unruhe gerathen und man sah durch's Fenster, wie sie im Hof zusammenliefen. Frau von Veltheim selbst eilte mit dem Inspektor hinab, um den Leuten Muth einzusprechen. In der ersten Bestürzung wollten sie Alle in den nahen Wald, in's Gebirg flüchten. Doch Frau von Veltheim redete ihnen zu, zu bleiben. „Mit leeren Dörfern pflegt der Feind schonungslos zu verfahren. Ihr fändet vielleicht morgen Eure Häuser in Asche, Euer Vieh weggetrieben oder todt. Bleibt lieber und wir wollen sehen, durch Bereitwilligkeit in den Dingen, denen wir uns doch nicht entziehen können, und durch gute Worte an die Befehlshaber das Schlimmste abzuwenden. — Ich werde für Euch eintreten so viel ich kann. — Vielleicht sind es

gar nur Leute von unsren eigenen Truppen, die sich hierher werfen!"

Diese Worte beruhigten die Leute ein wenig.

Aber schon bereiteten sich neue Schrecken.

„Gott im Himmel, das ist Feuer!" rief Häberlin plötzlich dazwischen und deutete nach der Seite der Mühle hin. Ein rother, flammenartig flackernder Schein färbte den Himmel.

„Die Mühle brennt", sprach Frau von Veltheim besorgt. „Gott sei den armen Bewohnern gnädig!"

„Wenn sie nur wenigstens zur rechten Zeit geflüchtet sind!" seufzte der alte Inspektor, und dem Greise traten die Thränen in die Augen, denn seine Enkeltochter war an den Müller verheirathet. „Aber sie müßten schon hier sein!"

„Da sind sie", rief Joachim, einer der Diener im Hause, und deutete auf das Hofthor, in das so eben eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arme und einem zweiten an der Hand hastig eintrat. Der Mann folgte ihr auf dem Fuße, mit einem großen Bündel auf dem Rücken.

Alles eilte ihnen entgegen, umringte sie und drang mit Fragen in sie. Die junge Frau konnte vor Bewegung und Schluchzen nicht sprechen, sondern hing ihrem Vater weinend am Halse. Die Kinder weinten, auch der Müller sprach finster: „Das nackte Leben haben wir gerettet, dafür wollen wir Gott danken. Aber Haus und Hof, Hab und Gut sind dahin — hinter uns geht Alles in Flammen auf."

„Sind die Feinde stark?" fragte Frau von Veltheim, jetzt selbst zitternd, indem sie dem unglücklichen jungen Mann die Hand liebreich tröstend reichte.

„Wie stark sie sind, gnädige Frau, das weiß ich nicht. Etwa fünfzig Mann von den Unsrigen, unter einem ganz jungen Offizier, kamen zuerst in die Mühle. Sie sagten uns: „Rettet Euch, Leute; wir müssen hier die Mühle halten so lange es geht. Hier wird Blut fließen · Und damit drangen

sie überall ein, besetzten die Fenster mit Schützen, warfen die Brücke über das Fließ ab und vertheilten sich auch im Garten hinter Zaun und Hecken. Sie halfen uns selbst noch unser Nöthigstes und Bestes in das Bündel hier zusammen raffen, ein Bischen Wäsche und Kleider für uns. Aber dann trieben sie uns vorwärts. Kaum waren wir fünf Minuten fort, als es hinter uns knallte und die Kugeln dicht an uns vorbei pfiffen. Wir stürzten vorwärts so rasch es möglich war. Als wir den Birkenberg überstiegen und rückwärts sahen, schlugen schon die Flammen aus der Mühle!" — —

Inzwischen war es fast ganz dunkel geworden; die Flamme von der Mühle her beleuchtete den Himmel mit düsterer Gluth, und der Widerschein röthete die Waldkuppen der nächsten Berge. Das Feuer hörte nicht auf, sondern schien immer lebhafter zu werden.

Viele der Dorfbewohner flüchteten sich jetzt auch aus ihren Häusern in den Schloßhof. Aehnliche Trupps Soldaten, besonders schwärmende Kavallerie, hatten sich nach ihren Berichten schon zu beiden Seiten der nach dem Dorfe führenden Landstraße gezeigt. Das Gefecht rückte augenscheinlich näher. — Während man so noch sprach und sich berieth, ertönte ganz nahe der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes, und zwei Sekunden darauf sprengte ein Reiter g'rad in den Schloßhof. Er schien schwer verwundet, da er vorn über den Sattel hing, und mit beiden Händen die Mähnen des Pferdes gefaßt hatte, das er nicht mehr lenken konnte; denn er jagte so in die Versammelten hinein, daß die jungen Burschen es auffangen mußten.

Der Reiter sank ihnen auch sogleich vom Sattel in die Arme, und sprach mit sterbender Stimme: „Verbergt mich — ich bin —

„Herr Jesus", rief Joachim, der das Pferd mit angehalten hatte, „das ist ja der Herr Major!"

„Gott im Himmel, mein Mann“, rief hinzuspringend Frau von Veltheim, und ihr Gatte lag bleich, blutend in ihren Armen.

Neuntes Kapitel.

Der starke Ritt, der Blutverlust, die Erschütterung und Ueberraschung hatte dem Major von Veltheim für einige Augenblicke das Bewußtsein geraubt. Doch als er in's Schloß gebracht war, man ihm die Stirn und Schläfe mit kaltem Wasser benetzt hatte, und seine Gattin zitternd und weinend, aber doch in klarer Besonnenheit ihm selbst die Wunden zu verbinden begann, kam er wieder zu sich, und sprach matt: „Mathilde, Du hier, o, welch eine Ueberraschung, welch ein Glück!“

Die Freude dem geliebten Mann das Bewußtsein zurückkehren zu sehen, das Glück des Wiedersehens mit heißen Thränen, ließen die schreckenvollen Umstände, unter denen es stattfand, für einen Augenblick vergessen. Doch eben nur einen Augenblick.

„Du mußt mich hier verbergen, Mathilde“, begann Veltheim, „und um Alles in der Welt möchte ich nicht in Gefangenschaft gerathen, denn man würde mir, wie den Gefangenen von Pirna, das Ehrenwort abnehmen, jedem Dienst für das Vaterland in diesem Kriege zu entsagen. Das Schloß wird aber in wenigen Augenblicken von den Preußen besetzt sein. — Schaffe mir also andere Kleidung, verbirg meine Uniformstücke, und mich selbst, wenn es irgend möglich ist!“

„Das Archiv“ war der erste Gedanke, der die Baronin durchblitzte. Sie sandte daher auf der Stelle die eben anwesenden Dienstleute unter verschiedenen Vorwänden fort,

und beauftragte einen, den Inspektor Häberlin sofort heraufzurufen.

„Aber sage mir, wie kommst Du hierher, Mathilde," fragte Veltheim, als sie allein waren; denn er hatte seit Wochen keine Nachricht von seiner Gattin erhalten. „Ist der Oheim nicht hier? Zu ihm dachte ich zu flüchten!"

„So hast Du meinen letzten Brief nicht empfangen?" entgegnete die Baronin bestürzt. „Er meldete Dir", setzte sie nach einigen Augenblicken des Zögerns hinzu, „den Tod des lieben Greises."

„Er ist also todt?" sprach Veltheim wehmüthig; „freilich in den letzten Monaten war das täglich zu befürchten!"

„Ich bin hier", fuhr Frau von Veltheim fort, „auf den dringenden Rath des Notar Bergheim, weil die Papiere des Oheims und die Dokumente in den Archiven eine genaue Durchsuchung nöthig machten! Allein woher kommst Du, liebster Freund, seit wann steht das Regiment hier in der Nähe?"

„Wir hatten in Verbindung mit österreichischen Truppen einen Flankenmarsch gemacht, um eine starke Proviantkolonne, die die Preußen nach Schlesien dirigiren wollten, wegzunehmen. Doch wir stießen schon gestern auf überlegene preußische Truppen, wurden hier herüber gedrängt, und zogen uns in kleinen Gefechten ganz hier herauf. Bei Alt-Germersdorf wurde ich mit einer Abtheilung unserer Dragoner abgeschnitten. Es blieb uns nichts übrig als uns durchzuschlagen, oder zu kapituliren. Wir versuchten das erstere, doch das Gefecht war hart, die Mehrzahl meiner braven Leute wird den Tod gefunden haben; Vitzthum fiel an meiner Seite, der Cornet Rackwitz wurde vom Pferde gerissen, mir selbst glückte es die Reihen zu durchbrechen; der einbrechenden Dämmerung, dem Walddunkel, der Schnelligkeit meines Pferdes und meiner Kenntniß der Gegend verdanke ich es, daß ich mich bis hierher rettete!" —

„Gott sei Dank“, rief Mathilde, und umarmte ihren Gatten auf's Neue. —

Häberlin trat ein.

Die Baronin schloß sogleich die Thür hinter ihm, und machte ihn zum Vertrauten ihres Planes. Man durfte nicht mehr zögern; von Beiden geleitet, wurde daher Veltheim auf der Stelle in die Thurm-Wohnung geführt und die nöthigsten Gegenstände zu seiner Pflege dorthin geschafft. Es war aber Zeit gewesen, denn kaum war der Versteck wieder geschlossen, als es laut an die Thüre pochte. Joachim war es, der mit neuer Bestürzung meldete, das Dorf werde schon von Feinden besetzt, die überall in die Häuser drängen. Mit schwerem Herzen mußte sich die Baronin entschließen, ihren Gatten für den Augenblick zu verlassen, um den Schloßbewohnern, Dienstleuten und Flüchtlingen zum Anhalt zu dienen, und sie für die bevorstehenden Bedrohungen nicht ohne Rath zu lassen.

Kaum waren diese Anordnungen in Eil getroffen, als man Trommelschlag vernahm; die Feinde rückten, aus Vorsicht geordnet, an.

„Halt!“ erscholl das Commandowort dicht vor dem Eingang des Schloßhofes. Es war eine Rekognoscirungspatrouille, von einem Offizier geführt, der, von einigen Leuten gefolgt, in den Schloßhof trat.

Frau von Veltheim ging ihm sogleich entgegen und redete ihn an: „Wir sind friedliche Bewohner dieses Schlosses; Sie werden gewiß Unbewaffnete, Vertheidigungslose nicht feindselig behandeln.“

Der Offizier grüßte mit Höflichkeit, da er eine Dame vor sich sah, und fragte: „Ist das Schloß oder Dorf von feindlichen Truppen besetzt?“

„Das Schloß ist nur von seinen Bewohnern und einigen geflüchteten Dorfbewohnern erfüllt, auch das Dorf ganz unbesetzt von Truppen“, antwortete die Baronin.

„Ich werde meine Meldung an den Kommandeur senden“, entgegnete der Offizier. „Halten Sie sich ruhig und schaffen sie herbei, was unsre Leute bedürfen, so hoffe ich Ihnen völlige Sicherheit versprechen zu können.“

„Es soll Alles geschehen, was in unsern Kräften steht“, antwortete die Baronin und setzte mit der gewandten Sicherheit einer Frau von Welt hinzu: „Ich vertraue fest darauf, daß Sie gute Mannszucht halten werden, denn ich weiß, die Ehre der preußischen Krieger besteht darin, eben so großmüthig gegen Wehrlose, wie tapfer im Kampf zu sein.“

Der Offizier, auf den die Würde der entschlossenen Frau nicht ohne Eindruck blieb, grüßte mit einer stummen Verbeugung und ging nebst seinen Leuten zurück. Nach wenigen Minuten sprengte der Commandeur und Major mit seinem Adjutanten in den Hof.

„Wo ist die Besitzerin des Schlosses“, war seine erste Frage. Frau von Veltheim trat ihm entgegen.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie belästige, würdige Frau“, sprach der Major, dem der Lieutenant schon eine Schilderung der Baronin gemacht hatte, im verbindlichsten Tone; „der Krieg bringt es nicht anders mit sich. Ich werde auf einige Augenblicke mein Quartier bei Ihnen nehmen. Mein Bataillon wird Dorf und Schloß besetzen. Allein meine Leute sind erschöpft, bedürfen sofort der Erquickung.“

„Wir haben schon Vorbereitungen dazu getroffen“, erwiederte die Baronin, „und werden thun, was uns irgend möglich ist.“

„Ich danke Ihnen“, sprach der Commandeur. „Zweihundert Mann werden Schloß und Schloßhof in Beschlag nehmen!“ Er gab hierauf seinem Adjutanten einige Befehle und ritt wieder fort, mit dem Worte: „In einer Viertelstunde treffen wir uns hier wieder.“

Trommeln und Pfeifen ließen sich bald darauf ganz nahe

hören. Eine Abtheilung Infanterie rückte vor den Schloßhof und marschirte in Sektionen ein. Die Leute stellten die Gewehre zusammen und lagerten sich auf dem Rasen des Vorhofes; es wurde Feuer angemacht und der Inspektor ließ an Getränken und Speisen, was irgend vorhanden war, heranschaffen. Bald war der Schloßhof ein fröhliches Festlager. — Die Offiziere lud die Baronin ein, im Schloß ein Abendessen einzunehmen.

Der Commandeur kehrte jetzt zurück.

„Ich werde Ihnen länger und härter beschwerlich fallen müssen als ich dachte, gnädige Frau“, wandte er sich zu der Baronin; „ich habe leider eine bedeutende Anzahl von Verwundeten, die ich bei Ihnen unterbringen muß, bis für ihren weiteren Transport gesorgt werden kann.

„Wir werden ihnen alle Pflege gewähren, die in unsern Kräften steht“, antwortete Frau von Veltheim.

Und schon fuhren zwei Wagen mit Verwundeten in den Hof; Andere folgten später, theils auf Tragbahren, theils geführt, theils, wo die Wunden leichter waren, allein gehend. — Der Feldscheerer machte den Rapport, daß es sechs und vierzig seien.

„Das Defilee ist theuer erkauft!“ sprach der Commandeur ernst. „Ein und zwanzig todt und sechs und vierzig verwundet! Sorgen Sie nach Kräften für sie; das Schloß muß vorläufig in ein Hospital verwandelt werden, bis ich Ihnen andere Befehle schicke.“

Frau von Veltheim leitete die nöthigen Anordnungen ein. Sie entschuldigte sich mit denselben gegen den Commandeur, daß sie an der Tafel der Offiziere nicht selbst die Wirthin machen könne. Dieser bedauerte es mit höflichen Worten, entschuldigte sich aber zugleich selbst, weil er in einigen Minuten weiter müsse.

Während die Offiziere sich zu Tisch setzten, stahl sich die

Baronin zu ihrem Manne, um ihm Nachrichten zu bringen und seiner Pflege obzuliegen.

Die Verwundeten wurden in die untern Zimmer gebracht.

Häberlin hatte das Amt, herbeizuschaffen, was nur an Matratzen, Betten, Decken im Schloß und Dorf aufzubieten war. Wo diese nicht reichten, wurden Strohlager ausgebreitet.

„Was doch der Krieg für ein Unheil ist!" seufzte der Greis, als er die schönen Zimmer im Schloß so zum Lazareth einrichten sah. „Wem kommt es wohl zu Gute! Den armen Bewohnern der Länder gewiß nicht, und den großen Herren auch nicht sonderlich! denn eine Partei muß doch dabei verlieren, wenigstens hätten sie es alle besser, wenn sie in Ruh und Frieden mit einander lebten!" —

Es kamen immer neue Verwundete, und noch waren lange nicht alle untergebracht. Es gab alle Hände voll zu thun. — Ein Unteroffizier, der die Stirn mit einem Tuch verbunden hatte, trat zu dem Chirurgus und meldete sich mit den Worten: „Herr Feldscheerer, ich bin mit sechs Mann kommandirt, um Hülfe im Lazareth zu leisten!" „Wie heißt Er?" fragte der Chirurg. „Unteroffizier Valentin von der dritten Compagnie!" lautete die Antwort.

„Das untere Stockwerk ist voll", sprach der Arzt; lasse Er mir drei Mann hier zur Hülfe, und gehe Er mit den Andern hinauf und schaff Er Lagerstroh und was sonst nöthig in die oberen Zimmer.

Valentin ging hinauf. Einige Zimmer waren offen, in die er sogleich Stroh bringen und Lager errichten ließ. Dann kam er vor eine verschlossene Thür des Corridor. „Heda, Alter", rief er den Inspektor an, „schließt diese Thür auf. Wir haben noch nicht Platz genug!"

Häberlin erschrak. Es war die Thür, die zu den Zimmern führte, welche an's Archiv stießen. Sie leitete zunächst zu einem Durchgangszimmer, von dem man links in ein sehr

geräumiges, das einem Saal glich, trat, rechts in das Arbeitszimmer des verstorbenen Besitzers, wo sich das Bett der Baronin befand.

„Das Zimmer kann ich nicht öffnen", meldete der Inspektor ausweichend, „das sind ja die Zimmer der gnädigen Frau!"

„Was Zimmer der gnädigen Frau", rief Valentin unwillig. „Allen Respekt vor der gnädigen Frau, aber mehr Respekt vor meinen Kameraden. Wir brauchen noch Platz. Also nur her mit dem Schlüssel, wir haben keine Zeit zu verlieren. Eine Wunde schmerzt, da will Jeder bald zur Ruhe!"

Häberlin war in äußerster Verlegenheit. „Ich habe den Schlüssel nicht", antwortete er zitternd, und sagte die Wahrheit, denn die Baronin hatte ihn hinter sich abgezogen.

„Nun, so wollen wir uns selbst öffnen", rief Valentin; „wir haben schon andere Schanzen gestürmt. „Gotthold, Schweder, Schulz, faßt einmal mit an! Wir wollen den Meister Schlosser spielen. Ist nicht irgendwo hier eine Stange oder ein Hebebaum zu erwischen, daß wir das Ding aufsprengen können?"

„Ach was Hebebaum, Herr Unteroffizier", antwortete Gotthold, eine Gestalt, knorrig wie ein Eichbaum. „Ich habe immer ein Paar Hebebäume bei mir! Holz her!" Und mit diesem Ruf rannte er mit den Mammuthknochen seiner Schultern gegen die Thür. Sie knickte und knackte, sprang aber noch nicht auf. „Herr Jesus", dachte Häberlin. „Komm, Schulz", rief Schweder, wir wollen Pelotonfeuer geben! Holz her!" Alle drei Grenadiere liefen Sturm in einem Ruck; krach, flog die Thür auf, wie von einer Petarde gesprengt.

„Da liegt Eure Festung!" rief Valentin! Die Soldaten lachten. Häberlin blickte angstvoll gen Himmel; er wußte nicht, ob Frau von Veltheim in den Zimmern war oder nicht. Doch der brave Major war nun in der äußersten Gefahr.

Zehntes Kapitel.

Valentin drang mit seinen Leuten ein, und sie trafen sogleich die ersten vorläufigen Einrichtungen. „Nun in der großen Stube links Strohlager“, befahl Valentin, „für die leichter Verwundeten; der Eingang hier kann frei bleiben, wenn wir mit dem Platz auskommen.“ Dann trat er in das Zimmer rechts. „Seht doch, hier steht ja ein Pracht-Himmelbett!“ rief er beim Anblick des Betts der Baronin aus, damit könnte ein verwundeter General zufrieden sein! Macht eilig, daß Ihr hinunterkommt. Meldet dem Doktor, wir hätten hier noch den schönsten Platz für einen schwer Verwundeten.“

Der Chirurgus kam selbst herauf.

„Das ist gut“, sprach er beim Anblick der Zimmer, „hier haben wir hinlänglich Platz. Und das Bett kommt mir wie gerufen. Das soll der Hauptmann von Pirch haben, der bedarf der besten Pflege.“

„Der Hauptmann von Pirch? Mein Hauptmann?“ rief Valentin bestürzt, „der ist schwer verwundet?“

„Sehr schwer“, erwiederte der Doktor, „ein tiefer Hieb in den Kopf und ein Schuß durch die Schulter. Und das wißt Ihr nicht einmal?“

„Wir waren ja getheilt! Ich marschirte mit dem Zuge des Premierlieutenants von Borstell“, entgegnete Valentin. „Also schwer verwundet, mein lieber braver Kapitän!“

„Für die Armee wenigstens wird er nicht zu retten sein“, sprach der Doktor bedenklich!

„Herr Feldscheer“, bat Valentin, „den Kapitän lassen Sie mich pflegen, ich will nicht von seinem Bett weichen! Er kann gleich hier herauf gebracht werden!“ „Ja ja, das soll geschehn“, antwortete der Arzt, „dies Zimmer eignet sich am besten dazu; es ist das letzte, gar kein Durchgang und

das Bett kann nicht besser sein. Das wird die gnädige Frau schon hergeben!"

„O sie muß", rief Valentin eifrig.

„So bring Er nur das Lager hier etwas in Ordnung", bestimmte der Arzt, „das Kopfkissen dorthin, nach dem alten Bilde zu, sonst scheint dem Kranken das Licht des Morgens zu sehr in die Augen. Ich will indessen sogleich den Herrn Hauptmann selbst heraufbringen helfen."

Valentin that, was ihm geboten war, während der Arzt wieder hinabging. — —

Frau von Veltheim hatte, von dem verstohlenen Besuch bei ihrem Manne zurückkehrend, eben die letzte eiserne Thür im Gange hinter sich geschlossen und war im Begriff das Wandbild zu öffnen, als sie den furchtbaren Lärm hörte, den das Einbrechen der Thür vom Corridor her veranlaßte. Erschreckt blieb sie stehen und lauschte mit verhaltenem Athem. Durch die dünne Fläche des Bildes konnte sie jede Sylbe, die gesprochen wurde, vernehmen. Sie erhielt daher Kunde von allen Anordnungen. Natürlich gerieth sie dadurch in die äußerste Besorgniß; denn sie sah jetzt gar keine Möglichkeit, ihren Versteck zu verlassen, ohne ihn und dadurch ihren Mann zu verrathen; nicht zu gedenken, daß es sie äußerst beunruhigte, gerade jetzt im Hause zu fehlen, wo so Vieles angeordnet und beaufsichtigt werden mußte. Sie konnte für jetzt aber nichts Anderes thun, als alle Zugänge so viel als möglich zu beobachten, um auf diese Art zu erspähen, ob sich ihr ein Ausweg öffne.

Der Chirurgus kehrte mit dem verwundeten Hauptmann zurück, den zwei Mann trugen und auf das Lager betteten, worauf sogleich ein neuer Verband seiner Wunde begann, um den ersten flüchtigen durch einen sorgfältigeren zu ersetzen.

Der Kranke gab nur Schmerzenslaute von sich und hatte ganz das Bewußtsein verloren.

„Hm, Hm!“ murmelte der Doktor, „die Sache steht schlimmer als ich glaubte!“

„Was denken Sie, Herr Feldscheer“, fragte Valentin bekümmert, „ist der Hauptmann gefährlich verwundet?“

„Gefährlich gewiß, mein lieber Valentin!“ antwortete der Chirurgus, „es fragt sich nur wie gefährlich! Der Hieb ist tiefer in den Kopf gegangen als ich vermuthete.“

„Warum ist denn nicht lieber meine Schramme um ein paar Zoll tiefer ausgefallen!“ rief Valentin.

„Sei Er doch froh darüber, Valentin; es ist eine gefährliche Stelle“, fuhr der Doktor fort, während er sich mit dem Hauptmann beschäftigte. „Wer hat sie Ihm denn beigebracht? Hat Er dem Kerl nicht wieder sein Decem gegeben?“ fuhr er, um während des Verbindens etwas zu plaudern, fort.

„Ich hoffe!“ antwortete Valentin. „Ich schoß Ihm nach! Es ist mir eigentlich ein großes Glück dabei entgangen, denn es war ein sächsischer Stabsoffizier von den Dragonern, den ich zum Gefangenen zu machen dachte. Der hätte sich gut ranzioniren müssen! Aber er hieb sich durch wie der Teufel! — Was frag' ich aber auch jetzt darnach! Wenn nur mein lieber, braver Hauptmann gesund wäre!“

Die Baronin athmete tief auf, nachdem sie diese Worte gehört hatte.

„Ja, gesund!“ murmelte der Arzt; „es hat sich was gesund! Er hat so viel Blut verloren, und doch ein so heftiges Wundfieber! Hätten wir nur den Arm gleich abnehmen können!“

„Also doch!“ fuhr Valentin erschreckt fort. „Mein lieber, lieber Hauptmann!“ — Die Thränen erstickten dem rauhen, narbenbedeckten Krieger die Stimme.

„Halt Er mir hier die Bandage, Valentin — und laß Er jetzt das Jammern! — Damit helfen wir nicht! — So;

reich Er mir die Charpie-Schachtel! — Aber Er sieht ja ganz käseblaß aus! — Sappremement, seine Schramme, wie Er sie nennt, darf er auch nicht vernachlässigen. Ich werde sie Ihm auch noch besser verbinden!“

„Ist nicht der Mühe werth, Herr Feldscheerer!“ erwiederte Valentin, und trocknete sich mit der Linken die Augen, während er mit der Rechten die Charpie-Schachtel hinreichte.

Als der Chirurg mit dem Hauptmann fertig war, wendete er sich zu Valentin.

„Nun komm' Er nur her! Eine kleine Wunde kann schlimm werden, wenn sie vernachlässigt wird, und er muß bei Kräften bleiben, wenn Er hier absolut Nachtwache halten will!“

„Ja, das will ich, das lasse ich mir nicht nehmen!“ antwortete Valentin.

„Der Hieb ist leicht, scheint halb flach gefallen!“ bemerkte der Arzt, indem er die Wunde wusch; „läßt sich mit Heftpflaster zusammenziehen. Aber was ist denn das! — Seine Montirung ist ja zerrissen, und an dem Loch sitzt Alles voll geronnenen Bluts?“

„Ach, das ist gar nichts! Ein Bajonettstich, der nicht mehr sagen will wie ein Nadelstich. Das ist schon von heut Vormittag!“ sprach Valentin und wollte abwehren.

„Desto schlimmer! Stichwunden sind immer tückisch!“ antwortete der Doktor und öffnete ihm Montirung und Hemd. — „Ist wieder aufgebrochen. — Heiliger Aesculap, wie sieht Seine Brust aus! Das ist ja eine ganze Landkarte von Stich- und Kugelmalen und ein wahrer Kreuzweg von Säbelhieben! Valentin, Er muß stich- und schußfest sein, daß Er mit allen den Denkzetteln noch so gesund umherläuft.“

„Nun stich- und schußfest wohl nicht, Herr Feldscheer“, entgegnete Valentin lächelnd, „aber ich glaube, ich bin in gutem Schutz gewesen. — Der Fleck da dicht am Herzen“, er faßte dabei mit der rechten Hand hin und legte den Zeige-

finger darauf, „wäre wohl mein Letztes geworden. Aber da hat mich ein besonderer Umstand gerettet; mein Ring hier."

„Welcher?" fragte der Doktor. „Er trägt ja zwei, die wie Verlobungsringe aussehen, ist Er doppelt verheirathet?"

„Nein, dem Himmel sei Dank, nur einmal. Der andere Ring hat ja ein Herzchen, das ist kein Verlobungsring. Nun, den ließ ich sonst nie vom Finger. Aber ich hatte einen Hieb über die Hand bekommen, — dabei hat der Ring mir die Hand auch geschützt, sonst wären die Finger weg, — und deshalb konnte ich ihn nicht aufbehalten. Ich wickelte ihn daher fest ein, that ihn in meinen ledernen Geldbeutel, denn er war meist immer leer, und stopfte ihn mit Wolle aus, daß ich ihn auf der Brust tragen könnte, ohne daß er mich drückte. Und dieses Beutelchen mit dem Ring hat die Kugel so geschwächt und abgelenkt, daß der Schuß gerade auf's Herz nicht tödtlich wurde, sondern nach den Rippen herum glitt. Der Ring war aber ganz krumm gebogen."

„Nun, so halt Er ihn in Ehren", sprach der Doktor. „Jetzt muß ich wieder hinunter!" — Sei Er sorgsam bei dem Hauptmann. In einer Stunde komme ich wieder herauf."

Valentin setzte sich an's Bett seines Kapitäns, so daß er das Gesicht desselben im Auge hatte. — Er wollte die Nacht so zubringen.

Es gingen ihm viele und schwere Gedanken im Kopfe herum. Er dachte: „Ob der Krieg nicht bald enden wird! Er dauert nun schon im dritten Jahr! — Die beiden ersten Kriege in Schlesien und Böhmen waren doch mit zwei Jahren zu Ende! — Damals wurde mir's leichter! — Ich war noch ledig. — Jetzt denkt man doch an Frau und Kind, wenn die Kanonen anfangen das Maul aufzuthun. — In's Feuer geht man freilich immer munter, wenn Vater Fritz winkt. — Aber ..... Der Doktor läßt auch lange auf sich warten! Es ist so still hier, wie im Sarge. — Ich glaube,

ich höre den Holzwurm in der Wand. — Aha, da kommt der Feldscheer! —"

Der Arzt trat ein. „Nichts vorgefallen?" „Gar nichts! Der Herr Hauptmann liegt ganz still. Nur zuweilen stöhnt er und zuckt leise, dann reiche ich ihm zu trinken und er nimmt einige Schluck Wasser." —

„Gut." — Der Arzt fühlte den Puls des Kranken. Er schüttelte den Kopf, sagte aber nur: „Um drei Uhr früh will ich wieder zusehen!"

„Was ist jetzt die Uhr? Herr Feldscheer", fragte Valentin.

„Eilf Uhr vorüber."

Valentin schüttelte sich ein wenig. — Die Mitternachtsstunde liebte er nicht.

Er war wieder allein. Die Verwundeten in dem anstoßenden großen Saale, der durch das kleine Eingangszimmer von dem, wo er Wache hielt, getrennt war, schienen sämmtlich zu schlafen. Es rührte sich nichts, es ließ sich kein Laut hören, als das tiefe Schnarchen, was auch gerade keine heitre Musik war.

Valentin nickte. Die Anstrengungen des Tages waren zu groß gewesen. Doch suchte er sich mit Gewalt wach zu erhalten, um seinen Hauptmann achtsam zu pflegen. Er sah ihn traurig an.

„Blaß sieht er aus! Die Lippe bewegt sich kaum! — Wenn er . . . das wolle Gott verhüten. — Er hat ja auch Frau und Kinder!" —

Bei aller Liebe für seinen Hauptmann und dem Wunsch ihn erhalten zu sehen, mischte sich doch auch das Gefühl lebhaft in Valentins Empfindungen, daß er jetzt, in der Mitternachtsstunde, ungern einem Todten gegenüber Wache halten mochte. Geblieben wäre er dennoch — aber mit Grausen! Er hatte den Tod tausendfach um sich gesehen, bei Mollwitz, bei Hohenfriedberg, bei Kollin, bei Leuthen, noch jüngst bei

Zorndorf — sein eisernes Soldatenherz war nicht erzittert. Er hatte auf den Leichenfeldern geschlafen, jedoch nicht **allein!** — Aber jetzt schlich es ihm etwas kalt unter dem Zopf hin. — „Wenn nur das alte Bild mich nicht so anstarrte", sprach er halb vor sich hin. „Ei was — ich drücke die Augen zu!" — Er that's. — „Immer ist es mir, als müßte es aus dem Rahmen treten", dachte er, als nun Alles finster um ihn war — „manchmal dünkt es mich, als rassele es in der Wand und seufze und flüstere, — ich wollte lieber eine Batterie stürmen! —"

Die Augen, die er freiwillig zugedrückt hatte, fielen ihm endlich unfreiwillig zu. Die Erschöpfung senkte ihn in Schlaf, wenigstens Halbschlaf, trotz seines Eifers, bei seinem Hauptmann zu wachen. Von Zeit zu Zeit fuhr er auf, sank aber immer wieder zurück. Da dröhnte ihm ein dumpfer Klang in's Ohr. Die Dorfuhr schlug Mitternacht. Er rüttelte sich gewaltsam auf, rieb sich die Augen — da erblickte er — sein Haar sträubte sich empor und er starrte unbeweglich hin — eine weiße Riesengestalt war mitten aus dem Bilde herausgetreten — sie schritt näher; „Alle guten Geister", stammelte seine Zunge, — er wollte aufspringen, Werda rufen, doch es war, als sei er mit Bleigewichten an den Stuhl gefesselt, und als sei ihm die Zunge im Munde eingefroren.

„Ich werde Dich schützen, Dein Ring wird Dir nützen, doch schweig!" sprach eine hohle Stimme, wie aus dem Grabe. Und das Gespenst schwebte dicht an ihm vorüber; ein kalter Grufthauch wehte über seine Stirn, der Angstschweiß brach ihm aus, ihm, der vor keiner Batterie gezittert; es faßte ihn wie ein Schwindel an, die Sinne vergingen ihm. —

Eilftes Kapitel.

Als Valentin die Augen aufschlug, war es heller Tag. Er lag zu Bett; der Doktor stand vor ihm und schickte sich eben an, ihm die Stirnwunde zu verbinden. Valentin sah ihn starr, staunend an. „Sieht er wohl, guter Freund, daß seine Schramme nicht so ganz unbedeutend war?“ redete ihn der Doktor an. „Ich traf Ihn im schönsten Wundfieber, als ich in der Nacht heraufkam. Es war ein Glück für Ihn, daß die Frau Baronin mich schon zeitiger benachrichtigte, wie es mit Ihm stehe, sonst hätte Er in seiner Fieberphantasie von der Teufel weiß was Allem hier die ganze Nacht auf dem Fußboden liegen können, und der Hauptmann wäre ohne alle Wache und Pflege gewesen! — Geholfen hat es ihm nicht! Aber man hat sich doch jetzt nichts vorzuwerfen!“

Valentin hörte, während der Doktor ihm Charpie auflegte und Heftpflaster aufklebte, diese Rede mit offnen, starren Augen an, wie einer, der nicht weiß, ob er wacht oder träumt, ja, ob er todt ist oder lebt. Doch die letzten Worte trafen ihn mit einem ahnenden Schreck: „Nichts geholfen? — Nichts vorzuwerfen?“ wiederholte er — „wie das?“

„Nun, der Hauptmann von Pirch, lieber Valentin“, sprach der Doktor nicht ohne Bewegung, „ist in der Nacht gestorben! Die Leiche ist schon hinuntergeschafft in die Leichenkammer. Wir haben drei Todte über Nacht gehabt.“

„Todt!“ war das einzige Wort, was Valentin zu sprechen vermochte. Aber die Thränen rollten ihm über die gebräunte Wange in den Bart hinunter, während der Doktor an der Stirnwunde beschäftigt war. — „Allein, wie ist das Alles geschehen, wie komme ich hierher?“ fragte er nach einer Pause.

„Ich sagte Euch ja schon, die Frau Baronin hat sich

selbst um Euch bekümmert. Das ist überhaupt eine Frau! Bis Mitternacht war sie im Dorfe umher gewesen, und hatte den Leuten dort mit Rath und That beigestanden. Dann kam sie wieder ins Schloß, lobte es, daß man den Hauptmann in ihr eigenes Bett gelegt hatte, und ging hinauf, sich selbst um seine Pflege zu bekümmern. Dabei fand sie Ihn denn auch im Fieber, daß er, Gott Lob, jetzt verschlafen zu haben scheint, und ließ für Ihn auch noch ein Bett hierher bringen. — Um zwei Uhr starb der Hauptmann; er schlief ganz still ein, ohne einen Laut.“

„Mein guter, braver Hauptmann!“ fing jetzt Valentin an, indem nun der Schmerz überhand gewann gegen die Verwundung, „also todt! — Und ich schlechter Mensch — ich habe ihm nicht einmal die Augen zugedrückt! — Ich —“

„Er lag im zu heftigen Fieber, wir konnten es Ihm gar nicht sagen; Er hatte ja keinen Funken Besinnung. Aber die gnädige Frau und ich, wir waren Beide bei dem Kapitain in der Sterbestunde.“

„Ich muß aufstehen“, sprach Valentin, ich muß ihn sehen, ich bin ja wohl und frisch!“

„Er mag den Henker wohl und frisch sein“, erwiederte der Doktor, „wenn Er auch nach seinem sechsstündigen Schnarchen etwas besser ist. Fieber hat Er doch noch; bleib Er lieber liegen!“

„Ach, mein Fieber, das kommt“ ..... fing Valentin an, allein er brach plötzlich ab, denn das Wort „Schweig“ klang ihm in's Ohr.

„Vollends jetzt rühre Er sich nicht“, sprach der Doktor, „da ist die Frau Baronin.“

Sie trat ein; freundlich und lächelnd ging sie auf Valentin zu und fragte ihn: „Nun, wie geht es Euch, mein Freund! Ich hoffe doch, es fehlt Euch nichts? — Ihr seht viel wohler aus, als diese Nacht!“

Valentin sah die schöne, freundliche Frau mit einem seltsamen Gefühl an. Er wußte keine Worte zu finden. „Ja, mir ist schon wohl“ sagte er endlich, „und ich kann gewiß aufstehen, Herr Feldscheerer!“ setzte er lebhaft hinzu.

„Ich dächte auch!“ sprach die Baronin.

„Nun meinethalben!“ antwortete der Doktor. „Er wird ja sehen, wie viel Kraft Er hat.“

„Dort auf dem Stuhl liegen alle Eure Montirungsstücke“, sagte die Baronin; „ich hoffe, es wird nichts fehlen!“ Mit diesen Worten nickte sie freundlich und ging hinaus; der Doktor folgte.

Valentin stand auf. Er fühlte sich ganz wohl. Indem er sich ankleidete, dachte er: „Ich habe doch am Ende gestern nur geträumt!“ Er starrte das Bild an. „Das alte verwünschte Bild sieht freilich auch jetzt nicht recht geheuer aus! — Die alten Erinnerungen kommen einem bei solcher Gelegenheit auch immer wieder vor die Seele. — Sollte ich wohl nur im Fieber geträumt haben! Man träumt da gräuliches Zeug genug!“ — „Aber“, fuhr er im unwillkührlich lauten Selbstgespräch fort, „bist du nicht ein Esel, Valentin, und eine Memme und ein Hundsfott dazu, daß dich das vertrackte Gespensterbild so anfällt, wie einen Rekruten das Kanonenfieber? Ja, du bist ein Hasenfuß, denn du bist ja ein guter Christ! Was hast du dich also zu fürchten! Und was hätte die weiße Frau hier zu thun! Das ist ja doch kein Berliner Schloß! Es müßte ja auch was bedeuten, wenn sie dagewesen wäre! Und wäre sie dir erschienen, was sollte sie dir anhaben! Hast du nicht Ursach, ihr zu danken?“ „Nein wahrhaftig!“ rief er, indem er mit jedem Wort muthiger wurde, und jetzt rasch in die Montirung fuhr, wo er sich gleich noch eins so männlich fühlte, „wahrhaftig, sie ist gar nicht dagewesen, es war Alles ein Traumspuk! Und mir sollte jetzt ein Gespenst wieder kommen, so wollt' ich“ — — — Aber das Wort

schnappte ihm im Munde ab, nicht nur, weil er eben mit dem Gesicht gegen das alte Urgroßmutterbild gewendet stand, sondern auch, weil es ihm gerade wieder so schwer in seiner Montirungstasche vorkam, wie damals, vor achtzehn Jahren. Er griff nach der Tasche, er wurde blaß, er wurde roth, allein es war richtig, er fühlte genau wieder ein solches Paket! Wie Einer, der sich selbst bestehlen will, langte er in die Tasche, mit verhaltenem Athem, zwischen Schreck und Freude — richtig, — er zog's heraus — genau das Nämliche! — Er riß es auf. — „Wahrhaftig — Gold! — Blankes Gold, — zwanzig Dukaten — genau wie damals!" Und jetzt flimmerte es Valentin vor den Augen, es schien sich Alles mit ihm rund um zu drehen — denn es war wiederum ein Zettel dabei, und darauf stand, von derselben feinen, kleinkritzelnden Hand geschrieben:

Ich werde Dich schützen,
Der Ring wird Dir nützen.
Die weiße Frau!

Es war genau der alte Zettel! Valentin hätte geschworen, er sei es, wenn er diesen nicht in Berlin sorgsam verwahrt gewußt hätte! — Nun aber half ihm kein Wegräsonniren mehr — er wußte, wen er gesehen hatte!

Die Aufregung, das bohrende Grübeln, hätten ihm den Verstand rauben können, wenn nicht so viel zu thun gewesen wäre. Allein im Schloßhof wurde es lebendig. Requirirte Vorspannwagen waren angekommen, um die transportabeln Verwundeten fortzuschaffen. — Der großstämmige Grenadier Gotthold kam herauf, vom Feldscheer geschickt, und rief Valentin hinunter.

Unten war großer Wirrwarr. Ein Theil der Verwundeten sollte auf die Wagen gebracht werden. Valentin und seine Mannschaft mußten sie ankleiden und heraufheben helfen. Das Stroh auf den Beiwagen mußte gepackt und umgepackt

werden; hier war Das an einem Wagen zu ändern, dort Jenes. Andere Kranke bedurften anderer Hülfe. Der Feldscheer brauchte Beistand beim Verbinden. Einigen mußte Speise, Anderen Trank gereicht werden. Man rannte, rief, fragte durcheinander. Jeder wollte zuerst befriedigt sein. So blieb denn für Valentin nicht viel Zeit zum Nachdenken. Er hatte mit seinem kleinen Commando alle Hände voll zu thun. Drei Wagen waren endlich mit Verwundeten besetzt, und konnten abgehen. Gotthold wurde diesem ersten Transport mitgegeben.

Um Mittag ging noch ein zweiter ab. Die übrigen Verwundeten mußten zurückbleiben, da sie zu schwer krank waren.

Es gab aber auch hier wieder neue Arbeit. Der Doktor befahl die oberen Zimmer zu räumen. „Wir haben jetzt Alle hier unten Platz“, sagte er zu Valentin, „ich will Alles beisammen haben, und es ist auch schicklich, daß wir der Frau Baronin ihre eigenen Zimmer räumen!“

„Freilich“, rief Valentin, und that fast einen Satz vor Freuden; „ich Holzkopf hätte von selbst drauf kommen sollen.“ Es fiel ihm nämlich mit dieser Wendung ein schwerer Stein vom Herzen, da er nur mit höchstem Widerstreben wieder in dem unheimlichen Zimmer übernachtet hätte. Er hätte nur keinen Vorwand finden können, um sich umzubetten. Jetzt hatte er ihn. — Die Umräumung war rasch geschehen, und Valentin schlief drüben die Nacht so ruhig, wie er selten eine zugebracht hatte. — Doch wachte er traurig auf, denn am andern Morgen fand eine ernste Feier statt; die Todten, es waren ihrer vier, mußten begraben werden, unter ihnen der Hauptmann. Die vier Mann, die Valentin von seinen Kameraden noch bei sich hatte, trugen den nur in Tücher eingeschlagenen Leichnam des Hauptmanns; Valentin marschirte voran. Die Dorfleute trugen die anderen Todten. Die Baronin folgte selbst im Zuge, und am Grabe sprach der Dorfprediger, obgleich feindliche Krieger bestattet wurden, doch

nur Worte der Versöhnung und des Friedens. — Valentin und seine vier Mann waren die einzigen, die den Verstorbenen den Kriegsgruß der Ehrensalven geben konnten, sie thaten es, und Valentin kommandirte Feuer! Er hatte noch nie so schlecht kommandirt, und in keiner Schlacht war ihm das Feuern so schwer von der Hand gegangen.

So ging der zweite Tag vorüber. Dann verstrich die ganze Woche, ohne irgend etwas Erhebliches, als daß Kranke und Gesunde die beste Pflege im Hause hatten. Valentin konnte sich gar nicht denken, daß ihm irgend etwas Wunderbares begegnet sei, so gewöhnlich ging Alles zu. Nur seine Dukaten überzeugten ihn immer wieder, daß er doch nicht blos geträumt habe. Aber was soll die Erscheinung bedeutet haben, fragte er sich dann immer wieder? Doch hütete er sich wohl, irgend Jemandem ein Wort zu sagen, schon seiner Dukaten wegen. Denn über Geld, vollends über einen solchen Schatz, diese Erfahrung hatte er gemacht, muß man im Felde selbst gegen die besten Kameraden schweigen, und lieber, wo es Noth thut, in der Stille helfen. Da kam plötzlich mitten in der Nacht Befehl zum Aufbruch. Alle irgend transportfähigen Kranken sollten auf der Stelle fortgeschafft werden, dem Regiment nach, auf der Straße nach Dresden. Der plötzliche Befehl hatte etwas Seltsames! Es mußte etwas von Wichtigkeit vorgefallen sein. Auch die Baronin war in der Nacht auf; sie hatte einen Boten mit Briefen bekommen, die sie sichtlich in große Aufregung versetzten. „Haben Sie gar keine Nachrichten von der Armee“, fragte sie zweimal den Doktor. Sie schien welche zu haben. Genug, es wurden die Wagen requirirt, und man marschirte ab noch vor Tagesanbruch, in der Oktobernacht. Mit Sonnenaufgang hatte man ein großes Dorf an der Hauptstraße von Schlesien her erreicht. Da sah es bunt aus. Truppen aller Waffengattungen waren

durcheinander gelagert, Verwundete, Wagen und Gepäck, einzelne Munitionskarren.

„Das sieht ja aus wie bei der großen Retirade“, rief Valentin, als er den Wirrwarr sah. „Was sind denn das hier für Truppen? Artillerie, Kavallerie, Infanterie, Alles durcheinander?“ fragte er einen Artilleristen, der mit einem Bund Stroh beladen an dem Wagen vorüberging. „Alles Versprengte von Hochkirch“, antwortete der Kanonier.

„Von Hochkirch?“ fragten der Feldscheer und Valentin gleichzeitig. Aber der Artillerist ging mürrisch seines Weges.

Im Dorf erfuhren sie nur zu genau, was es mit Hochkirch zu bedeuten hatte. Valentin machte ein langes ernstes Gesicht. „Und was sagt Vater Friedrich“, fragte er einen Zietenschen Husaren, „was wird er nun thun?“

„Was er sagt, weiß ich nicht, aber was er thun wird? Doppelte Satisfaktion nehmen, wie immer, wenn er auch doppelt traurig ist!“

„Doppelt traurig?“ fragte Valentin.

„Nun ja! Wißt Ihr denn vom hellen Tag nichts? Weil die Frau Markgräfin von Bayreuth, seine liebste Schwester, gestorben ist, g'rad am Tage, wo uns der glupsche Streich passirte, am 14ten hujus. Das kommt Alles zusammen!“

„Am vierzehnten!“ rief Valentin aus, und es durchzuckte ihn schauerlich. „Am 14. war es — und heute schreiben wir den 18.!“ murmelte er.

„Was brummt Er da?“ fragte der Husar.

Valentin antwortete nicht. — „Grade drei Tage zuvor, wie damals!“ sprach er dumpf vor sich hin. „Nun weiß ich auch was es zu bedeuten hatte!“



Dritte Abtheilung.



Zwölftes Kapitel.

Wiederum waren zwei Jahre vergangen, und die Flamme des Krieges loderte furchtbarer als je, und ihre Verwüstungen griffen immer weiter um sich in Deutschland. Die Oktobertage des Jahres 1760 trugen sie in das Herz der Staaten Friedrichs, Tage des Schreckens, des Entsetzens auch für Berlin und dessen nächste Umgegend, nicht sowohl durch das großartige Ereigniß einer Schlacht, die trotz aller Furchtbarkeit immer einen erhebenden Aufschwung erzeugt, als durch das viel größere Unheil des Krieges, das er in seinem wüsten Gefolge schleppt: Plünderung, Brand, Mord, schauderhafte Gewaltthat an den Einzelnen, Kraftlosen, gänzliche Hinopferung des Friedlichen, des Glücks vieler Tausende! —

Valentin hatte verwundet in Berlin gelegen, aber nach Abmarsch seines Regiments die Vergünstigung erhalten, seine völlige Herstellung im Schooß seiner Familie zu erwarten. Das waren Tage des Glücks, der Ruhe nach den langen Anstrengungen! Er hatte sich anderthalb Jahre vor dem Ausbruch des Krieges verheirathet, sein Sohn, der Erstgeborne, Friedrich hieß er natürlich, war noch ein Säugling, als der Vater ausmarschirte, und sein Töchterchen, Luise hieß sie nach der Mutter, wurde geboren, während er in Böhmen focht. Erst jetzt, nach fast fünftehalb Jahren der Trennung,

hatte er zum ersten Mal Frau und Kinder wiedergesehen! Allein diese kurze Zeit der Erholung und des schönsten natürlichsten Menschenglücks, worauf Jeder ein Anrecht hat, sollte ihm nicht ungestört bleiben. Eines Vormittags, es war am 31. Oktober, kam er athemlos nach Haus gestürzt, und rief seiner Frau zu: „Louise, es giebt Arbeit! Die Russen sind vor den Thoren! Jetzt muß ich unter's Gewehr!"

„Valentin", rief die erschreckte Frau, indem sie aufspringend den Spinnrocken umwarf, „um Gottes Willen!"

„Ja! Sie rücken vor", entgegnete Valentin. „Der Commandant General Rochow hat es auch erst nicht glauben wollen. Aber sie sind die Nacht von Köpenick aufgebrochen, und stehen schon vor dem Schlesischen und Cottbusser Thor, und haben die Stadt zur Capitulation aufgefordert. Der Commandant wollte auch capituliren. Aber nichts da! Der alte Feldmarschall Lehwald, der sie vor drei Jahren bei Groß-Jägerndorf zusammengewettert hat, und der General Seidlitz, die hier so gut wie ich ihre Blessuren curiren, setzten sich dagegen. Auch der General Knobloch! Es ist beschlossen, wir halten die Stadt bis Succurs kommt. Das wäre auch meine Art, gleich Ja zu sagen, wenn der Parlamentär nur das Maul aufthut! — Gieb mir meinen Tornister!" —

Die arme, besorgte Frau hatte vor Schreck kein Wort sprechen können. Jetzt fiel sie ihrem Mann weinend um den Hals, und rief: „Du wirst uns doch nicht allein lassen in der Angst und Noth!"

„Muß, muß, Louischen! Wer noch Hand und Fuß rühren kann, tritt an! — Das würde klingen, wenn es hieße: Unteroffizier Valentin war auch da, aber er ist hinter die Front gekrochen! — Mein Gewehr!"

„Du bist ja noch ganz schwach", erwiederte die Frau, während sie dem hastigen Mann doch gehorsam das Gewehr reichte, „wie willst Du Dich auf den Füßen halten!"

„Pah! Es geht schon so ziemlich. Wir haben ja keine großen Märsche zu machen! — Hörst Du?“ unterbrach er sich. „Sie schlagen schon Generalmarsch.“

Die Trommel ließ sich hören. „O Jesus“, rief die Frau aus, „was soll daraus werden!“

„Es wird nicht schlimmer werden, wie vor drei Jahren“, tröstete sie Valentin, „da haben Euch die Oesterreicher einen Besuch gemacht und mußten schnell genug wieder abziehen. Diesmal lassen wir sie gar nicht in's Thor. — Wo sind die Kinder?“ Sie spielten vor der Thür. Valentin eilte hinab, die Frau mit ihm; unten auf der Straße sprangen die Kleinen im warmen Oktobersonnenstrahl umher. „Fritz“, rief der Vater, „Lieschen!“ — und sie hingen in seinen Armen. Jetzt ging's ihm doch an's Herz! Das Wasser kam ihm fast in die Augen. Doch er bezwang sich und sprach freundlich: „Adjes! Ich komme bald wieder, denke ich, und bringe etwas mit!“ — Dann wendete er sich zur Frau und sagte weich: „Louise, diesmal geht's für Euch, für Dich und die kleinen Blondköpfe da! Wenn Allen so zu Muth ist, wie mir, kommt kein Russe hinein, als über unsere Leichen! Adjes.“ Und er eilte raschen Schrittes fort.

Die Schreckenskunde war schon überall verbreitet. Die Trommeln rasselten, die Soldaten eilten zu den Sammelplätzen, die Bürger liefen unruhig zusammen, die Weiber weinten und wehklagten. An den Straßenecken bildeten sich Trupps. Jeder wollte von Andern wissen, wie es stehe.

Es war ein großes Glück, daß die kampfgewohnten Helden, der greise Lehwald, Seidlitz, Knobloch in der Stadt waren, denn der Commandant hatte den Kopf verloren. Feldmarschall Lehwald ordnete an, das Cottbusser, das Schlesische und Hallische Thor, durch eine Pallisadenlinie verbunden, stark zu besetzen und Verschanzungen aufzuwerfen. Man hatte nur fünfzehnhundert Mann, allein viele der Bürger waren voll

Muth und bereit mitzufechten, und es waren schon Courire geschickt zum Prinzen von Württemberg, der mit 8000 Mann an der pommerschen Grenze stand und in wenigen Tagen zur Hülfe da sein konnte. Die Kräfte Aller regten sich, um das Unglück Aller abzuwenden. Vor Allem aber war es der edle, berühmte Kaufmann Johann Gotzkowski, der Gründer großer Seiden- und Sammtmanufakturen, die viele Tausende beschäftigten, und der Stifter der Porzellan-Manufaktur, der, wie er im Frieden seinem Vaterlande Glück und Ehre gebracht, jetzt auch im Kriege die heldenmüthigste Gesinnung mit der opferbereitesten und mit der besonnensten Ansicht verband. Auf seinen Rath und Betrieb wurden Lebensmittel, Bier und Branntwein in Menge herbeigeschafft, um das in Eilmärschen heraneilende Hülfscorps gleich bei seiner Ankunft kräftig erquicken und verpflegen zu können. Diese Vorräthe wurden in dem prachtvollen neuen Opernhause untergebracht. —

Alle Feuerlöschanstalten setzte man in Bereitschaft; denn der Graf Tottleben, der das Streifcorps der Russen befehligte, hatte, erbittert, daß eine unbesetzte, unbefestigte Stadt nicht sofort capituliren wollte, mit einem Bombardement gedroht.

Und er hielt Wort. Schon um zwei Uhr Nachmittags begann das Feuer mit Kanonenkugeln und Granaten auf die Stadt. Es schlug manche Kugel ein; die neu angelegte Friedrichsstadt, die Lindenstraße, die Dresdnerstraße und überhaupt die Gegend nach dem Cottbusser und Halleschen Thore litten am meisten. Allein die Bürger waren frisch mit Löschen zur Hand, wo eine Granate gezündet hatte, und die Löcher in den Mauern ließen sich, noch ehe der Winter kam, mit Kalk und Steinen wieder flicken. Dennoch war das Feuer nicht ohne schlimme Wirkung gewesen, obgleich es mit dem einbrechenden Dunkel eingestellt wurde. Denn man sah schon von verschiedenen Seiten der Stadt her die rothen Flammen aufsteigen, und breite Feuersäulen, wie von dem Schlotte eines

Eisenhammers, erhoben sich in die Lüfte. Doch wurden diese ersten Brandschäden bald wieder gelöscht und die Stadt blieb, da mehrere Stunden lang das Feuer schwieg, in erwartungsvoller Spannung. Ja, Manche gaben sich der Hoffnung hin, das russische Heer ziehe sich, da es so unerwarteten Widerstand gefunden, ganz zurück. — Doch das war eine bittere Täuschung!

Valentin war mit in die Verschanzung am Cottbusser Thor commandirt, die mit drei Geschützen besetzt war, welche, da es fast ganz an Artilleristen und völlig an Artillerieoffizieren fehlte, von einem Stückgießer, Fuchs, befehligt, und von etlichen invaliden Artilleristen und im Uebrigen von Infanteristen bedient wurden. Der Nachmittag ging ohne Gefecht hin, nur ein paar vereinzelte Gewehrschüsse geschahen auf allzunah heranstreifende Kosacken. Als es zu dunkeln anfing, wurde eine Bewegung in den russischen Truppen bemerkbar, die auf der Höhe von der Hasenhaide bis zum Tempelhofer Berge standen. „Aha!" meinte Valentin, der auf dem Bankett stand, „jetzt werden sie wohl einen Tanz versuchen!" — Allein es blieb immer noch ruhig. — Abends gegen neun Uhr ließen sich Pferde von der Stadt her hören. Der General Seidlitz war es mit noch einem Offizier, die an die Schanze heranritten. Sie saßen ab. — „Kinder!" rief der General den Soldaten zu, „Ihr werdet wohl hier den Anfang machen. Haltet Euch brav!" Er trat mitten in die Schanze auf's Baukett und sah scharf vor dieselbe hinaus.

„Da krabbelt es ja im Dunkel heran wie Gewürm", sprach Valentin leise zu seinem Nachbar, indem er mit seinen Falkenaugen über's Bankett hinausspähte.

„Laß Er Feuer geben, Fuchs!" rief der General im nämlichen Augenblicke dem Stückgießer zu.

Die Geschütze krachten. Da erscholl ein wildes Geschrei

von den anrückenden Russen, und nach wenigen Minuten, während welcher die preußischen Geschütze das Feuer rasch fortsetzten, donnerten auch von drüben her die Feuerschlünde.

„Sie wollen den Mond herunterschießen!“ rief Valentin lustig, denn die Kugeln gingen ihnen weit über die Köpfe fort.

„Ich glaub's auch“, sagte der General Seidlitz, beifällig lachend.

Das Feuer wurde stärker, die Kugeln sausten, doch alle zu hoch. Jetzt hörte man Trommeln.

„Die Infanterie rückt im Sturmschritt an!“ sprach Valentin mit leuchtenden Augen. — Noch ehe er das Wort heraus hatte, knatterte ein Pelotonfeuer und die Gewehrkugeln pfiffen von allen Seiten.

„Nun antwortet!“ rief der General. „Compagnie Feuer!“ commandirte der Lieutenant des Infanteriecommandos, und die Salve krachte. —

Das gegenseitige Feuern dauerte eine halbe Stunde fort. Es gab manchen Todten und Verwundeten in den Schanzen. — Da hörte man wieder Trommelschlag. Die Russen zogen sich zurück!

Ein lauter Jubel der tapfern Vertheidiger der Hauptstadt begrüßte dieses Resultat. — Nun wurde ein Feuer angezündet, geschmaust, getrunken, gelacht. —

Aber Valentin war still; er blickte nach der Stadt zurück. Da sah man, daß das zu hoch Schießen doch nicht ohne Schaden geblieben war. Denn es schlugen Flammen aus vielen Dächern, und Valentin dünkte es, nach der Lindenstraße zu, wo er wohnte, seien die Feuersbrünste am zahlreichsten und stärksten. Er dachte an Frau und Kind! Und der Feind ließ nicht nach mit dem Bombardement, sondern Granaten, die mit ihren flammenden Zündern die helle Bahn durch die Lüfte zogen, Feuerkugeln und Pechkränze wurden

in Massen geschleudert, und furchten unaufhörlich den dunkeln, mit schwarzem Gewölk bedeckten Oktoberhimmel. Hätten alle getroffen, ganz Berlin wäre in Flammen aufgegangen.

So kam Mitternacht heran, und das Feuer schwieg. Doch nicht lange; denn plötzlich krachte es gegen die Schanze, wie aus zwanzig Feuerschlünden zugleich, und drei Sekunden später schmetterte ein Hagel von Kugeln und Granaten hinein.

Diesmal schossen die Russen besser. Die Kugeln wühlten sich in die Brustwehr, eine Laffette wurde zertrümmert, eine Granate fuhr mitten in das seitwärts flammende Kochfeuer unter die Feldkessel, daß Brände und Kohlen nach allen Seiten stiebten und die Kessel klirrend durcheinanderflogen. „Zum Teufel ist unsere Biersuppe", rief Valentin. „An's Bankett", kommandirte der Offizier. Alles sprang auf, griff zum Gewehr, und war im Hui am Bankett. Indem Valentin antrat, wurde seinem Nebenmann der Kopf von einer Stückkugel weggenommen!

„Jetzt wird's ernsthafter", dachte er. „Nun ist doch Ehre dabei." Und ihm wurde, wie es den Preußen gebührt, wieder freier und wohler um's Herz. Die preußischen Geschütze antworteten. Man hörte Kanonendonner von allen Seiten. Die Russen machten den zweiten Angriff, so schien es von allen drei Thoren zugleich, wenigstens vom Hallischen Thor krachte es furchtbar herüber. — Ein Strohdach, etwa fünfhundert Schritt von der Schanze, ging in hellen Flammen auf. Da sah man in einem Augenblick das ganze Feld beleuchtet und die Colonnen zum Sturm vorrücken. — Das Musketenfeuer begann; die Schanze erwiederte es tapfer. Trommeln erschallten, Hörner ertönten, wildes Feldgeschrei theilte die Lüfte und im Rücken stiegen hohe Flammen aus den Stadtdächern auf.

„Vorn werden wir wohl fertig mit ihnen", sprach ein höherer Offizier, der eben aus der Stadt gekommen war, zu

einem andern, der vor kurzem beobachtend in die Schanze getreten war, „wenn nur der Brand in der Stadt nicht überhand nimmt. Sie müssen verteufelt schweres Geschütz haben; eine Kugel ist bis an's Schloß geflogen, mehrere sind auf dem Spittelmarkt niedergefallen, in der Markgrafenstraße splittern Dächer und Schornsteine. In der Friedrichsstraße, nahe am Thor, brennen fünf Dächer, in der Wilhelmsstraße auch ein halbes Dutzend und in der Lindenstraße noch mehr. Das Haus an der Husarenstraßen-Ecke ist in vollem Brande."

Vatentin hörte diese Worte. Dort wohnten sein Weib und seine Kinder! So war ihm noch in keiner Schlacht zu Muth gewesen. Aber er blieb fest wie Eisen. Mit starker Stimme commandirte er seiner Section: „Feuer!" und der Kampf tobte weiter.

Dreizehntes Kapitel.

Der Sturm war dreimal in dieser Nacht glücklich geschlagen. Die Russen hatten sich in ein verschanztes Lager bei Tempelhof zurückgezogen. Botschaft langte an, daß die Hülfe nahe. Berlin faßte neue Hoffnungen. Auch Valentin war es glücklich ergangen. Er hatte Frau und Kind wohl getroffen, obwohl sie große Angst ausgestanden, da das Nachbarhaus brannte, und auch das Dach dessen, in dem sie wohnten, Feuer gefaßt hatte. Was fragte er, da die Seinigen gesund und frisch waren, darnach, daß er den linken Arm wieder in der Binde trug, weil eine russische Flintenkugel Fleisch gefaßt hatte? Konnte er sich doch von der Frau jetzt desto besser pflegen lassen!

Am Abend war großer Jubel! Denn das wackere Corps des Herzogs von Würtemberg, das Tag und Nacht im Marsch, einen Weg von neun alten, langen Meilen ohne Unterbrechung zurückgelegt hatte, war eingetroffen. Freilich fielen die Leute fast nieder vor Müdigkeit, aber Gotzkowski hatte gesorgt, und es fehlte an nichts, was Speise und Trank anlangte, und der Schlaf kam von selbst.

Als die Russen Wind davon bekamen, fürchteten sie, das Blatt könne sich wenden, und man könne sie bei Tempelhof angreifen; sie zogen sich daher am 5. Oktober still des Weges zurück, den sie gekommen waren, nach Köpenick! Die Preußen setzten ihnen sogar nach, und hoben eine Menge schwärmender Pikets auf, und faßten mehrere Marodeurs. Die Freude war groß — aber kurz!

Denn das Tottleben'sche Corps war nur die Avantgarde gewesen. General Czernitschef rückte mit der Hauptmacht der Russen, General Lascy mit einem österreichischen und sächsischen Corps von 20,000 Mann an; so zogen sich gegen 45,000 Mann um Berlin zusammen. Es hatte zwar noch ansehnliche Verstärkungen bekommen, 8000 Mann, das Corps des General von Hülsen; mehrere glückliche Gefechte waren zwischen Berlin, Friedrichsfelde und Lichtenberg geliefert worden. Doch die feindliche Uebermacht wurde so groß, und die Vertheidigungstruppen waren durch den unabläßigen Dienst auf's Aeußerste erschöpft. Furchtbares Sturm- und Regenwetter erschwerte diesen; so glaubte man sich denn nicht mehr halten zu können, und in der Nacht vom 7. zum 8. Oktober zog die Besatzung unter dem Befehl des Prinzen von Württemberg, begünstigt durch finstres Regen- und Sturmwetter, ganz still ab, nach Spandau zn, ohne daß die Bewohner Berlins das Schicksal ahnten, welches sich dadurch über ihrem Haupte zusammenzog. Schon zuvor war freilich Jeder geflüchtet, der flüchten konnte; ebenfalls meist nach Spandau, und von dort

nach Magdeburg. Kassen, Silber und Gold, was an Waffen möglich war, wurde dorthin gebracht; auch die Königin, die Prinzessin Amalie, was sonst noch von den prinzlichen Herrschaften vordem in Berlin gewesen, befanden sich ebenfalls daselbst.

Und fast wäre dennoch der bittere Kelch an der Stadt vorübergegangen, denn am nämlichen Tage hielten auch die Feinde Kriegsrath. Ihnen war Nachricht geworden, daß der König aus Schlesien aufgebrochen sei, seine Hauptstadt zu retten. Der Name Friedrich's war schon ein Gott des Schreckens! Die feindlichen Generale beschlossen abzuziehen! Doch eine giftig beredsame Zunge änderte den Beschluß; es war der im feindlichen Lager befindliche französische Marquis Montalembert, der den Heerführern die Lust nach der Brandschatzung der Stadt, nach Beute für die Soldaten, nach dem Ruhm, die Hauptstadt in ihrer Gewalt zu haben, so entzündete, daß sie anderen Sinnes wurden, und den Streich dennoch zu wagen beschlossen.

Am 8ten Morgens früh hatte der unselige Beschluß zur Capitulation von dem Magistrat gefaßt werden müssen, ohne daß die Bürger es ahnten! Auf Gotzkowski's Rath hatte man die Capitulation mit dem russischen Heerführer abgeschlossen. Um 4 Uhr früh wurde dieselbe unterzeichnet. Am Morgen zogen die Russen, von einer Deputation des Magistrats am Cottbusser Thore empfangen, in Berlin ein, um 7 Uhr früh wurden die Thore der Hauptwachen besetzt, und die Hauptstadt empfand nun, durch unmittelbare Erfahrung, wie schwer die Geißel des Kriegs sei! *) — —

*) Es liegt nicht im Beruf dieser Erzählung, die sich nur mit Einzelschicksalen zu beschäftigen hat, eine ausgeführte Schilderung der geschichtlichen Thatsachen jenes unheilvollen Ereignisses zu geben. Wir verflechten nur dasjenige darin, was sich als natürlicher Grund und Boden für unsere nächsten Zwecke ergiebt.

Valentin hatte die Tage seit dem abgeschlagenen Sturm zu Haus zubringen müssen, da seine Wunde nicht ganz unbedeutend war. — Er saß am Fenster und stopfte sich eine Morgenpfeife, als er ein seltsames Laufen und Köpfezusammenstecken der Leute auf der Straße gewahrte. „Sieh doch zu, Louise, was es dort giebt?" sprach er zur Frau. Sie sprang, willig wie sie stets war, hinab. Nach einigen Minuten kam sie zurück, blaß wie eine Leiche. „Valentin, wir sind verloren!" rief sie. „Die Russen haben die Stadt besetzt!"

„Du träumst wohl am hellen Tage!" antwortete er fast böse.

„Nein! Nein! Es ist nur zu wahr!" entgegnete sie, die Hände ringend. „Unsere Truppen sind über Nacht abgezogen; die Russen sind durch's Cottbusser Thor einmarschirt. Das Schloß und Zeughaus und Rathhaus sind besetzt; viele Tausende lagern auf dem Lustgarten und Schloßplatz; jetzt eben haben sie auch das Hallische Thor besetzt, von dort strömen alle die Leute her."

Valentin starrte seine Frau an und ließ die Pfeife fallen. „Wer träumt, Du oder ich?" fragte er. — „Gott im Himmel — Du hast Recht!" — rief er plötzlich.

Ein Trupp Kosacken jagte die Lindenstraße hinunter, an seinen Fenstern vorüber.

Die Frau weinte und jammerte; der alte Soldat saß leichenblaß und zitterte — ja, er zitterte vor tiefem Kummer, — es wollte ihm das Herz abstoßen! — Die beiden Kinder drängten sich ängstlich zu den Eltern.

„Was wird nun werden?" fragte die Frau.

Valentin schwieg und deutete mit der Hand nach oben. — Die Todtenstille im Zimmer wurde nur durch Louisens leises Weinen unterbrochen.

„Man muß auf Gott vertrauen und den Kopf nicht verlieren!" sprach Valentin nach einigen Augenblicken. „Ab-

marschirt sind sie, ohne mich! Ich hätte auch nicht fort gekonnt. So wäre ich denn Kriegsgefangener! Das muß man verhüten. Frau! mein Gewehr, Patrontasche, alle Montirungsstücke, — hinunter in den Keller damit, hinter das Holz! — Mein Rasirmesser her! der Schnurrbart muß herunter, sonst kennen sie mich gleich als Soldaten!" „Weine nicht", zwang er sich gegen Louisen zu scherzen, „dann sehe ich wieder so jung aus wie vor zwanzig Jahren. Gieb mir den Rock von Deinem Bruder, dann hält man mich für einen ehrlichen Bürger! — Besorge das rasch, Kind, man weiß nicht, wie viel Zeit man hat." Louise ergriff Gewehr und Uniformstücke, um sie in den Keller zu tragen. „He!" rief er ihr nach, „rede ein Wort mit den Leuten im Hause, daß sie mich nicht aus Unvorsichtigkeit verrathen; mit Absicht thut's Keiner." —

In fünf Minuten hatte Valentin den Soldaten abgestreift, daß kaum noch eine Spur davon zu sehen war. Er guckte in den Spiegel und seufzte: „Verflucht miserabel sieht man doch aus mit so einem Spießbürgergesicht ohne Bart! — Aber es muß sein!"

General Tottleben hatte anfangs der Stadt die furchtbare, ganz unerschwingliche Brandschatzung von vier Millionen Thalern aufgelegt; den eindringlichen Bitten und Vorstellungen des edlen, unerschrockenen Gotzkowski war es gelungen, sie unter die Hälfte zu ermäßigen. Doch auch diese Summe blieb eine für den Augenblick gar nicht herbeizuschaffende und konnte nur durch die Wechsel der reichsten Kaufleute gedeckt werden. Indeß hatte Graf Tottleben in der Capitulation dafür versprochen, gute Mannszucht zu halten. Es sollte nicht geplündert werden, keine Gewaltthat geschehen. Die wilden Horden ließen sich aber nicht so leicht zügeln! Bald genug kamen die Wehklagen über Raub und Gewalt! Auch waren die Russen nicht allein in der Stadt. Die Oester-

reicher hatten das Brandenburger Thor und die Neustadt besetzt. Sie hatten mit der Stadt nicht kapitulirt, diese nichts versprochen, nur der russische General hatte ihnen gegen die Summe von 100,000 Thalern Douceur-Geldern die Bedingung gestellt, unter ihren Leuten gute und kapitulationsmäßige Mannszucht zu halten. Wenn daher auch ihre Führer die Gewaltthätigkeiten nicht anordneten oder begünstigten, übersahen sie sie doch.

Drei Tage hatte sich Valentin mit den Seinigen ganz still zu Hause gehalten und es war ihnen nichts begegnet; am dritten jedoch, als es dunkel geworden war, machte Louise einen Gang in die Nachbarschaft, um einiges Nothwendige einzukaufen. Valentin hatte eben die Lampe angezündet und sich auf den alten Lederarmstuhl am Ofen niedergesetzt, wo er die Kinder auf den Schooß nahm und Fritz lustig reiten ließ. Da hörte er auf der Straße eine weibliche Stimme, die angstvoll um Hülfe rief. Es war Louise! Männerstimmen, Geräusch Herbeieilender kam hinzu, die Hausthür wurde aufgerissen, man hörte Leute hereinstürzen. Valentin hatte mit seinem einen Arm noch kaum die Kinder vom Schooß gesetzt und war gegen die Thür geeilt, als diese aufflog und Louise außer sich hereinstürzte. „Rette mich", rief sie, „sie verfolgen mich!" „Mir nach", rief draußen eine Stimme, „sie soll uns nicht entgehen!" Fast mit den Worten zugleich drangen zwei österreichische Soldaten ein.

„Daß ich jetzt keine Waffen habe!" rief Valentin schmerzvoll aus. Doch er faßte, während Frau und Kinder schreiend hinter ihn sprangen, einen Schemel, schwang ihn gegen die Eindringenden und rief: „Holla! Was soll's! Was untersteht Ihr Euch!"

„Du Spießbürger", höhnte ihn der erste Soldat, „willst Du uns wehren, was Kriegsrecht ist? und damit zog er den Pallasch und drang auf Valentin ein. Der aber schlug ihn

mit dem Schemel, den er mit seiner einen gesunden Hand bei einem Bein gefaßt hatte, so gewaltig gegen Kopf und Brust, daß der Angreifer hinten über auf den Boden taumelte. Doch jetzt packte der Zweite den Schemel an und rang ihn dem halb wehrlosen Valentin leicht aus der Hand. Dabei brüllte er mit furchtbarer Stimme: „Zu Hülfe Kameraden! Hierher!" und man hörte schon das Poltern Anderer, die in's Haus gedrungen, auf der Treppe. — Doch Valentin verzagte nicht, er faßte mit raschem Griff das noch eingesteckte Seitengewehr des Soldaten, riß es heraus und führte einen Hieb nach ihm mit den Worten: „Du sollst Deine eigene Klinge kosten! Du" ... Da stockte ihm das Wort im Munde. Der Bedrohte war, um sich zu decken, seitwärts hinter den Tisch gesprungen und stand jetzt grade im hellen Lichtschein der Lampe. — „Brandloff, Deserteur", rief Valentin, ihn anstarrend, denn er erkannte seinen ehemaligen Kameraden im Regiment Derschau, der freilich ein Gaunergesicht hatte, das Jemand, der es nur einmal gesehen, in fünfzig Jahren nicht hätte vergessen können.

Etwas bestürzt war auch Brandloff, und auch er erkannte Valentin, was schwerlich der Fall gewesen wäre, hätte dieser sich nicht den Bart glatt abgeschoren, wodurch er seinem damaligen, jugendlichen Aussehen viel ähnlicher war.

Allein Brandloff gab nicht viel auf dies unerwartete Wiedersehen, sondern rief nach einem Augenblick des Zauderns: „Was Deserteur! Wir sind jetzt die Herren hier! Fort mit dem Säbel oder Ihr sollt . . ."

Valentin ließ aber nicht mit sich parlamentiren, sondern hieb zu. Brandloff duckte den Kopf und deckte sich mit dem Arm, doch der Hieb faßte Fleisch, daß der Schuft laut aufschrie und Hülfe brüllte. Valentin wäre mit seinem einen Arm doch mit den Beiden fertig geworden, aber plötzlich fühlte er sich von hinten gepackt und niedergerissen. Es waren

noch zwei andere Soldaten eingedrungen, die ihn zu Boden warfen. Seine Frau that einen Schrei und stürzte sich zwischen die Kämpfer. Diese ergriffen das junge Weib — sie rang mit ihnen. Valentin wollte sich aufraffen, doch Brandloff hatte sich über ihn gestürzt und faßte ihn an der Kehle. Vergeblich hieb er wie ein Rasender mit seinem einen Arm und dem Säbel um sich — er sah, wie seine Frau fortgeschleppt wurde, der Thür zu, — die Kinder wollten sich schreiend an sie klammern, — ein Fußstoß schleuderte den Knaben drei Schritt weit auf den Boden. — Der Tisch mit der Lampe stürzte um, diese verlöschte. — Valentin sah nichts mehr, allein er hörte Louisens Stimme, die mit herzzerreißendem Tone rief: „Rette mich, rette mich! Valentin!" — Er gedachte wahnsinnig zu werden vor Verzweiflung, — die Sinne vergingen ihm, — da krachte ein Pistolenschuß, — einen Augenblick leuchtete der Pulverblitz, dann war es wieder finster und dichter Dampf verhüllte das Zimmer.

Vierzehntes Kapitel.

„Schurken! Marodeure!" rief eine starke Stimme. „Licht, Licht!" riefen andere. Es war ein Poltern, Toben, Schreien Durcheinanderrennen, Waffenklirren, welches das Ohr betäubte. Doch Valentin fühlte, daß er losgelassen war, — er raffte sich empor, wollte nach der Thür tappen, da fiel ein heller Lichtschein in's Gemach, und er sah einen stattlichen Mann, mit übergeworfenem Mantel, aber doch als höherer Offizier kenntlich, vor sich stehen. Leute aus dem Hause, Soldaten, Frauen mit Lichtern in der Hand, drängten sich hinter ihm in die Thür. —

„Ruhig, mein Freund, Ihr seid gerettet;" redete der

fremde Offizier Valentin an. Dieser, erschöpft von Kampf und Schrecken, vermochte sich nicht auf den Füßen zu halten; wankte, sank in einen Sessel. „Wo ist meine Frau", waren die einzigen Worte, die er hervorzubringen vermochte. Er hatte sie kaum ausgesprochen, als Louise, von Leuten aus dem Hause geführt, hereingebracht wurde; beim Anblick Valentins that sie einen lauten Schrei und warf sich an seinen Hals. Er drückte sie fest an sein Herz; sie zitterte und schluchzte, beide vermochten kein Wort herauszubringen. Die Kinder, die außer dem Schreck ohne Schaden davon gekommen waren, schmiegten sich an sie.

Der Hülferuf Louisens war schon auf der Straße gehört worden. Viele Leute liefen hinzu, drangen in's Haus, unter ihnen auch der Offizier, der sogleich ahnte, was hier vorging, da schon ähnliche Excesse vorgekommen waren. Er eilte daher die Treppe hinauf, riß die vordringenden Soldaten zurück, wollte sich Bahn durch sie machen, nach der Wohnung Valentins, aus der der Angstruf und das Getöse erscholl; sie widersetzten sich aber in ihrer Wuth, die Subordination hatte aufgehört, da riß der Offizier rasch entschlossen ein Pistol aus dem Gurt, schoß unter sie, sie flogen auseinander, und so drang er in's Zimmer. Die Hausleute und andere Bürger, die herbei geeilt waren, leisteten ihm Beistand. Die Plünderer, die sich jetzt in der Minderzahl sahen, entsprangen, nur der eine, den Valentin mit dem Schemel niedergeschlagen hatte, lag noch blutend und betäubt da, und ein anderer war in der Stube gewissermaßen zum Gefangenen gemacht. Brandloff war verschwunden. — „Macht jetzt, daß Ihr fortkommt. Ich werde den Vorfall Eurem Commandeur melden", rief der Offizier dem scheu dastehenden Soldaten zu. Dieser schlich davon und führte seinen Kameraden, dem man emporgeholfen hatte, und der nun auch seine Sinne wiederfand, mit sich fort. —

„Beruhigt Euch nur, brave Leute, das Unglück ist abgewandt“, sprach der Offizier; „und ich werde Euch auch gegen fernere Mißhandlungen sicher stellen!“

„O, wie sollen wir Ihnen danken“, versetzte Valentin, und drückte dem Retter die dargereichte Hand. Dieser warf einen Blick auf Valentins Hand, dann auf seine Züge, murmelte ein Hm! und fragte: „Woher habt Ihr den Ring mit dem Herzen? — Wer seid Ihr?“

Valentin stockte auf beide Fragen, da er über den Ring nicht Auskunft geben mochte, und sich als Soldat versteckt hielt. Doch er schämte sich der letzteren Bedenklichkeit: „Dem kann ich's wohl sagen“, dachte er, und that's.

„Unteroffizier Valentin!“ sprach der Fremde überrascht: „Ich glaube, wir sind schon einmal zusammengetroffen“, fuhr er lächelnd fort, „wenn auch nicht ganz freundschaftlich! — Wo habt Ihr denn den Hieb über die Stirn her?“

Valentin stutzte.

„Ich glaube, ich kann's Euch sagen, — es ist seltsamerweise heut der Jahrestag, der zweite heißt das, wo Ihr ihn empfinget, es war am 10. Oktober, heut vor zwei Jahren!“

„Sie wären!“ rief Valentin staunend aus, und sah sich den Offizier groß an.

„Ja, ich bin Obrist in sächsischen Diensten“, erwiederte der Offizier, „und habe Euch schon als braven Soldaten kennen gelernt. Uebrigens trage ich auch ein Andenken von Euch am Leibe“, fügte er lächelnd hinzu. „Euer Schuß traf mich nicht ganz schlecht. Wofür ich Euch sonst Dank schuldig bin, wißt Ihr nicht einmal. Aber heut mache ich's quitt. Ich war Euer Kriegsgefangener und Ihr habt mich ohne Ranzion freigelassen; jetzt wäret Ihr eigentlich der meinige, da Ihr Soldat seid, aber ich lasse Euch auch ohne Ranzion frei!“ —

„Allein um Gotteswillen, Herr Obrist“, fragte Valentin staunend, „woher haben Sie mich erkannt, in dem Augenblick, halb im Dunkeln, im dämmernden Walde ...“

„Laßt das gut sein! Ich habe so meine Kennzeichen“, antwortete der Obrist. „Doch ich muß fort. Ihr sollt eine russische Sauvegarde bekommen, damit das Gesindel nicht Rache au Euch nimmt. Nun lebt wohl!“ Er wandte sich zum Gehen.

„Ach, Herr Obrist, lassen Sie uns nicht ohne den Namen unseres Retters“, bat Valentin, und Louise schloß sich ihm innig an.

„Ich habe keinen Grund ihn Euch zu verschweigen. Obrist Veltheim, wenn wir uns wiedersehen sollten.“

„Und Ihr Quartier, Herr Obrist?“

„Nicht in Berlin. Ich stehe in Charlottenburg, muß auch sogleich hinausreiten. — Hier sehen wir uns schwerlich wieder.“ — Damit hatte er die Thür in der Hand, und hinderte Valentin und Louisen ihn zu begleiten. Doch er öffnete sie noch einmal und sprach zurück: „Noch einen guten Rath möcht ich Euch geben, Unteroffizier Valentin. Trennt Euch ja nicht von Eurem Ringe.

Er wird Euch nützen,
Er wird Euch schützen!“

Valentin war wie vom Blitz gerührt! Er wollte auf, dem Obristen nach. Doch dieser hatte schon die Thür geschlossen und war rasch die Treppe hinabgeeilt. — Woher kann er wissen, — dachte Valentin staunend, oder ist es Zufall? — Man möchte wahrlich verrückt werden über so etwas!“ — Plötzlich aber ergriff ihn eine ganz andere Empfindung. Sein ganzes Herz wurde weich und voll Dank. „Er wird mir nicht nur nützen, er hat mir genützt, er hat mich geschützt“, rief er laut aus. „Frau, Kinder, laßt uns Gott danken für seine wunderbare Hülfe!“

Und sie thaten es mit frommen Herzen. — Nach einer halben Stunde wurde eine russische Schildwache als Sauvegarde vor das Haus postirt. Nun waren Alle in Sicherheit. — —

Nicht Alle hatten es so gut in Berlin in diesen Tagen. — Es wurden gegen dreihundert Häuser geplündert! — Doch noch schlimmer erging es der Stadt, wo der Obrist sein Standquartier hatte, Charlottenburg!

Die Bürger dieses Orts hatten sich, für ihre Kräfte eine ungeheure Summe, mit funfzehntausend Thalern zwar von der Plünderung losgekauft; aber dennoch wurde fast Haus bei Haus geplündert und die Bewohner noch grauenvoll gemißhandelt. — Sächsische Truppen, die meisten von jenen Sachsen, die im ersten Jahre des Krieges zu Pirna gefangen und dem preußischen Heere einverleibt wurden, nachher aber in Massen wieder zu den Ihrigen übergingen, waren es, welche jetzt in erbittertem Haß alle Schmach, alles Leid und Unglück rächen wollten, das der König über sie und ihr Land gebracht hatte. Daher hausten sie mit vandalischer Zerstörungswuth in dem Schloß des Königs, vernichteten die schönsten Kunstwerke, zerschlugen alle Möbel, zerrissen die Tapeten und Teppiche, — und, das war das Furchtbarste, ließen ihren Ingrimm auch die friedlichen Bewohner entgelten. Konnten die Führer dies nicht hindern, oder wollten sie es nicht? Vielleicht Beides! —

Da das Schloß und die Königlichen Diener der heftigsten Wuth ausgesetzt waren, flüchteten diese sich in das Städtchen. Der Gärtner Eberhard hatte mit seiner ganzen Familie einen Zufluchtsort bei seinem Gevatter, dem Küster an der Charlottenburger Kirche, gefunden. Das ärmliche Häuschen von einem Stockwerk bot der Plünderung keine sonderliche Anlockung, doch waren eine Menge Leute eingedrungen, von den Brühl'schen Dragonern, die zu den wildesten Schaaren

gehörten. Sie plünderten hier zwar nicht, aber hausten arg und verlangten Essen und Trinken den ganzen Tag; auch Wäsche und baares Geld. Es wurde ihnen gegeben, was nur zu schaffen war, damit sie nur zufrieden sein und durch ihre Gegenwart die anderen Kameraden vom Plündern abhalten möchten. Eben saßen sie wieder ihrer zehn Mann beisammen und schmausten und zechten bereits seit Mittag und es ging schon zum Abend; sie jubelten unablässig und forderten immer mehr und mehr! Der Küster und der Gärtner und ihre Frauen und die ältesten Söhne mußten, während sie selbst darbten, die ungestümen Gäste bedienen und Alles herbeischaffen, was sie forderten. Bier und Branntwein immer neu verlangt! Das stieg den wilden Gesellen zu Kopf, sie tobten und lärmten, daß das Haus bebte. — Vor Allem aber waren es zwei junge Mädchen, eine Tochter des Küsters und die einzige des Gärtners, welche bei diesem Lärmen weinten und zitterten. Die Eltern hatten sie in einer Dachkammer versteckt; aber das Getöse dröhnte laut zu ihnen hinein. Geschah es durch eine Unvorsichtigkeit oder durch sonst einen Zufall, genug, einer der Soldaten hatte den Versteck ausgespürt, und entdeckt, was er enthielt. Er wollte eindringen, doch die Thür war fest verriegelt, und widerstand seiner Gewalt. Da lief er hinunter zu seinen halb im Rausch taumelnden Kameraden, erzählte ihnen, was er entdeckt, und forderte sie auf, mit ihm zu kommen, um den Boden zu erstürmen. Mit Jauchzen und Lärmen waren Alle sogleich bereit. Das hörten die Eltern. Entsetzen ergriff sie. Die Väter und die älteren Söhne griffen zu Allem, was ihnen als Waffe dienen konnte, um die Töchter und Schwestern zu vertheidigen, die Mütter rangen die Hände, und riefen um Hülfe. Doch der Widerstand, überdies viel zu schwach gegen die wilde Schaar, reizte diese nur noch mehr. Die Dragoner sprangen nach ihren Säbeln, viele drangen mit diesen auf die Männer, die

den Treppenaufgang besetzt hatten, ein, und rissen sie einzeln heraus. Ueber dem Haupte des Gärtners schwebte schon eine Klinge, da sprang seine Frau mit einem Angstschrei hinzu, fiel dem Soldaten in den Arm, und riß ihn zurück! Dieser packte sie mit überlegener Gewalt, und schleuderte sie fort, daß sie rücklings überstürzte. „Um Gotteswillen, Lisette!“ rief ihr Mann, und wollte ihr zu Hülfe. Doch die wüthenden Soldaten rissen ihn nieder. Lisette hatte sich empor gerafft. Sie stürzte aus der Hausthür, und rief laut um Hülfe. Die Nachbarn aber wagten nicht zur Rettung herbeizueilen. Mußte doch Jeder in seinem eignen Hause ein ähnliches Schicksal fürchten! —

Indessen leisteten die Männer verzweifelnden Widerstand, wobei ihnen die Enge des Eingangs zu Statten kam. Da gerieth Einer der Dragoner auf einen teuflischen Gedanken. „Was wollen wir uns die Knochen zerschlagen lassen“, rief er aus, „werft Feuer in das Nest! Dann müssen die Alten und Jungen ausfliegen oder braten! Dann werden die flüggen Täubchen schon herunter kommen!“ Der infernalische Einfall fand sogleich Genossen. Zwei wilde, branntweinerhitzte Kerle stürzten nach dem Feuerheerd, rissen ein paar Brände heraus und eilten damit in den Hof, um das Haus von den kleinen hölzernen Hintergebäuden aus, die sich daselbst befanden, in Brand zu stecken. Einiges dürre Reisig, das daselbst aufgeschichtet lag, gab sich wie Zunder her; es flackerte sogleich in heller Flamme wie Strohfeuer auf. Das Fensterchen der Dachkammer, in der die Mädchen verborgen waren, ging nach dem Hofe hinaus. Plötzlich sahen sie dichten Rauch emporsteigen und eine röthliche Flamme aufschlagen. Erschreckt eilten sie an das Fenster und lauschten hinter dem Vorhange, was es gebe. Sie hörten das wilde Geschrei der Brandstifter, die die Flamme schürten. Sie ahnten, was der Zweck des Feuers sei. Entsetzen ergriff die unglücklichen Kinder;

der Wind trieb Flamme und Rauch grade auf das Dach zu, unter dem sie sich befanden. Der Rauch drang schon ein! Voller Angst liefen sie nach der Thür und öffneten diese! Da schallte ihnen das Getöse der an der Treppe Kämpfenden, der wilde Mordruf der Soldaten entgegen! Schnell warfen sie sie wieder zu und schoben die Riegel vor!

„Anna, was fangen wir an, wir werden elend verbrennen!“ rief die Tochter des Gärtners, und fiel ihrer Base um den Hals. Beide weinten laut auf und sanken, fast unwillkührlich, betend auf die Knie nieder!“

Fünfzehntes Kapitel.

Lisette irrte in ihrer Angst und Verweiflung auf der Straße umher, ohne ein besonderes Ziel. Ihr Hülferuf war ein vergeblicher; Niemand zeigte sich. Da fiel ihr Blick auf die Kirche ihr gegenüber. Es ergriff sie wie eine dunkle Ahnung, daß von dem Gotteshause aus die Hülfe Gottes zu erwarten sei; es schien ihr unmöglich, daß im Angesichte des seiner Verehrung geweihten heiligen Baues so schreckliche Frevel vollendet werden könnten! Sie starrte mit von Thränen verdunkelten Augen hinüber. Da schritt ein großer, in einen schwarzen Mantel gehüllter Mann an der Kirche vorbei, der einen ernst verweilenden Blick auf das Gotteshaus richtete und ihr dadurch halb den Rücken zuwandte. Es schien ein Geistlicher zu sein. Ein Trieb, von dem sie sich nicht Rechenschaft zu geben wußte, drängte sie, seine Hülfe anzurufen. — Sie eilte zu ihm hinüber; als sie näher kam, und er sich umwandte, sah sie, daß sie sich nicht geirrt hatte; es war ein Feldprediger, seine Kleidung verrieth es, seine ernsten frommen Züge bestätigten es.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, ehrwürdiger Herr", rief Lisette flehend, „helft uns gegen die wilden Soldaten! Sie wollen" . . . . ihre Stimme erstickte in krampfhaftem Schluchzen, sie deutete nur nach dem Hause hinüber, von wo das Geschrei und Lärmen bis hierher erscholl. Der Prediger, ohne zu säumen, eilte mit ihr hinüber. — In dem Augenblick, wo er in die offene Hausthür trat, lag der Gärtner am Boden, und einer der Soldaten wollte ihm die Klinge in den Leib rennen. „Haltet ein, um Gottes Barmherzigkeit willen!" rief der Geistliche und erhob beide Arme wie erschreckend und abwehrend zugleich. Aller Augen richteten sich auf ihn, es trat ein Augenblick der Bestürzung unter den Soldaten ein; der Anblick ihres Geistlichen, der Gedanke an Vorsehung und Verantwortung, die sich damit verknüpften, wirkte in so plötzlicher Erscheinuug mächtig auch auf die verwilderten Gemüther. Alle standen regungslos, halb aus Scheu, halb beschämt. Der Unglückliche, der am Boden lag und schon den Tod zu empfangen glaubte, raffte sich auf, warf sich zu den Füßen des Geistlichen nieder und schlang in krampfhafter Angst seine Hände um ihn.

„Meine Kinder", erhob der Pfarrer das Wort, und legte, gleichsam segnend und beschützend, die Hände auf das Haupt des Flehenden. „Meine Kinder! Was thut Ihr! Was haben diese friedlichen Bewohner verbrochen, daß Ihr sie morden wollt? Fließt nicht genug des Blutes auf den Schlachtfeldern? Habt Gott vor Augen, dessen Auge auf Euch sieht! Denkt an die Rechenschaft, die Ihr von diesem Blute geben müßt!"

Es war, als sei mit einem Zauberschlag der Ort des wüsten Tobens und Kämpfens in eine kirchliche Stätte umgewandelt, so still war es ringsum, so athemlos lauschten die Umstehenden auf das Wort des göttlichen Dieners. — „Werner", fuhr der Prediger fort, und wandte sich an den, wel-

cher den blanken Säbel, der auf den Gärtner gezückt gewesen, noch in der Hand hielt, „Werner, gedenkst Du der Stunde, da ich vor Jahresfrist an Deinem Lager saß, als Du an Deinen schweren Wunden zu sterben glaubtest? Gedenkst Du, wie Dir damals zu Sinne war? Wie Du auf Gottes ewige Milde und Barmherzigkeit allein Deine Hoffnung setztest? Wie würde Dir sein, wenn die ernste Stunde Dir wiederkehrte? Es kann morgen, es kann noch heute geschehen; der Krieg würfelt rasch um das Leben der Menschen! Wie würdest Du Deinen letzten Weg antreten, wenn solche Schuld Dich belastete, als Du jetzt auf Dich laden wolltest! Mein Sohn!"

Das letzte Wort sprach der Geistliche mit so innig liebevoller Stimme, wie es nur ein Vater zu seinem Sohne zu sprechen vermag. — Zorn, Begierde, Rausch, Alles war in den wilden Gemüthern verflogen, vor der Liebe, Kraft und Wahrheit dieses ermahnenden Wortes.

„Herr Pastor" . . . . sprach der Soldat stotternd, und das Mordgewehr entsank seiner Hand.

Da wurde die feierliche Stille, die seit zwei Minuten herrschte, durch einen neuen Schreckensruf, den Alle zugleich ausstießen, unterbrochen. Einer der Brandstifter auf dem Hofe, die nichts von dem ahnten, was soeben im Vorderhause vorging, öffnete die Hofthür, um in den Hausflur zu treten. Die Flamme wurde sichtbar, und der entstehende Luftzug bewirkte, daß sie, vom Winde herabgedrückt und getrieben, mit furchtbarer Zunge in das Haus hinein leckte; gleichzeitig drang ein Stoß von Rauch und Qualm nach.

„Herr Gott, das Haus brennt!" rief die Frau des Küsters, die der Hausthür zunächst stand; und der Ruf: „Feuer! Feuer!" erschallte von Allen zugleich. Einige stürzten nach dem Hof, um zu löschen, Andere nach der Straße, um zu flüchten. Soldaten und Bewohner des Hauses waren in

gleicher Verwirrung! Der Küster war in den Hof geeilt. Er riß einen Feuereimer, der dort über der Thür aufgehangen war, herab und wollte ihn am Brunnen füllen, doch das brennende Reisig schlug schon in so verbreiteter Flamme auf, daß dieselbe den Brunnen ringsum umzüngelte. Von hier Hülfe zu bringen, war unmöglich. Noch hatte Niemand an die Töchter gedacht. Da warf der Vater, im Zurückspringen vom Brunnen, einen zufälligen Blick nach dem Bodenfenster hinauf und sahe, daß die volle Gewalt der Flamme dorthin schlug, und Rauch und Funken das ganze Dach umwirbelten.

„Die Kinder verbrennen!" rief er außer sich, und stürzte in's Haus zurück, alle Andern ihm nach, denn schon war der Hof nicht mehr zu halten. „Rettet die Mädchen!" rief der angstvolle Vater seinen Söhnen zu, die noch in dem Hausflur weilten. Sie flogen die Treppe des Vorderhauses hinan. Der ganze Boden war schon mit eingedrungenem Rauch erfüllt. Der Vater drang dennoch hindurch, die muthigen jungen Leute ihm nach. Sie erreichten die Thür — doch sie war verriegelt! Sie donnerten dagegen! Vergeblich, die unglücklichen Mädchen hatten, sei es durch Angst oder den erstickenden Rauch, schon die Besinnung verloren. Die Verzweiflung verdoppelte die Kräfte der Rettenden. — Sie stürmten mit voller Gewalt gleichzeitig gegen die Thür — da brach sie ein. — Wenige Minuten später eilten die Brüder, mit den bewußtlosen Schwestern im Arm, selbst halb betäubt, aus der Thür des Vorderhauses auf die Straße, und legten erschöpft, athemlos, die theure Bürde in die Arme der Mütter nieder, die mit heißen Thränen die todesbleichen Töchter umschlossen, und sie wieder zum Leben zu erwecken suchten.

Während dessen aber hatte die Flamme überhand genommen; es wurde Feuer durch die Gassen gerufen; jetzt eilten auch die Bürger herbei. Es war zu spät! Schon

brannte auch das Dach des Vorderhauses; Rauch und Qualm erfüllte das untere Geschoß. Mit Mühe wurde noch einiges Hausgeräth gerettet! Bald mußte man auch davon ablassen, und die ganze Sorge der Hülfeleistenden ging dahin, die Nachbarhäuser zu wahren, was dadurch erleichtert wurde, daß sie durch Gärtchen von dem brennenden Gebäude getrennt waren.

Der Abend dunkelte. Doch die flackernde Gluth erhellte den Platz. Die Unglücklichen saßen auf den Stufen vor der Kirchthür, beide Mütter nur um ihre Töchter beschäftigt. Der Geistliche hatte sich entfernt. Nach kurzer Zeit jedoch kehrte er unerwarteter Weise zurück und sprach: „In der mir angewiesenen Wohnung ist viel Raum. Wollt Ihr mir dahin folgen, Ihr unglücklichen Leute, so sollt Ihr wenigstens für die nächste Zeit ein Obdach haben, bis Ihr vielleicht bei Freunden und Nachbarn ein besseres Unterkommen findet.“ — Das wohlwollende Anerbieten wurde dankbar angenommen; die Abgebrannten belasteten sich mit dem, was von Betten, Kleidern, Hausrath gerettet war; mitleidige Nachbarn halfen ihnen tragen, und so zogen sie auf der Stelle in die Wohnung des Geistlichen ein, welche, da die Besitzer des Hauses geflüchtet waren, Raum genug hatte, die Obdachlosen aufzunehmen.

Mit thränenfeuchten Blicken schieden sie von der Wohnstätte, die schon so herabgebrannt war, daß die Gluth zwischen den Mauern zusammengesunken lag, und nur noch niedrige Flammen hervordrangen. Doch war mehr Glück und Trost in ihrem Herzen, als Kummer, denn die Rettung schon verloren geglaubter, theurerer Güter erfüllte ihre Seele mit tiefem Dankgefühl.

In der Wohnung des freundlichen Geistlichen war reichlich für Erquickung seiner Gäste gesorgt. Er forderte sie auf, an dem gedeckten Tisch Platz zu nehmen, während er

selbst noch in den anderen Zimmern Anordnungen für die Uebernachtung traf. Der Diener zündete inzwischen mehrere Kerzen an, und als der Feldprediger wieder eintrat, fand er Tisch und Zimmer freundlich hell erleuchtet, und konnte nun erst seine Gäste, die er bisher in der Aufregung und bei dem unsicheren mit dem tiefen Dunkel wechselnden Flammenschein kaum betrachtet hatte, wirklich kennen lernen. Das eine der jungen, geretteten Mädchen schien seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch zu nehmen. Er sah sie mehrmals forschend an, und warf dann seinen Blick zu ihrer Mutter hinüber. „Ich glaube, Lisette", bemerkte der Gärtner, „der Herr Pfarrer findet auch die große Aehnlichkeit zwischen Dir und unserer Mathilde!"

„Das ist Ihre Tochter, liebe Frau?" fragte der Prediger mit ungewöhnlicher Aufregung; „und sie heißen Lisette mit Namen?"

„Ja, Herr Pfarrer", erwiederte diese, und sah ihn, staunend über seine auffallende Bewegung, an. Es war ihr, als habe sie ihn schon sonst wo gesehen.

„Ja Sie sind es, ich kann mich nicht täuschen!" rief der Geistliche jetzo aus, und Freude und Begeisterung drückten sich gleichzeitig in seinen Zügen aus, „obgleich zwanzig Jahre dazwischen liegen! Kennen Sie mich nicht mehr?"

Eine Ahnung blitzte in Lisetten auf. „Mein Gott — Sie wären —"

„Der junge Student Dörfer, dem Sie das Leben, mehr als das Leben, das ganze Glück des Lebens gerettet!"

Er eilte hinüber zu der von Freude und Wehmuth gleich ergriffenen Frau, schloß sie herzlichst in die Arme, und rief mehrmals: „O gütiger Gott, wie danke ich Dir für diesen Fingerzeig! Wie wunderbar leitest Du die Schickungen!"

Und wie war Freude und Glück groß! Es wurde erklärt, erzählt, ja sogar die Heiterkeit wachte auf, und das

fröhliche Lächeln fand seine Stätte wieder in diesem Kreise der so eben noch so tief Betrübten und Erschütterten. —

Da unterbrach der Pfarrer den Strom der Ergießungen mit dem Wort: „Aber wissen Sie denn, daß auch der Herr Obrist von Veltheim hier ist! Der Mitgenosse meines Schicksals, durch den ich glücklich über die Grenze geschafft wurde!“ Ein freudiger Ausruf Lisettens begrüßte diese Nachricht.

Wie es zu gehen pflegt, hatte sie zwar in den ersten Jahren ihrer Verheirathung noch dann und wann Nachrichten von dem so glücklich verheiratheten Fräulein von Minkwitz gehabt; war doch sogar ihre Tochter, Mathilde, nach derselben benannt. Allein allmählig hatten Zeit und Ferne diese Mittheilungen einschlummern lassen, und seit vollends der Krieg die glücklichen Verhältnisse zwischen Sachsen und Preußen gänzlich zerstörte, war ihr auch nicht einmal mehr durch die dritte Hand Kunde geworden. — Der Pfarrer aber konnte sich die Freude nicht versagen, auch den Obristen, dessen Quartier gerade gegenüber lag, durch zwei Zeilen zu benachrichtigen. — In wenigen Minnten stand er in dem Kreise der Glücklichen und begrüßte die frühere Beschützerin seiner Liebe und Stifterin seiner glücklichen Ehe mit einer um so herzlicheren Theilnahme, als er von dem Geschick hörte, das sie so eben theils bedroht, theils betroffen. Er war vor wenigen Augenblicken aus Valentins Wohnung zurückgekehrt, und konnte durch das, was er dort erlebt, die Freude der hier Versammelten nur erhöhen. „Der alte brave Soldat“, sprach er lächelnd, „schwört darauf, die weiße Frau sei ihm erschienen, und — mehr als einmal! Nun, jetzt könnten wir ihm den Glauben wohl nehmen, und gelegentlich mag es wohl auch geschehen, bisher aber war es so besser.“ —

Die Gegenwart des Obristen hatte, obgleich er ohne Regiment und in andern Militäraufträgen dort war, noch die glückliche Folge, daß durch seine Vermittelung Eberhard seine

Wohnung im Schloßgarten wieder beziehen konnte, und ihm vollständiger Schutz gewährt wurde. Nun konnte auch der Gärtner seinerseits den obdachlosen Gevatter mit seiner Familie aufnehmen; und der Pfarrer und der Obrist sorgten großmüthig für den Ersatz der Verluste, die, wie groß für die Betroffenen, doch nicht allzuschwer zu decken waren.

So blühte die Blume des Glücks und der Freude für Einzelne mitten in dem mit Gluth, Asche und Verheerung erfüllten Krater des Krieges auf. Tausende freilich seufzten nur unter Sorge, Angst und Qual, und flehten um Erlösung. Für Berlin und die nächste Umgegend trat diese schon nach drei Tagen ein. Am 12. Oktober verließen die Feinde die Hauptstadt, geschreckt durch die Kunde von dem Heranziehen des Königs. Doch das Flehen der deutschen Völker und Länder, die sich nun schon im fünften Jahre unter der eisernen Geißel des Krieges krümmten, blieb noch über zwei lange Jahre unerhört!



Vierte Abtheilung.



Sechszehntes Kapitel.

Es war ein düsterer Novembertag. Der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt, die der rauhe Wind dahin jagte; bald schüttelten sie eisige Schlagregen, bald dichtes Schneegestöber auf die Erde hinunter. Der alte Knebelbart Ziethen ritt, in den blauen Mantel gewickelt, ernst, schweigend an der Spitze der Truppen. Er sprach kein Wort; sein scharfes blaublitzendes Auge blickte nach allen Seiten spähend umher, und oft hielt er die Hand gegen das Ohr, um zu lauschen, weil ihm dünkte, er höre Kanonendonner. Allein er schüttelte immer wieder den Kopf. Es war nichts: Der Wind sauste so hohl durch den Kiefernwald. „Wenn er nur herüberwärts wehte," meinte der Alte zu seinem Adjutanten, der neben ihm ritt, „aber der verfluchte Westwind ist vom Teufel! Ich kann hier nicht hören, wenn der König die Bataille anfängt!" Mit diesen Worten ritt er eine sandige, mit Fichtengebüsch bedeckte Anhöhe zur Seite hinan, und suchte eine Uebersicht des Terrains zu gewinnen. Aber es war wenig zu sehen; der Wald hemmte die Aussicht, und neblige Dünste, Regen, Schneegestöber kamen auch dazu.

Valentin, der mit seiner Section dicht am Pferde des Generals marschirte, hatte die mürrischen Worte gehört und dachte bei sich: „Nun, von unsren kleinen Schnurrpfeifereien

mit dem Kroatengesindel wird der König wohl das Knallen gehört haben, wenn's auch kaum das Pulver werth gewesen ist. — Hätten wir nur nicht den Umweg machen müssen, wir wären dem Feinde wohl schon näher am Bart. — Wenn es aber noch ein paar Stunden dauert, so ist die Nacht da, bevor wir einen österreichischen Pferdeschwanz gesehen haben. — Es wäre verdammt, wenn wir nicht zur Bataille kämen!"

Solche Gedanken waren die des ganzen Corps; denn man hatte doch bereits drei Uhr Nachmittags und wußte auch, daß der König den Angriff befohlen und gesagt hatte: „Daun hat eine gute Stellung, aber er ist in einen Sack gesperrt. Schlagen wir ihn, so ist seine Armee gefangen, oder muß in der Elbe ersaufen. Schlägt er uns, so gehn wir Alle zu Grunde, und ich zuerst. Der Krieg dauert mir zu lange; er muß auch Euch langweilig sein. Morgen wollen wir ihm ein Ende machen!"

Ja, zu lange dauerte er freilich schon, selbst den Soldaten, und selbst so einem wie Valentin. Drum freute er sich doppelt darauf, daß heute der Kehraus getanzt werden sollte, und, es konnte nicht anders sein, mit Glanz und Ehren. Schon aber fing Jeder an zu fürchten, daß es nicht mehr zur Schlacht kommen, und der Feind sich nach seiner Gewohnheit zurückziehen werde, um sich in neuen, festen Stellungen zu erhalten.

Da — Alle wurden wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt, donnerte der mächtige Kanonengruß zur Linken und mit solcher Gewalt, daß keine Täuschung möglich war.

„Der König hat die Bataille engagirt," rief der alte Ziethen den ihn umgebenden Offizieren zu, „wir müssen Alles daran setzen, rasch heranzukommen, und unsern verdammten Aufenthalt einzubringen!"

Zugleich sprengte der General mit mehreren Offizieren eine gute Strecke vor, einer Höhe zu, die endlich eine Ueber-

sicht zu gewähren schien. Gleich darauf flogen von dort die Adjutanten nach verschiedenen Seiten, die verschiedenen Colonnen hinunter. Auch der Alte kam bald zurück: „Vorwärts, vorwärts, Kinder, sonst laufen uns die Feinde davon, ehe wir sie zu sehen bekommen haben."

Diese Worte zündeten. Es wurde ordentlich ein Ruck in der Bewegung der Massen fühlbar. Aber das Terrain war schwierig; tiefer Sand, Sturzacker, halb gefroren, halb aufgeweicht, zuweilen Morast, Fichtengebüsch und dichtes Gesträuch, Hügel und Hohlwege. Der Sporn war aber immer dahinter, die Kanonade von der Seite des Königs her, die mit jeder Minute stärker wurde.

„Ich denke, man wird auf uns warten," sprach Valentin zu seinem Nachbar im Gliede. „Die da drüben haben kein schlechtes Stück Arbeit. Mein Lebtag habe ich solch ein Feuern nicht gehört!" — Es fing schon an zu dämmern. — Da endlich debouchirte die Colonne aus dem Walde und sah das Schlachtfeld von Torgau vor sich. Aber es mußte noch ein gutes Stück marschirt werden, bevor man zum Kampf kommen konnte, denn geradezu ließ sich nicht vorrücken. Weit hinüber zur Linken der Anrückenden wogte es über das ganze Feld, so weit man es im immer tiefer werdenden Dunkel übersehen konnte. Der rechte Flügel der Oesterreicher war im furchtbarsten Gefecht. Eben griff die preußische Kavallerie an. „Blitz, wie die über's Feld jagen," rief Valentin mit muthfunkelnden Augen. „Das müssen die Dragoner und Cürassiere unter dem Herzog von Holstein sein." Zu unterscheiden waren die einzelnen Truppentheile nicht, wegen der zu großen Ferne; man sah nur die Massenbewegung. Gleich einer schwarzen Gewitterwolke, vom Sturme gejagt, brauste die Kavallerie des linken Flügels der Preußen durch das Feld; die Batterien auf den Höhen blitzten. Der Donner

erschütterte die Erde, der Pulverdampf wölkte sich zu einem schwarzblauen Gewitter über Wald und Höhen.

„Wenn wir nur erst heran wären, um auch dabei zu sein," dachte Valentin, während der Marsch immer beschleunigter vorwärts ging. Aber noch mußte man durch eine waldige Senkung, die den Anblick des Schlachtfeldes wieder entzog. Man hörte nur noch den Donner der furchtbaren Artillerie, der jedoch allmählich schwächer wurde. Es war völlig dunkel, bevor die Marschcolonne das Freie wieder erreichte. Da lag vor ihr ein brennendes Dorf und beleuchtete das Feld mit dem rothen Glanz seiner Flamme.

„Bei der Fackel sehen wir, was wir zu thun haben," rief der Alte, der, von mehreren Commandeuren umgeben, vor die Front ritt. — „Das Dorf müssen wir haben; es ist Süptitz. Von der Höhe drüben müssen wir sie herunterschmeißen."

Der Oberst Möllendorf zeigte mit dem Degen auf eine Stelle in der Nähe des Dorfes. „Dort können wir zuverlässiig hinüber. Der Damm zwischen den Teichen ist unbesetzt!"

„Die Brigade Saldern soll dort vorrücken!" rief der General. Mit diesem Befehl jagte ein Adjutant ventre à terre in's Feld.

Nicht fünf Minuten dauerte es, und die Brigade, bei der auch Valentin stand, war im Marsch. Im Sturmschritt ging es gerade gegen das Dorf an, dann auf dem Damm vorwärts. Hier galt kein Feiern. Den Oesterreichern leuchtete die Fackel des brennenden Dorfes auch, und sie begegneten dem Angriff mit einem Kartätschenfeuer, das dicht wie Hagelschlag niederschmetterte. Vorwärts, war hier die Losung. Was fiel, fiel. — „Das ist Euer Ziel, Soldaten," rief der General, als sie über den Damm waren und deployirten, und zeigte mit dem Degen auf eine Redoute, die im röth-

lichen Wiederschein der Flammen auf der Anhöhe lag. Die Redoute zeigte sich aber besser selbst, denn ihre Blitze flammten auf wie aus einer berstenden Wetterwolke und gleich Donnerkeilen schlugen die Vollkugeln vor der Front auf den harten Boden und setzten sausend im Bogen ihren Lauf über die Reihen fort. „Wenn sie nicht besser treffen können," rief Valentin seinen Leuten zu, „sollen sie uns nicht viel anhaben! Wir wollen sie anders fassen!" Die Trommeln wirbelten zum Sturm. — Drauf! — Der schwarze Strom schwoll reißend bergan. Die schweren Geschütze konnten in dem tiefen Sand nicht folgen. Die Soldaten zogen ihre Regimentskanonen selbst die Höhen hinan. Her- und hinüber krachte das Geschütz, und reihenweise schmetterte es die Stürmenden nieder. Ueber der Redoute stand eine Pulverwolke, wie ein schwarzes Gebirge, und aus dem finstern Krater brachen Donner und Blitze hervor. — Alles war in Rauch und Getöse begraben; Trommeln, Kanonen, Schlachtgeschrei dröhnten durcheinander. Der Strom des Schlachtgetümmels schwoll unaufhaltsam vorwärts; da stand er plötzlich; die Redoute war genommen, und „Victoria" schallte es laut von den Höhen durch die Nacht.

Siebzehntes Kapitel.

Und durch tiefe Nacht. Denn die leuchtende Fackel des in Flammen stehenden Dorfes war indessen tief heruntergebrannt, und glimmte nur noch in düsterrother Gluth durch die Herbstnacht und ihren nebligen Schein. Genommen war die Redoute, erstürmt die Höhen, aber theuer bezahlt! —

Die ganze Linie hinunter hatte der Kampf sich beim Flammenscheine entzündet, und hin- und herwogend mehrere

Stunden fortgedauert; doch war die Macht des Feindes gebrochen, und die tapferen Schaaren der Preußen behaupteten das Schlachtfeld.

Die Nacht verhüllte ihnen selbst den Sieg. Niemand wußte, wie die Sachen auf der Seite, wo der König gefochten hatte, standen. Die Finsterniß machte unsicher selbst über die Hauptrichtungen; stäubende eisige Regenschauer verdichteten das Dunkel. In einzelnen Trupps versprengt, durchirrten die Krieger das weite Schlachtfeld; oft stießen sie unvermuthet auf Feinde, und der Kampf erneuerte sich; oft kehrten gar befreundete Schaaren die Waffen gegeneinander. Endlich waren Alle todesmüde, und satt des Mordens. Kälte und Regen erstarten die Glieder; und wie bei furchtbaren Schneestürmen in der Steppe selbst der wilde Wolf sich dem Hunde friedlich gesellt, wenn das Grauen vor den entfesselten Schrecken der Natur beide in die nämliche Felshöhle treibt: so gesellten sich endlich auch hier die erbittertsten Feinde und schlossen das vorübergehende Bündniß gegen die grausameren Schrecken der eisigen Regennacht, des Sturmes, des Hungers und der tödtlichen Erschöpfung. Jetzt loderten hie und dort einzelne Lagerfeuer auf, dann bedeckte sich die ganze Gegend damit; sie sammelten in den Schluchten und im Walde die zerstreut auf dem Blutfeld Umherirrenden. — Zu diesen gehörte auch Valentin, der, im Kampfgetümmel abgedrängt, in der Dunkelheit die Seinigen nicht wieder auffinden konnte. Drei Kameraden hatten sich zu ihm gesellt, zwei davon verwundet, die sich kaum noch schleppen konnten. Sie waren zuerst auf ein Feuer gestoßen, an welchem österreichische Rothmäntel lagerten; zum Glück erkannten sie die Feinde noch zu rechter Zeit beim Auflodern der Flammen. — In der Besorgniß, ganz unter Oesterreicher zu gerathen, rieth Valentin eine weit abweichende Richtung an; sie tappten in der Nacht durch einen Sturzacker, kamen an einen Hohlweg, in den die ersten hinab-

stürzten; mühsam kletterten sie hindurch, und gelangten endlich, während ein mit Schnee gemischter Regenschauer niederströmte, in ein Fichtengebüsch. Vor Kälte erstarrt, von Hunger und Müdigkeit erschöpft, vermochten sie nicht weiter zu gehen.

„Es ist vergeblich," sprach einer der Verwundeten, „wir finden die Unsrigen nicht; ich kann nicht weiter; laßt uns hier ein Feuer anzünden und den Tag abwarten." Das thaten sie; aber nur mit großer Mühe war das feuchte Holz in Brand zu bringen. Endlich loderte die erwärmende Flamme. „Ich glaube es bivouakirt Alles durch einander, Feind und Freund, und keiner weiß wer die Schlacht gewonnen hat!" hub einer an, als sie sich gelagert hatten.

„Oho!" rief Valentin, „wir haben doch die Höhen gestürmt und behauptet! Das müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn wir die Schlacht nicht gewonnen hätten."

„Uns hat die ungarische Kavallerie teufelmäßig zusammengewettert," antwortete der Andere. „Ich weiß nicht, wo wir hingerathen wären, wenn nicht die Ziethen Husaren uns aus der Patsche gehauen hätten. — Aber zwei Dritttheile von uns blieben liegen, und die Andern werden wohl nicht viel anders zu treffen sein, als ich hier und mein Kamerad!" Er zeigte auf den anderen Verwundeten, der vom Blutverlust bleich, vor Kälte schlotternd, sich ächzend am Feuer krümmte. „Ich weiß nicht, ob wir die Schlacht gewonnen haben," fügte er nochmals hinzu.

„So jage ich mir eine Kugel durch den Kopf!" fuhr Valentin heraus. „Aber was ist das?" unterbrach er die übereilte Rede. „Horch doch! — Was kommt dort durch den Wald?" Wie der Blitz hatte er trotz seiner tödtlichen Ermattung das Gewehr zur Hand, und die andern folgten seinem Beispiel. Es kamen Soldaten durch das Gebüsch auf das Feuer zu. „Wer da!" rief Valentin, „steht, oder ich gebe Feuer! Freund oder Feind!"

„Gut Freund!“ rief eine rauhe Stimme. „Wer seid Ihr?“

„Preußen!“ antwortete Valentin und sah scharf hin.

Die Ankömmlinge stutzten; es entstand ein Murmeln unter ihnen. Beim Scheine der Flamme konnte Valentin jetzt sehen, daß es ihrer drei waren, doch er erkannte sie als Oesterreicher. Wir sind unserer vier, dachte er, aber zwei Verwundete. Was könnte herauskommen, wenn wir gegen einander gingen? Ein gräuliches Abschlachten, was zu nichts hülfe. — —

Genug, er rief ihnen zu: „Ihr seid Oesterreicher, ich sehe es. Aber die Bataille ist aus. Wir haben Zeit genug, sie morgen wieder anzufangen, jeder bei seinem Corps. Ich biete Euch Waffenstillstand an. Kommt an unser Feuer, die Nacht ist grimmig für Freund und Feind!“

„Angenommen! Waffenstillstand!“ antwortete der Vorderste.

„Halt! Noch eins!“ begann Valentin nochmals. „Wir wollen Capitulation schließen. Keiner weiß wer die Schlacht gewonnen hat. Wer zur geschlagenen Armee gehört, ergibt sich, wenn der Tag es ausweist, dem Anderen zum Kriegsgefangenen!“

Er hoffte zu gewiß, daß die Preußen gesiegt hätten; darum glaubte er den Vorschlag getrost machen zu können.

Der Oesterreicher antwortete: „Meinethalben.“

„Nun, so lagert Euch zu uns. Wir theilen was wir haben,“ versetzte Valentin.

Die Oesterreicher traten nun dicht heran. Der Vorderste kam auf Valentin zu, der ihm die Hand entgegenstreckte. Da, als Beiden die Flamme hell in's Gesicht leuchtete, fuhren sie beide zurück. Der Oesterreicher rief: „Teufel!“ Valentin: „Herr Gott!“ — Es war Brandloff!

Bei dem Anblick des ruchlosen Kerls war es ihm, als ob er auf eine Klapperschlange getreten hätte. Brandloff schien auch nicht ganz wohl zu Muthe sein, doch er raffte

seine ganze Frechheit zusammen. „Wir haben Waffenstillstand und Capitulation geschlossen,“ sprach er, „ein Hundsfott, der sie nicht hält!“

Valentin knirschte mit den Zähnen, doch er bezwang sich. „Gut,“ sagte er, „die Capitulation ist fest, und bleibt es, der Kameraden wegen. Doch das sage ich Dir, treffe ich Dich sonst wo wieder, so heißt's: Du oder ich!“

„Meinethalben,“ murmelte Brandloff, halb ergrimmt, halb scheu, und streckte sich am Feuer nieder. —

Valentin that desgleichen, aber auf der andern Seite der Flamme.

So klammerte das eiserne Band der Noth auch solche Feinde aneinander! — Die Nacht schlug ihren schwarzen, eisigen Mantel um Haß und Liebe! — — Eine harte Brodrinde, ein letzter Schluck Branntwein war Alles, was die Erschöpften zu theilen hatten. Die Todesmüdigkeit und Kälte, gegen die das schlecht brennende, stark rauchende Feuer von jungem, durchnäßten Holz nur ein ohnmächtiges Mittel war, überwältigte bald den Hunger. Anfangs bebten und schlotterten sie vor Frost; allmählig erstarrten die Glieder; Alle sanken in Schlaf oder vielmehr in Betäubung. — Nur Valentin nicht. Seine innere Aufregung, dem Menschen gegenüber, der sich eines so furchtbaren Verbrechens gegen sein Theuerstes schuldig gemacht hatte, ließ ihm nicht Rast. Und er traute ihm nicht, denn er hatte gemerkt, daß er mit seinem Nachbar am Feuer, einem Kerl von gleich ruchlosem Ansehen, mehrmals geflüstert und Blicke gewechselt hatte. Er beobachtete ihn daher, während er sich selbst schlafend stellte, und hatte sich das Gewehr zur Hand gelegt.

Wirklich; nach einigen Minuten richtete sich Brandloff auf, stieß seinen Nachbar an, der eben so wenig schlief, und murmelte ihm leise, aber doch so, daß Valentin es verstand, die Worte zu: „Nun ist's Zeit.“ Im gleichen Augenblick sah

er Beide ihre Messer ziehen. Das war genug. Im Nu hatte Valentin sein geladenes Gewehr in der Hand, und bevor Brandloff nur ahnte, daß ihm Gefahr drohe, krachte der Schuß, und er lag am Boden.

„Mörder! Hund!“ schrie Valentin mit furchtbarer Stimme, und sein Spießgesell, im Bewußtsein seiner Schuld, sprang auf, wie vom Bösen gejagt, und flüchtete in den Wald. — Allein zu Valentins grausender Verwunderung regte sich von den Uebrigen kein einziger. War ein einzelner Gewehrschuß nach dem betäubenden Geschützdonner des Tages so etwas Gewöhnliches, daß Keiner den Knall beachtete? Oder war die Erschöpfung so groß, daß auch keine Gefahr mehr auf die Todesmüden gewirkt hätte? — Valentin versuchte seine Kameraden wach zu rütteln — vergeblich. Sie taumelten einen Augenblick auf, und fielen dann, gleich Trunkenen, wieder zurück.

„Hm! steht es so?“ dachte er, „so werden ihrer nicht Viele morgen wieder hier aufstehen! — Die Kälte ist auch zu schaurig! — Mich fröstelt selbst bis in's Gebein! — So muß ich denn allein die Feuerwache machen, daß wir nicht Alle umkommen. „Wenn nur der . . . . er starrte Brandloff an, „nicht dort läge! Sein Gesicht ist verzerrt, daß er aussieht, wie ein grinsender Satan!“ — Sein Schauder vor Leichen erwachte; er war so gut wie ganz allein hier, unter fünf Leichen, doch nur die Brandloffs erregte ihm ein Grausen. „Er hat verrucht über Alles gespottet“, dachte er, „in seiner Nähe ist nicht gut sein! Aber ich kann ihn nicht mehr fortschleppen, — ich bin zu matt — ich mag ihn auch nicht anrühren!“ Unter diesen Gedanken rieselte ihm auch noch ein anderer Frost über den Rücken, als der des Eis-Nachtwindes.

Er raffte sich zusammen, rüttete sich aus der kalten Erstarrung auf, die ihn schon gefaßt hatte, und warf neues Holz in die Flamme. — Er that es noch ein paar Mal; immer schwerer wurde es ihm, sich wach zu halten. — Und wie er

nun stumm, in der Todtenstille des Waldes, vor der Flamme saß und hineinstarrte, da wurden auch ihm endlich die Augenlider zu schwer, und sanken herab. — Der Tod des Erstarrens, der in dieser schauervollen Nacht, schrecklicher als die Schlacht selbst, viele Hunderte dahin raffte, schwebte unabwendbar auch über seinem Haupte! —

Achtzehntes Kapitel.

Wie gelähmt und erstarrt sich Valentin fühlte, ganz war die Lebensflamme doch noch nicht in ihm erstorben. Ein paar dicke knorrige Aeste, die er noch zuletzt in die Flammen geworfen, nährten die Gluth und so den Funken seines Lebens durch die dürftige Gabe der Wärme, die sie dem Schlafenden spendeten. Und seine schweren Gedanken, die innern Wogen seiner Brust hielten das Leben noch wach in ihm. Er träumte schreckenvoll, wie im Fieber. Mit verzerrtem Gesicht stand Brandloff vor ihm, und starrte ihn an: „Du glaubst an Gespenster und Kobolde, und an die weiße Frau!“ rief er mit höhnendem Grinsen. „Du Memme!“ Aber hinter Brandloff stand die weiße Frau, tief verhüllt, und drohte mit erhobener Hand. — Dann sah er seine eigene Frau, seine Louise, wie Brandloff sie bei den Haaren fortschleifte. Er stöhnte schwer im grauenvollen Traum. Da stand die weiße Frau wieder dicht vor ihm und sprach: „Ich werde Dich schützen.“ Und er reichte ihr die Hand mit dem Ringe, er fühlte, daß sie sie erfaßte, allein plötzlich verwandelte sie sich in ein graus Scheusal und riß ihm an dem Finger, als wollte sie ihn ausreißen. — Jetzt erwachte er wirklich, aber er war noch in halber Schlafbetäubung und wußte nicht, ob er wache oder träume. — Eine

dunkle Gestalt stand vor ihm und hatte seine Hand wie mit Krallen gepackt. — Eine zweite Gestalt schwebte wie ein Schatten dahinter — er hörte murmelnde Stimmen, — zugleich Aechzen und Wimmern, da unterschied er die Worte: „Der lebt noch!“ — „Was kümmert das uns, den Ring müssen wir doch haben!“ Zugleich empfand er einen scharfen, brennenden Schmerz in dem Finger, das durchfuhr ihn wie ein elektrischer Funke, er schrie auf, — mit Eins war er völlig wach, fuhr empor. — Da sah er wirklich zwei graue, vermummte Gestalten, wie Gespenster, in dem matten Schimmer der Gluth sich bewegen, die sich, als er emporsprang, über ihn werfen wollten. Es waren zwei jener scheußlichen Weiber, welche die Habsucht bis auf die Schlachtfelder führt, um die Todten und die Verwundeten mitleidslos auszuplündern. Doch als Valentin sah und fühlte, als er empfand, daß er es mit Wesen von Fleisch und Bein zu thun hatte, da war er wieder der Alte. Er packte die nächste mit Löwengrimm und schleuderte sie zu Boden. Die Andere, die weder Lust hatte, für ihre Habsucht noch für ihre Gesellin etwas zu wagen, sprang mit Geheul in's Dickicht. —

Valentin trat das entmenschte Weib, das vor ihm auf dem Boden lag, mit Füßen. Sie wand und krümmte sich, raffte sich endlich auf, und flüchtete gleichfalls. „Fort mit Dir in die Hölle!“ rief er ihr nach.

Und jetzt sahe er, was ihm geschehen war. Seine Hand war ganz blutig. Die Megäre hatte ihm, als der Ring nicht sogleich herunter wollte, den Finger abschneiden wollen. „Du höllischer Satan!“ dachte Valentin, „aber sie hat Dich gerettet. Du wärest hier erfroren!“ —

„Nein, der Ring hat mich gerettet!“ rief er plötzlich mit bewegter Stimme. „Er hat Wort gehalten! Er hat mich beschützt.“

Aber ist denn das Alles bloßer Traum gewesen? —

Habe ich denn nicht die weiße Frau — oder wäre das Alles — seltsam, seltsam!“ — Seine Gedanken verwirrten sich fast, allein Gefahr und Noth des Augenblicks gestatteten kein langes Grübeln. Er rüttelte seine Kameraden, — es war vergeblich, Alle erstarrt! — Er warf neues Holz in die Gluth, daß das Feuer hell aufloderte, und versuchte es dann abermals, sie zu wecken. Umsonst! Es war zu spät! „Der Ring, der Ring“, dachte er nun wieder, „und die ihn dir gegeben — das war deine Rettung! Hätte man ihn dir nicht rauben wollen, war dein Leben dahin!“ — Und wiederum gingen Wirklichkeit und Traumgesicht in verwirrender Mischung an ihm vorüber. Er suchte zu sondern, was er erlebt und was er geträumt. — Sein Blick fiel immer wieder auf's Brandloff's Leiche! Das war doch eine Wirklichkeit.

„Warum habe ich dich niederschießen müssen“, dachte er, und es überlief ihn schauernd, „diese Eis-Nacht hätte Dich auch kalt gemacht!“ — Die Flamme beleuchtete das Gesicht des Todten. Valentin starrte unbeweglich darauf hin. Eben so verzerrt war es ihm im Traum erschienen, als die weiße Frau hinter ihm stand. Er schreckte unwillkührlich zusammen, und blickte scheu um sich, ob sie nicht noch irgendwo sichtbar sei.

„Nein, ich kann hier nicht länger bleiben!“ rief er endlich aus. „Es geschehe, was da wolle, — hier werde ich toll.“ — Und er raffte seine ganze Kraft, durch die kurze Rast doch etwas erfrischt, zusammen, wickelte sich dicht in den Mantel und schritt allein durch den finstern Wald. Er fand, nachdem er sich einige Minuten durch das Dickicht gekämpft hatte, unvermuthet einen Weg. Diesen verfolgte er. Ueber zwei Stunden ging oder schlich er, abwechselnd ruhend, im Walde hin, dann gelangte er in's Freie. Die ersten Schimmer der Dämmerung zeigten sich bleich im Osten. Doch war von der Gegend schon so viel zu erkennen, daß er unfern vor sich ein Dorf sah. Er entdeckte mehrere Feuer; lagerte aber

Freund oder Feind daran? Es blieb ihm keine Wahl, er mußte vor Erschöpfung und Kälte umkommen, oder es wagen darauf zuzugehen. Vorsichtig näherte er sich dem, welches zuerst zu erreichen war. Niederes Gebüsch deckte ihn, bis er fast heran war. Einige Mann waren gelagert. Er schlich leise heran. Welche Freude! Es waren Preußen! Einer richtete sich auf, als er Valentins Schritte hörte. — „Wer da?" — „Gut Freund! Ein Landsmann!" — Sie reichten einander die Hände.

„Wie steht's, Kamerad, haben wir gesiegt?" war Valentins erste Frage.

„Ich glaube nicht", antwortete der Soldat düster. „Der König ist verwundet. Er liegt drunten im Dorf, in der Kirche."

„Der König verwundet? — gefährlich?" rief Valentin und bebte.

„Es scheint wohl! Man hat ihn vom Pferde stürzen sehen."

„Wie heißt das Dorf?"

„Elsnich."

„Ich muß hinunter!" rief Valentin, und schritt vorwärts.

Mit der ersten Dämmerung war er am Eingang. Die Vorposten ließen ihn ungehindert durch, denn im Dorfe sammelten sich alle Versprengte.

Auch hier war Alles todtenstill, wie auf einem Kirchhof. Gesunde und Verwundete, die nicht mehr in den Häusern hatten unterkommen können, lagerten an Feuern, die halb verglimmten; die Uebermüdung hatte Alles besiegt.

Nur Einzelne hörte Valentin leise stöhnen, wo er dicht vorüberschritt; er eilte der Kirche zu, wo der König liegen sollte. Sie war noch einige hundert Schritte entfernt. Doch die Thür stand offen und Licht schimmerte daraus hervor. Hier war einige Bewegung. Leute gingen hin und wieder;

Offiziere streiften vorüber. Einige kamen gerade auf Valentin zu; einer, tief in den Mantel gehüllt, einen Stock in der Hand, schritt voran. Er stand mehrmals still, sah nach den an dem Feuer Gelagerten und schien Anordnungen zu treffen. Bei einem Feuer blieb er stehen, daß er Valentin den Rücken zuwandte. Dieser ging dicht heran, in der Absicht, sich bei den Offizieren nach dem Könige zu erkundigen. Indem traten mehrere andere Offiziere, in Mäntel gehüllt, aus einem Seitenweg zwischen zwei Gartenzäunen hervor. „Herr Gott — Vater Ziethen!“ rief Valentin freudig aus, als er den Voranschreitenden erkannte. In dem nämlichen Augenblicke hatte sich aber auch der erste Offizier umgewendet — es war der König! „Ziethen!“ Mit diesem Ruf empfing er den Kommenden und breitete die Arme aus; und die Helden lagen einander an der Brust. „Ziethen, Er hat die Schlacht gewonnen“, sprach der König mit unbeschreiblichem Ton des wärmsten Dankes. Er wollte noch mehr sagen, doch er vermochte es nicht, er weinte laut in der Umarmung des ergrauten Helden.

Alle, welchen dieser Anblick zu Theil wurde, waren im tiefsten Herzen erschüttert. Valentin vermochte sein treues, vaterländisches Herz nicht zu bezwingen. Auch seine Thränen brachen hervor, heilige Dank- und Freudenthränen; im Innern jauchzte es in seiner Brust und laut rief er aus: „Victoria! Wir haben gesiegt! Unser König lebt! Nun will ich mit Freuden sterben!“

Neunzehntes Kapitel.

Zwar, die Schlacht von Torgau, obwohl die letzte, die der große heldenmüthige König selbst lieferte, hatte den Krieg

nicht, wie er hoffte, beendigt; doch das nächste Jahr führte diesem Ziele zu, und fünfzehn Monden später ertönte endlich der Welt das heißersehnte Wort: Friede!

Wohl hatten die, welche in sieben schweren Jahren um diesen Preis gekämpft, es verdient, daß der fernere Strom ihres Lebens in ruhigen Wellen dahin ziehe; so auch Valentin, der die drei Kriege durchgekämpft, und ein volles Vierteljahrhundert die Waffen mit Ehren getragen hatte.

Und die Friedenssonne schien ihm mild. — Das überall beobachtende Auge des Königs hatte ihn gesehen, in jenem Augenblick nach der Torgauer Schlacht, wo sein volles Herz in vaterländischer Freude überfloß! Der König vergaß den Namen des Unteroffiziers nicht, der so empfand; und da die eingesandten Berichte über ihn auch nur meldeten, daß er sein Lebelang solcher Gesinnung entsprechend gehandelt habe, wurde ihm ein warmer Sonnenstrahl der Königlichen Gunst zu Theil. — Als Offizier schied er aus dem Heere; er zählte mehr Wunden als Kriegsjahre; es wurde ihm vergönnt, ihrer in behaglicher Weise zu pflegen und seine Kinder um sich blühen und wachsen und seine liebsten Hoffnungen erfüllen zu sehen.

Er war, nach so langem kriegerischen Treiben und Verkehren dennoch der glücklichste und sanfteste Mann im Frieden. Nur über Eins war nicht mit ihm zu sprechen.

Die weiße Frau! Für ihn wandelte sie um, obgleich ihm Lisette, — denn er verkehrte viel mit der Gärtnerfamilie in Charlottenburg, — immer wieder erzählt hatte, wie sie damals den Lieutenant Veltheim unter dieser Verkappung aus dem Schloß geschafft hatte; wie demselben sogar unten am Portal von dem Wachtposten, dem den Glauben an die weiße Frau verspottenden Brandloff, mit dem Bajonnet der Weg versperrt worden war, den ihm jedoch ein voller Beutel bahnte, welchen Brandloff als Lösegeld und Brandschatzung gern annahm, und ihn gleich darauf als Mittel zur eigenen

Desertion benutzte. Alles das, so wie die Erklärung der Erscheinung im Schloß zu Falkenberg, nahm Valentin nur kopfschüttelnd hin und dachte: „Mag wahr sein! Aber — ist nicht immer drei Tage darauf etwas Wichtiges im Königlichen Hause geschehen, wie dies stets von der weißen Frau verkündet wird? Wer weiß, ob sie nicht unsichtbar mit vorübergeschwebt ist; denn sie geht ja auch unsichtbar um. Und hat der Ring mich nicht sichtlich beschützt? — Ob ihn mir die Gärtnerfrau in die Tasche gesteckt hat oder nicht — die weiße Frau kann doch ihren Segen dazu gegeben haben. — Und wer hat mich denn geweckt in der grausigen Nacht nach der Torgauer Schlacht? — Und endlich, wer weiß, ob sie mir nicht noch einmal erscheint!" — Das waren Valentins Gegengründe, die er aber nur anfangs halb aussprach, nachher verschwieg, aber desto entschiedener dachte. Zank und Streit gab es darum doch nicht; jeder blieb innerlich bei seiner Meinung in der Sache, und bald war gar nicht mehr davon die Rede. —

Die Jahre verstrichen. Das Haar auf Valentins Haupt wurde grau, und starb ab. Aber sein heiterer herzlicher Sinn behielt grüne Frühlingsblätter, und starb nicht ab. Daß der Körper etwas vorzeitig alterte, der so harte Lebensarbeit gethan, war kein Wunder. Als ein Zweiundvierziger war er aus dem Kriegsstande geschieden, und zog die Invaliden-Uniform an. Nun hatte er auch diese etliche und zwanzig Jahre getragen, — und da war es kein Wunder, daß er und sie zugleich abgetragen wurden.

Er blieb aber freundlich und mild, wenn er sich auch nicht viel mehr aus dem ledernen Lehnstuhl erhob in seinem fünfundsechzigsten Jahre. Er ließ sich gern von seiner immer noch berührigen, immer dienstwilligen Louise pflegen, und besonders gern hatte er es, wenn ihm die Kinder den Lederstuhl in's Gärtchen trugen und er sich von der milden Sommersonne bescheinen lassen konnte.

Da hatte er eines Tages eine große, sehr große Freude. — Der alte General Veltheim war mit seiner Gemahlin zum Besuch in Berlin bei ihren Verwandten, der gräflich Wartensleben'schen Familie; und sie besuchten den alten Valentin und sein Gärtchen auch. — Herzlich schüttelten die Kriegsleute einander die Hände und sprachen von der Kriegszeit und ihren wunderbaren Ereignissen und Fügungen; und die Generalin, die mit Lisetten gekommen war, gedachte ihrer Verlobung im Schloß, wo das alte Fräulein von Bredow ihr solche Angst gemacht hatte. Und sie sprachen davon, daß sie in wenigen Jahren ihre goldene Hochzeit feiern könnten, ja eine doppelgoldene Hochzeit, denn auch Lisettens fiel in das nämliche Jahr 1790.

„Nun, meine goldene Hochzeit werde ich nicht erleben", meinte Valentin, „denn damit hat es noch beinahe zwanzig Jahre Zeit; aber der Frau Generalin denke ich noch dazu zu gratuliren. Dazu brauche ich nur noch — wartet einmal — wir haben jetzt August."

„Nicht einmal volle vier Jahre", fiel die Generalin ein, „denn wir haben uns am 25. Julius verheirathet; aber Ihr müßt bei der Feier zugegen sein.

„Und der Herr Feldprediger Dörfer muß die goldene Trauung verrichten", rief Lisette — —

So glaubten sie. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Es kam anders. —

Hatte ihn das lange Gespräch, die lebhaften Erinnerungen aufgeregt, — aber schon am Abend war Valentin nicht ganz wohl. In der Nacht hatte er Fieber, und sprach viel seltsames Zeug. — Der Doktor Mursinna wurde geholt. — Seine Verordnungen aber schlugen nicht an; am andern Tage war Valentin kränker und am dritten schüttelte der Doktor ernsthaft den Kopf. — Zu Abend wurde es recht schlimm. Ganz zufällig kam Lisette noch Abends heran, und

da sie hörte wie es stand, benachrichtigte sie auch die Frau Generalin.

Wenn uns ein Mensch genommen werden soll, fühlen wir erst recht, was er uns werth gewesen. Das fühlten der General und seine Frau, und sie kamen noch ganz spät selbst, um der armen Louise und den weinenden Kindern mit Trost und wie irgend sonst beizustehen. Auch Lisette blieb dort.

Der Kranke sprach viel. Die Schlachtnamen gingen ihm durch den Kopf! — Collin, — Leuthen, — Torgau! — Auch Brandloffs Name kam über seine Lippen. Dabei nahmen seine Züge einen wilden Ausdruck an. Plötzlich wurden sie wieder sanft, er lächelte, und schien sehr glücklich. Seine Lippen bewegten sich, — aber man hörte nicht was er sprach. — Louise drückte sich die Schürze vor die Augen und weinte bitterlich; Lisette trat abseit vom Sterbelager und schluchzte. Die Generalin trat liebreich auf den Kranken zu und reichte ihm die Hand. Da öffnete er die Augen und starrte sie groß an, wie sie in dem weißen Sommerkleide, mit dem leicht übergeworfenen weißen Shawl vor ihm stand. Er hielt ihre Hand fest, — es ging, man sah es an seinen Zügen, etwas ganz Eigenes in seiner Seele vor. — Hastig fühlte er mit der Linken nach seiner Rechten, und faßte nach dem Ringe, den er noch immer trug. Ganz vernehmlich, daß es Alle hörten, sprach er:

Ich werde Dich schützen,
Der Ring wird Dir nützen! —

dann ließ er die Hand sinken und ganz leise hörte man noch die Worte ... „weiße... Frau“... damit war sein letzter Athemzug dahin. — —

Seltsam genug war es! Drei Tage später, am 17. August, früh Morgens, ging die Botschaft ein, die Aller Herzen mit tiefster Erschütterung und Trauer traf: Der große König war dahin geschieden.

Eine Fügung Gottes.

Novelle.

Erstes Kapitel. *)

„Siehst Du? Siehst Du, Jakob? Jetzt kommt die Alte!“ rief ein junger Bursch, der lang auf den Bauch hingestreckt am Rande einer jähen Felsenwand lag, deren Fuß das Meer mit schäumender Brandung schlug. Er wandte dabei den Kopf mit dem langen blonden Haar und den blauen blitzenden Augen halb zurück und aufwärts, zu seinem Kameraden, der hinter ihm auf der Felshöhe stand.

„Ich sage Dir, dort in das Nest!“ fuhr er fort, da dieser nicht antwortete, und deutete mit dem Finger auf die Felswand unter ihm.

„Kann sein, Erik! — aber was hilft es uns?“ antwortete der Andere verdrießlich. „Wer nicht selbst fliegen kann, wie eine Eidergans, kommt doch nicht dahin!“

„Das wäre!“ rief Erik. Von der Wand gerad darüber läßt sich hinkommen!“

„Wenn in der Mitte der Fels nicht so ausbauchte!“ antwortete Jakob mürrisch. „Wie wollen wir aber mit den Seilen hinüber? Und ginge es, so rissen sie am Ende an den scharfen Steinkanten, dann lägen wir tausend Ellen tief unten, von der See zugedeckt!“

---

*) Um mich nicht mit fremden Federn zu schmücken, sei hier die Erklärung vorangeschickt, daß ich den Wendepunkt der gegenwärtigen Erzählung im vorletzten Kapitel einer Schilderung entnommen habe, welche in einem Döringschen Roman, den ich vor vielen Jahren gelesen, und der, irre ich nicht, „das Kunsthaus“ betitelt ist, episodisch vorkommt. Der Bau der Novelle, die Ver- und Entwickelungen der Ereignisse, die Charaktere, sind mein Eigenthum. L. Rellstab.

„Du hast nur nicht Lust," antwortete Erik unmuthig, „aber auf dem Vorbug der Felsen sind genug Stellen, wo man Fuß fassen und gewiß auch neue Seile befestigen kann!" Er schob sich dabei mit dem Oberkörper noch weiter vor, um den Fels, der sich senkrecht unter ihm abklüftete, ja noch über die See hinaushing, weiter hinab zu überblicken.

„Ich sehe drei, vier Stellen, wo es gewiß möglich ist, lieber Jakob, — und da unten sind zahllose Nester! Wahrhaftig! Eben schlüpft wieder eine Muttergans aus dem Felsen! Sieh doch nur einmal!" rief er ungeduldig und eifrig, und wandte den Kopf abermals zurück und aufwärts zu dem Gefährten, daß sein blondes Haar lang im Winde herabflatterte.

„Du wirst noch von hier hinab stürzen," sagte dieser trocken. „Noch eine Hand breit vorwärts und Du schießest kopfüber. Wirklich war der kühne, eifrige Erik nahe daran, das Uebergewicht nach vorn zu bekommen, und dann lag er zerschmettert in den Klippen der Brandung. Jakob schien die Gefahr seines Genossen mit ganz gleichgültigen Augen zu betrachten, denn er rührte nicht Hand nicht Fuß, um ihn etwa festzuhalten.

„Allein kann ich's freilich nicht ausführen," murrte Erik vor sich hin, und schob sich ein wenig zurück. „Und es wäre doch so ein schöner Fang! Das ganze Thal würde davon erzählen!"

Da Jakob sich nicht rührte, sondern unbeweglich in die See hinaus starrte, raffte sich Erik auf, schüttelte und klopfte sich die feuchte Erde, auf der er gelegen hatte, von den Kleidern, streifte sich das Haar wieder in Ordnung, und sagte halb traurig, halb mürrisch:

„So wollen wir nach Haus!" dann setzte er sich die rothwollene mit Bärenfell verbrämte Mütze auf, nahm seinen starken Dornenstock, der auf der Erde gelegen, auf, und drehte sich nach der Richtung des Heimwegs um.

Jakob hatte gar nicht auf ihn geachtet, sondern unverwandt in die See geblickt. Erik maß ihn mit seinen scharfen, blauen Augen, folgte dann selbst der Richtung, in die Jakob ausschaute, und fragte: „Guckst Du nach dem Lübecker? — Was kümmert Dich denn der so viel?"

„Lübecker!" warf Jakob hin, und fügte einen Ton hinzu, der halb wie Gelächter, halb wie bittrer Hohn klang. „Du glaubst auch, der schwarzbraune Hallunke liege für die Lübecker Rheder hier im Fiord?"

„Nun die Flagge . . ."

„Die Flagge führt er freilich! Als ob nicht ein Jeder jegliche Flagge aufstecken könnte, so gut wie einen grünen Zweig, den er vom nächsten Baum bricht! Kannst Du Dir nicht eine Lübecker Flagge an die Mütze stecken?"

„Was sollte er aber darunter haben, wenn er nicht mit rechter Flagge führe?" fragte Erik verwundert und unschuldig.

Jakob verzog sein mürrisches Gesicht mit den tiefen, schmalgeschlitzten Augen zu einem spöttischen Lächeln. „Da sieht man, daß Du noch keine drei Stunden weit von Deines Vaters Haus den Wind gerochen hast!"

„Ich?" rief Erik auffallend. „In Bergen und Christiania bin ich freilich noch nicht gewesen, worauf Du so stolz bist, aber in See hinaus wohl weiter wie Du, und in mancher schweren Sturmnacht. Und auf den Felsen bis in die Schneekuppen, in den Rennthiersteppen, so weit nur ein Stück aus dem Thal weiden geht, denke ich, weiß ich Bescheid, besser als Du!"

„Da lernt man auch Leute kennen," spöttelte Jakob, „wo einem in drei Tagen nicht zwei Menschen begegnen."

„Auch wohl in sieben Tagen kein einziger!" setzte Erik stolz hinzu, dem es für einen männlichen Ruhm galt, in den öden Wildnissen sich selbst zu helfen und zurecht zu finden.

„Darum eben! Deßhalb verstehst Du Dich auch so auf die Menschen!“

„Was ist denn darauf zu verstehen?“ fragte Erik unschuldig. „Ich werde doch Einen vom Andern unterscheiden können, so gut wie Du!“

Jakob pfiff; der pfeifende Wind trug den Ton gellend durch die Lüfte über die See.

„Ich denke, der Herr Lübecker hat gute Zeit an Bord seines Luggers zu gehen mit seiner Nußschale von Boot,“ hub er an, als habe er mit seinem Pfiff das ganze Gespräch in den Wind geblasen und vergessen. „Da unten braut es in Wolken und Nebeln so grau, und braun, und gelb!“

„Es kommt ein Wetter, ja,“ bestätigte Erik. — „Also willst Du's nicht mit mir versuchen?“ fragte er nochmals und warf einen fast sehnsüchtigen Blick in die furchtbare Tiefe nach der halben Höhe der Felsenwand, wo die Eidergänse nisteten und im Sonnenglanz hin und her flatterten, daß das weiße Gefieder wie Silber heraufblitzte.

„Daß ich ein Narr wäre! meinen Hals an eine Hand voll Daunen zu setzen. — Wir wollen lieber eilen, daß wir nach Haus kommen, sonst werden wir noch naß. — Es wird auch heut wieder getanzt auf der Schenktenne!“

„Ich tanze nicht!“ murmelte Erik, „komm denn!“ Er wandte sich um, heim zu gehen.

„Du bist den flinken Mädeln noch zu klein,“ spöttelte Jakob. „Aber Deine Schwester tanzt doch! Und am liebsten mit dem Lübecker.“

Erik antwortete nicht; die Rede verdroß ihn. Er dachte nur: „daß er zwei Jahr älter und einen Zoll größer ist, als ich, das macht ihn so hochmüthig? Was ist's denn? Ueber zwei Jahre bin ich so alt wie er, und über's Jahr wohl schon größer! — Und wenn ich auch noch nicht mit den Großen tanzen darf, die kleine Carlen tanzte doch gewiß mit mir!“ —

Es war Jakobs zwölfjährige Schwester, die noch goldblonderes Haar und himmelblauere Augen hatte, als Erik, an die er dachte.

Jakob dachte an Eriks Schwester, die schlanke, hochgewachsene Halgar, der die nußbraunen Zöpfe bis ans Knie reichten, und die der Bischof von Drontheim, der einmal im Sommer ins Thal gekommen war, das Königskind Aslauga genannt hatte. —

Die Norweger kannten die alte Sage wohl, von dem schönen Haar derselben, das sie, obwohl sie ganz unbekleidet war, doch züchtig einhüllte, wie mit einem seidenen Mantel, der bis an die Knöchel wallte.

„Deine Schwester Halgar wird gewiß wieder mit dem Lübecker tanzen,“ hub er abermals an.

„Meinethalben,“ warf Erik hin.

„Weißt Du, daß sie recht blaß aussieht, seit einiger Zeit,“ fuhr Jakob fort.

„Ich kümmere mich nicht darum!“ schmollte Erik, dem Jakob immer widerwärtiger wurde. Denn er hatte ein so eigenes tückisches Lächeln auf den gekniffenen Lippen, während er sprach, daß es aussah, als wolle er Erik damit reizen, oder als denke er an irgend etwas ganz Anderes, Böses, als das, wovon er redete.

Im Grunde aber kümmerte Erik sich auch nicht darum, wie seine Schwester aussah. Er hatte kein Auge dafür. Im Haus war er wenig; draußen auf der See aber, als Fischer zwischen den Klippen, oder auf der Rennthierweide! Was Halgar that, sah er oft wohl in acht Tagen nicht, denn er war fort ehe sie aufstand, und kehrte wieder, wenn sie schon schlief.

„Ich weiß nicht, was Du mir vom Tanzen und von meiner Schwester schwatzest,“ sagte er endlich, da Jakob aufs Neue davon anfing. „Laß die Mädchen tanzen.

Es wäre besser, Du entschlössest Dich, die reichen Nester mit mir auszuheben. Aber ich glaube, Du bist zu furchtsam!"

„Ich bin klüger wie Du," antwortete Jakob, und verbiß sichtlich seinen Verdruß. „Weshalb ich immer vom Tanzen spreche? Weil Deine Schwester mich schnöde abgewiesen hat, letzthin, als der Lübecker wohl zehnmal mit ihr getanzt hat! Dieser Lübecker! Ich glaube, er ist ein Seeräuber!"

„Sie kann doch tanzen mit wem sie Lust hat? Bist Du denn schon ein Mann?"

„Ich bin siebzehn Jahre gewesen auf Martini."

„Du mußt aber noch einen halben Kopf wachsen! Ich werde auf Michaelis sechszehn, und bist Du denn größer als ich?"

„Ich mag aber nicht abgewiesen sein!"

„Darum kümmerst Du Dich? Halgar ist achtzehn Jahre, und wenn ein Mädchen erst sechszehn ist, so ist sie so weit wie ein Bursch von einundzwanzigen. Sie darf heirathen und Du nicht, so wenig wie ich."

„Heirathen!" murmelte Jakob, und unter den unverständlichen Reden, die er vor sich hin sprach, hörte Erik nur noch, daß er wieder den Lübecker auf der Zunge hatte.

Was er sich nur um den bekümmert, dachte der arglose Erik. Er wird doch bald in See stechen. Es ist Ende Mai, und die Landseen im Gebirg thauen schon auf, da wird auch er nicht lange mehr im Fiord liegen. —

Dies waren seine Gedanken im Gehen. Inzwischen hatten Beide eine gute Stunde Weges abwärts gemacht, und befanden sich in einem schmalen Felsenthal, durch welches der steile Weg in das Hauptthal führte, wo meist hart an dem wild rauschenden Fluß die Gehöfte zerstreut auf den sicheren Uferhöhen oder entfernter davon in den Hügelsenkungen lagen, die Windschutz gaben.

„Sieh, was der Schlott noch für eine Schneedecke

hat," sprach Erik, als sie ein Stück weiter gegangen waren und sich in einer tiefen engen Schlucht befanden, über die der Felskegel, zu dem er mit der Hand hinaufzeigte, drohend herabhing. Er glich einem riesenhaften Schornstein, — daher sein Name — der sich oben wie ein Dach abschrägte. Der Fels war aus mehreren gigantischen Blöcken über einander gethürmt und dadurch gewissermaßen in Stockwerke abgetheilt. Jakob sah hinauf und antwortete: „Der Schnee wird wohl in ein paar Tagen herunter kommen; wenn nur nicht das ganze Obergestock mit herabstürzt!"

„Hat der Fels schon so viele Jahre hier übergehangen," antwortete Erik, „so hängt er auch wohl noch geraume Zeit. Mein Großvater hat mir auch erzählt, daß schon, wie er ein Knabe war, immer die Rede war, wenn nur der Schlott nicht einstürzt. — Allein der Schnee könnte wohl bald herunter kommen."

„Hm!" schüttelte Jakob den Kopf, „mir sieht es aus, als ob das obere Stockwerk sich alle Tage mehr über die Schlucht bückte. Auf so schrägem Dach hat der Schnee im vorigen Jahre nicht gelegen. Mir däucht, er müßte mit einem Mal herunter und die ganze Schlucht verschütten."

„Er wird langsam abschmelzen wie in jedem Frühjahr," sagte Erik, „wir werden's kaum merken."

„Wenn das Thauwasser unten durchsickert, oder falls gar ein warmer Regen kommt, so denke ich, muß die ganze Masse niedergleiten. Ich bleibe dabei, das Schlottdach hängt alle Jahr schräger ab, und in diesem viel schräger als im vorigen!" war Jakobs Gegenrede.

Erik lachte. „So mach' nur, daß wir vorüber kommen, sonst schlägt er uns noch auf den Kopf. Du hast auch davor Furcht, glaube ich, wie vor dem Nesterausnehmen!"

Sie waren inzwischen gerade unter dem Felsen; das Wasser von dem droben schmelzenden Schnee rann wie von

einer Dachtraufe über den Felsrand herab. Der Bach im engen Thal war ganz angeschwollen davon; sie mußten bis an die Knöchel durchs Wasser gehen, und wurden auch von oben naß.

„Das war ein Bad früh im Jahr," sagte Erik lachend, als sie aus der Traufe heraus waren und jenseits über einen Fels kletterten, um den das Thal eine scharfe Biegung machte. Sie waren eben um die Ecke geschritten, als sich plötzlich die Luft verfinsterte, wie wenn die Nacht mit einem Schlage einbräche. Ein heulendes Sausen, als brausten alle Stürme zugleich aus ihren Höhlen, tobte durch die Schluchten, ein Donnerschlag erscholl, ein furchtbares Krachen, als ob alle Felsen einbrächen, umdröhnte sie, die Erde bebte, und eine unsichtbare Gewalt schleuderte Beide gleichzeitig zu Boden.

Zweites Kapitel.

Auf der Schenktenne ging es lustig her. Ein Alter mit einem hölzernen rechten Bein, — er hatte sein natürliches bei einem Sturz vom Mast gebrochen, — strich die Fidel, daß es nur so pfiff; ein Dutzend junge Bursche schwenkten ein Dutzend frische Mädel im Tanz; die Alten saßen auf der schön geschnitzten Holzbank, die um die Tenne lief, und schauten zu. Die Männer schwatzten, die Weiber noch mehr; die Pfeife und der Grogh dampften. Alle waren guter Dinge.

„Es ist ein Blitzkerl, der Lübecker — wie heißt er doch?" — fragte der alte Tromson, Jakobs Vater, der reichste Bauer im Thal. „Helft mir doch darauf, Nachbar Westeräs."

„Curt Strombeck," antwortete der Gefragte, Eriks Vater.

„Er hat ein Auge auf Eure Halgar,“ raunte Tromson ihm ins Ohr.

„Ah bah!“ antwortete dieser abweisend.

„Läugnet's nur nicht, Nachbar! — Und warum sollte er nicht? Es ist ein schmuckes Mädel! Und der Lübecker ....“

„Er wird bald die Anker lichten, denke ich, Nachbar, und dazu will ich ihm Glück wünschen,“ erwiederte Westeräs. Seine Ladung Kabliau muß er nun haben, dann fort mit ihm!“

„Was? Wünscht Ihr ihn wirklich so eilig fort?“ fragte Tromson verwundert.

Sie saßen beide etwas abgesondert von den Uebrigen, daher ließ Westeräs sich weiter auf das Gespräch ein.

„Was denkt Ihr wohl von mir, Gevatter?“ fragte er; „daß ich ein unvernünftiger Mann wäre, der seine einzige herzensliebe Tochter mit einem Manne verheirathen sollte, der keinen festen Boden unter den Füßen hat? Ich bin nicht reich; kann ich hier einen Schwiegersohn aufnehmen und ihm eine Wirthschaft einrichten? Ja, wenn mein Hof schuldenfrei wäre; dann ließe er sich allenfalls theilen. So nährt er mich spärlich, und wird auch meinen Erik nur spärlich nähren!“

„Aber hat denn der, ... der Lübecker — nicht auch das Seinige?“ fragte Tromson.

„Ich weiß es nicht und will nicht darnach fragen,“ antwortete der Alte finster. „Wenn er's recht meinte, könnte er ja selbst den Mund aufthun! Er hat's aber nur mit dem Mädel. Ich sehe wohl, er sticht ihr ins Auge, — er liegt ihr auch im Herzen, glaube ich. Denn seit etlichen vierzehn Tagen ist sie mir so still, — ich hab' sie beim Weinen überrascht, das Mädel, das sonst immer so froh war, wie eine Lerche in der Morgensonne!“

„Es ist wahr, sie sah ein wenig blaß aus, als sie kam. Jetzt ist sie aber wieder frisch und roth beim Tanz,“ bemerkte Tromson.

„Er muß aber doch Reichsthaler im Säckel haben," fuhr Tromson fort. „Er hat letzthin beim Tanz spendirt, und heute wieder."

„Ein paar Dutzend Flaschen Rum zum Grogh langt Einer wohl vom Schiff! Das verschlägt nicht viel. Und es ist die Art der Seeleute; sie lassen heut was drauf gehen und darben morgen. Die sind wie Ebbe und Fluth! Das gefällt mir aber nicht. Wer sein festes Gut und Besitz hat, der wirthschaftet nicht so ins Zeug hinein!"

„Wer weiß, was er daheim in Lübeck hat!"

„Wer weiß — ja, wer? — aber ich weiß es nicht. Und es änderte nichts. Hier müßte er's haben! Glaubt Ihr, daß ich mein einzig liebes Kind übers Meer ziehen ließe, auf Hunderte von Meilen? Und erführe nicht mehr, wie es ihr ginge, und könnte ihr nicht beispringen in Noth, ihr keinen Trost geben im Leid? — Nein, Gevatter! Tanzen mögen sie zusammen, aber damit Holla!"

„Gebt nur Acht! Er rückt vielleicht bald mit der Sprache heraus. Solche junge Männer sind scheu ...."

„Der ist nicht scheu! Wär's ihm so ums Herz wie es, so dünkt mich, meiner armen Halgar ist, — er hätte schon den Mund aufgethan. Zwei Monat hat er hier gelegen; da ist Zeit zum Reden. Ich traue den Schiffern nicht, die kreuz und quer über die ganze See fahren! Die haben in jedem Hafen ihr Theil und nirgend recht. Eine Heimath kann man haben, die hat man lieb, aber nicht zehn, zwanzig."

„Ihr solltet nichts gegen die Seeleute haben! Sind wir's doch selber auch!"

„O Gevatter! Das ist etwas Anders," sagte Westeräs warm. „Wir wohnen am Strand. Wir sind Seeleute, ja, aber Fischer nicht Schiffer! Wir verstehen auch unsere Fahrt an den Küsten, zwischen den Skären in der tosenden Brandung. Die See schreckt uns nicht; sie ist am Ufer gefähr-

licher als draußen. Aber wir gehen nicht in die weite Wüste, wo man Monden lang kein Küstenstreifchen sieht. Da kann man kein Vaterland haben!"

„Ei, ich dächte doch, Nachbar!" rief Tromson aus.

„Nein, Tromson," fuhr Westeräs fort, „wer Monden lang keine Heimath hat, der hat gar keine. Wir bleiben wohl auch über Nacht weg, fahren hinaus, bis wir den Strand nicht mehr sehen, aber unser Herz und Sinn bleibt am Ufer, wir freuen uns immer auf die Heimkehr! Die freuen sich nur, daß es ins Weite geht. Uns ist das Land so lieb wie das Wasser und lieber; so wie es der liebe Herrgott will, der die Erde aus Land und Wasser geschaffen hat. — Nein, ich habe kein Vertrauen zu den wüsten Seefahrern!"

„Schade drum! Denn es ist doch ein schmucker, kecker Bursch! der ..... der Lübecker! Laßt aber den Grogh nicht zu kalt werden, Nachbar, auf den er uns zu Gast geladen hat. Das Gute hat er doch wenigstens, daß er uns einen guten Trunk einschenkt. Da bringt Peter Alf," so hieß der Wirth, „wieder eine neue Kanne heran! Holla! Wirth! Peter! Schenk ein, hier!" rief er dem Wirth zu, der mit einer gewaltigen, blank geputzten Kanne am Henkel, die mit frischem Grogh gefüllt war, eben aus der Küche kam.

„Gieß unserm Nachbar Eriksson Westeräs einmal wieder warm auf," sagte er scherzend. „Sein Grogh friert."—

Eben schwieg der Fiedler. Halgar kam von ihrem Tänzer, dem Lübecker, oder Curt Strombeck begleitet, auf ihren Vater zu. Das schöne Mädchen war zwar vom Tanz etwas belebt, so daß ein wärmeres Roth ihre Wangen färbte; doch wer sie genau ansah, vollends mit Vateraugen, wie Eriksson Westeräs, bemerkte doch, daß sie nicht so fröhlich und frisch aussah, wie sie nach dem munteren Tanze, in der fröhlichen Umgebung hätte aussehen sollen, wenn Alles in Ordnung gewesen wäre. Er dachte bei sich selbst: das arme Mädel

Aber kann ich ihr helfen? Wäre nur der Lübecker erst wieder in See! — —

Claas Tromson seinerseits sah auch den Lübecker an und dachte bei sich selbst: Was es doch für ein schmucker Kerl ist! So dunkelbraune schöne Locken hab' ich mein Tag nicht gesehen! Und wie er stolz geht, und den Kopf mit der hohen Stirn trägt! Die Augen blitzen über seine Adlernase weg, ich glaube, er könnte ein Haus damit in Brand stecken. Vollends so ein Mädelherz! Ja, ich begreife es, daß die Dirnen nach ihm sehen, wie nach der ersten Sonne im Frühjahr — — es ist nicht die Halgar allein. —

„Laßt mich ein wenig neben Euch sitzen, Vater,“ sprach Halgar freundlich, aber mit halb gedämpfter Stimme, „ich bin müde!“ —

„Müde? von dem Bischen Tanz?“ fragte der Alte, und suchte seiner Besorgniß einen scherzenden Ton zu geben. „Sonst warst du ja niemals müde!“

„Ja — sonst! — ich weiß nicht, wie es kommt!“ entgegnete Halgar und setzte sich.

„Der Geiger hat ein wenig rasch gestrichen, alter Vater,“ sagte Curt.

„Euch zu rasch?“ fragte Tromson, und sah den Lübecker groß an, indem er halb verwundert, halb zweifelnd den Rauch seiner Pfeife in dichter Wolke aufwärts blies.

„Mir nicht! Aber wir sind auch anderer Arbeit gewohnt!“ antwortete der Seefahrer. — „Vater Westeräs, Euer Glas ist ja leer!“ fuhr er abbrechend fort. — „He, Wirth! — den Grogh geb' ich zum Besten. Da mögt Ihr wacker zusprechen!“ —

„Ihr gebt uns den Abschiedstrunk?“ fragte Westeräs, und lies es ruhig geschehen, daß Peter Alf, der es zuvor versäumt hatte, ihm wieder einschenkte.

„Ich denke ja! Morgen muß ich in See gehen, wenn's der Wind zuläßt! Unsere Ladung wird heut voll! Meine Jungen bringen eben die letzten Fässer an Bord!“

„Der Wind ist gut! Ihr mögt glückliche Fahrt haben," sagte der Alte, und hielt Curt das Glas entgegen zum Anstoßen. Er warf aber dabei einen Seitenblick auf seine Tochter. Sie war bleich geworden wie der Schnee auf den Fjellen. Das arme Mädchen, dachte er, — sie härmt sich wohl mehr als ich dachte! — Nun, wenn er nur erst fort ist, dann wird sie's verwinden lernen. Es vergißt sich ja Alles in der Welt... freilich wenn er wiederkäme!

Das waren seine traurigen Gedanken, während er mit Curt anstieß und beide das Glas leerten.

„Ihr tanzt doch noch einmal mit mir, Jungfrau Halgar?" fragte Curt mit einer leichten, geschickten Verbeugung freundlich zu dieser gewandt.

Halgar sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blick an. Ihre Marmorbläße wurde plötzlich von einem dunkeln Glutschimmer angehaucht, der ihr bis unter die Augen stieg. — „Es wird wohl nicht mehr angehen," erwiederte sie leise. „Der Vater wird heim wollen, die Sonne geht schon unter!"

„Aber der Mond geht bald auf!" antwortete Curt, und hielt die brennenden Augen bohrend auf Halgars Antlitz geheftet. „Er leuchtet ja hell genug zu Weg und Steg!" Es schien, als sollten seine Blicke Halgar noch etwas sagen, so schaute er sie an und bewegte die Wimpern.

„Laßt sie nur ein wenig ausruhen, dann mag sie immerhin noch einmal tanzen," sagte der Vater gutmüthig. „Wir haben keine Noth, auch beim Mondschein nach dem Hof zu kommen!" setzte er lächelnd hinzu. Er dachte bei sich: Gönne ihr die letzte Freude. Ein Tanz mehr ändert nichts an der Sache! —

„Holla! Horch!" rief Tromson und warf den Kopf in die Höhe. Alle lauschten gleich ihm; es war urplötzlich todesstill in dem eben so heitern Saal. Denn Alle hatten sie einen gewaltigen, dumpfen Donnerschlag vernommen, und es krachte noch lange nach; Fußboden und Fenster zitterten.

„Was kann denn das sein?“ fragte Curt zuerst. „Das war ja, als ob eine Pulvermine gesprungen wäre?“

Alle liefen gegen die Fenster und die Thür, um hinauszuschauen nach der Richtung, woher der Schall gekommen war.

„Das kam von der See,“ meinte Tromson.

„Nein, aus dem Gebirg,“ sagte Westeräs.

„Wenn's von der See kam, kann es nur ein Schiff sein, das in die Luft gesprengt ist!“ rief einer der Männer aus.

Curt stutzte einen Augenblick. Halgar that einen unwillkürlichen Ausruf und sah ihn zitternd an.

„Nichts da! Mein Pulver ist gut verwahrt, meine Jungen zu achtsam,“ antwortete er entschieden. „Und man müßte ja Rauch sehen!“ Es lag etwas Ansehengebietendes in der kurzen, sichern Entschlossenheit seiner Antwort und dem scharfen, raschen Urtheil. „Dort hinter dem Hügel liegt mein Schiff,“ fuhr er fort. „Wäre es aufgeflogen, würden schon die dichten schwarzen Wolken am Himmel ziehen.“ — Er sah dabei immer Halgar an, die in auffallender Bewegung war.

„Ich behaupte, es muß eine starke Lawine irgendwo in den Bergen gestürzt sein,“ sagte der alte Westeräs.

„Dazu ist's noch zu früh, auf die Schneelager wirkt die Sonne noch nicht so scharf,“ meinte Tromson.

„Doch vielleicht! An einzelnen Stellen hier oder da,“ entgegnete Westeräs.

Der Vorfall hatte für den Augenblick die Lust am Tanze unterbrochen. Einige waren hinausgegangen ins Freie, um sich umzuschauen, man sah auch Leute, die auf dem Felde gewesen waren, herbeikommen, die gleichfalls verwundert über den Vorfall waren. Endlich sammelten sich Alle vor der Thür und fuhren fort, ihre Vermuthungen über das seltsame Ereigniß zu äußern.

Die Sonne ging unter. Sie leuchtete mit brennenden rothen Strahlen gerade auf das Haus. In den Fenstern

flammte der Wiederschein, daß sie aussahen wie die offenen Thüren eines Hochofens. —

Der Abendwind strich kalt über die Felder.

„Ich denke, Freunde, wir gehen wieder hinein, hier wird's unkommlich," meinte Tromson.

„Freilich!" stimmte Curt Strombeck bei, „der Grogh wird auch kalt! Fiedler, noch einen recht raschen Schleifer! — Ihr werdet ja Alle wohl morgen erfahren, was der Lärm zu bedeuten hatte, und ich getröste mich, es nicht zu hören. Der Windstrich ist gut, ich gehe vor Mitternacht in See. Wenn ich übers Jahr wiederkomme, könnt Ihr mir's erzählen. Jetzt laßt uns wieder tanzen und trinken." Alle fanden den Rath gut und gingen hinein. Curt legte die Hand um Halgars schlanken Wuchs und sagte: „Nun, Ihr müßt mir doch Wort halten, Jungfrau?"

So betraten sie die Tanztenne wieder. Nach wenigen Minuten spielte der Geiger wieder auf; die Jungen tanzten, die Alten tranken und scherzten, und fröhliches Geschwirr der Freude ertönte rings umher.

Zwei Stunden waren vergangen. Peter Alf, der Wirth, schenkte immer fleißig Grogh ein, auf Curts Geheiß. Die Leute wurden immer fröhlicher, es schien, als ob sie die ganze Nacht beisammen bleiben wollten. Draußen war es ganz finster geworden; der Mond steckte noch tief hinter den Bergen.

Dem alten Tromson war es schon lange im Kopf herumgegangen, daß sein Sohn Jakob, der, wenn er vom Wald zurück war, auch zum Tanze kommen wollte, immer noch ausblieb.

„Ob er nicht endlich kommen wird!" sagte er verdrießlich, da eben ein neuer Tanz anfing. Er leerte sein Glas auf einen Zug und ging hinaus. Nicht funfzig Schritt vom Hause begann ein dichtes Fichtengebüsch; der Weg, der hindurch

führte, theilte sich gleich darauf in zwei, von denen der eine links dem Strand zulief, der andere rechts in die Berge. Tromson ging bis an die Scheidungsstelle. Er schaute den Weg rechts hinab und rief: „Jakob!" — Keine Antwort.

Nur der Wind zog hohl durch die Baumwipfel, und von der Tenne her tönte das gedämpfte Geräusch der Fröhlichen, untermischt mit einzelnen Lauten der Geige. — Noch eine kleine Strecke ging Tromson weiter vor auf den Bergweg. Da war's ihm unter den Absätzen des Windrauschens, als höre er Schritte; er lauschte. Sie kamen aber nicht von der Bergseite, — es mußte auf dem andern Wege sein. Er hörte sprechen.

Der Weg ging kaum einen halben Steinwurf weit an ihm vorüber, nur durch leichtes Tannengebüsch getrennt. Tromson sah zwei dicht in Mäntel gehüllte Gestalten zwischen den Gebüschen hineilen.

Der Wind schwieg einen Augenblick. Eine tiefe männliche Stimme sagte die Worte: „Was sorgst Du! Wir sind ja bald wieder hier, und dann schlichtet sich Alles!" Der Wind erhob sich wieder und er hörte nur noch den verhallenden Ton einer weiblichen Stimme, aber ohne Worte zu verstehen.

Da schallte es auf dem Bergweg wie Tritte eines hastig Herankommenden. — Das muß Jakob sein, dachte Tromson und rief laut dessen Namen. „Ahoi, ahoi!" hörte er wieder. Das ist er, dachte er, und eilte, die Andern vergessend, ihm entgegen.

Drittes Kapitel.

Als sie so recht mitten im Schleifer waren auf der Tenne, und der Geiger über die Seiten strich, daß es nur so pfiff,

wurde hastig die Thür aufgerissen, und Tromson und Erik stürzten herein.

„Helft, Nachbarn, helft!“ rief Tromson, „mein Sohn Jakob ist verunglückt!“

„Erik! Wie siehst du aus? Ganz voll Blut!“ rief fast zu gleicher Zeit der alte Westeräs, und hob erschreckt die Hände über den Kopf.

„Wir wären auf ein Haar von dem Schneesturz begraben worden,“ antwortete Erik, ganz außer Athem; der schwarze Schlott hat die Schneehaube abgeschüttelt. Sie ist in die Schlucht niedergegangen gerad' als wir vorbeigingen. Jakob hat den Fuß gebrochen!“

„Wir wollen mit einer Bahre hinaus! — Wir müssen zu ihm! Wir wollen ihn holen!“ tönte der Ruf Vieler aus dem dichten Kreis, der sich um Erik und Tromson versammelt hatte. Etliche junge Bursche beeilten sich, eine Tragbahre in Stand zu setzen. Alte und junge Männer, Weiber und Mädchen umstanden Erik, und verlangten, er solle erzählen. Auch der Fiedler war auf seinem Stelzfuß herbei gehinkt und wollte zuhören.

Erik erzählte. Es schauerte Allen kalt über den Leib, als sie vernahmen, wie dicht am Rande des Verderbens beide junge Leute dahingegangen waren.

„Gottes Gnade war's, daß wir eben die Felsecke hinter uns hatten,“ sagte Erik mit gen Himmel erhobenem Blick und Händen. „Fünf Schritte weniger, und wir wären zermalmt, daß Ihr kein Glied von uns wiedergefunden hättet! So faßte uns nur der Druck der Luft — aber er schleuderte uns zu Boden — Ihr seht, wie ich aussehe — ich weiß nicht, wie lange wir ganz betäubt gelegen haben.“

Peter Alf war eben mit einer neuen Kanne Grogh und Anna, die Magd, mit einer Schüssel Wasser herbeige-

kommen und sagte: wasch' Dir das Blut von der Stirn, Erik, und trink einen warmen Schluck auf den Schreck!"

Erik that beides hastig. Dann fuhr er fort, da Alle ihn noch immer neugierig umdrängten: „Ich wachte erst auf als ich Jakob so wimmern hörte. Er ächzte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen!"

„Mein armer Junge!" rief Tromson. „Eilt, eilt, daß die Bahre fertig wird!"

„Ich lasse nur noch ein Paar Mooskissen und Bärendecken herunterbringen, daß er warm und weich liegt," antwortete Peter.

„Erzähle weiter, Erik," verlangten Mehrere.

„Ich raffte mich auf, so zerschlagen wie ich war, — ich wollte ihn aufrichten, allein es ging nicht. Das linke Bein war entzwei; über dem Knöchel gebrochen. Er mußte liegen; da raffte ich denn Moos zusammen, so viel ich konnte, machte ihm ein Lager, an der Stelle selbst, und dort müssen wir ihn holen. — Können wir bald fort?"

„Du darfst nicht wieder hinaus, Erik," fiel sein Vater ein. „Du bist zu matt, wir wollen ihn schon holen!"

„Ja, ich bin freilich ganz zerschlagen, Vater!"

Die Umstehenden bedauerten ihn.

„Du kannst hier bleiben," fing Westeräs wieder an, „Dich ausruhen, bis wir wieder zurück sind. Halgar ist zwar schon daheim, sie ist eben fortgegangen, weil ihr unwohl geworden. Sie könnte Dich wohl auch pflegen, aber besser ist's, Du bleibst hier, bis ich wieder da bin, dann geleite ich Dich selbst nach Hause!"

„Ihr braucht ja nicht selbst mit hinaus zu gehen, Vater Westeräs, wir sind ja genug," sagte einer der Bursche.

„Laßt das gut sein! Ist der Fuß gebrochen, so weiß ich damit besser Bescheid, als Ihr, und kann gleich dort das Nöthigste thun, damit es nicht zu schlimm wird."

„Ja, ja, Vater Westeräs versteht sich darauf,“ meinten Andere, „es ist gut, daß er mitgeht.“

„Die Bahre ist fertig!“ rief ein junger Bursch durch die Thür.

Tromson, Westeräs, Alle, Jung und Alt, wollten mit hinaus aus Theilnahme für den Verunglückten, und aus Neugier, den Schneesturz zu sehen. Der Mond war nun auch herauf gekommen. Ein halbes Dutzend junger Bursche erbot sich zum Tragen. Die Männer warfen die Mäntel über, die Frauen und Mädchen zogen die Pelzröcke an, denn die Nacht war, wenn auch eine Mainacht, norwegisch rauh.

Bald verlor sich der Zug im Walde.

Erik war zurückgeblieben; Peter Alf rückte ihm eine breite Bank an der Wand zurecht und sagte: „Ich will Dir ein Mooskissen darauf legen; streck' Dich aus, Jung; Du mußt Deine zerschlagenen Glieder ruhen. Willst Du auch noch ein Glas Grogh trinken?“

„Nein, Peter Alf, laßt es gut sein; mir würde zu heiß werden, aber das weiche Lager soll mir lieb sein!“

„Trink noch einmal, Jung,“ redete Peter zu. „Es kostet nichts. Wir haben noch mehr als eine Kanne; der Lübecker hat Vorrath bereiten lassen, ehe er fortging, und Alles ist bezahlt!“

„Der Lübecker?“ fragt Erik.

„Freilich! Er hat heut wieder den Trunk zum Besten gegeben. Er geht die Nacht unter Segel. Vor einer halben Stunde ist er von hier aufgebrochen. Er schlich ganz still fort und sagte nur noch: Schwatz' nicht davon auf der Tenne. Es soll sich Niemand darum kümmern, daß ich gehe, es soll's keiner merken. Ich kann das Abschiednehmen nicht leiden. So ging er, ganz in der Stille, und über dem Unfall hat vielleicht gar keiner wahrgenommen, daß er fort ist. Sonst hätten sie ihm wohl ein Hoch gebracht und das Geleit in den

Wald gegeben; denn das schickt sich doch so, wenn Einer etwas zum Besten gegeben hat und in See sticht!"

Erik hörte Peters Rede gleichgültig mit an; zuletzt hörte er gar nichts davon. Denn seine Gedanken waren ganz wo anders. Sie waren mit seinen Augen fortgeflogen, der Küchenthür zu, durch welche die kleine Carlen eingetreten war, und sich erst ein wenig furchtsam, neugierig auf der Tanztenne umschaute, dann allmählig näher kam auf Erik zu.

„Du blutest ja wieder, Erik," sagte sie mit kindlich bedauerndem Ton, und nahm unbefangen ihr Tuch und trocknete ihm die Stirn ab.

„Ich wußte gar nicht, daß Du hier bist," sagte Erik mit freudigem Erstaunen.

„Du hast mich vorher nicht gesehen, als sie sich Alle um Dich drängten. Ich wollte dann mit hinaus zu Jakob, aber der Vater schickte mich zurück. Ich sollte nicht fort in der Nacht." —

„Das ist ja auch viel besser, liebe Carlen," antwortete Erik hoch erfreut, „der Weg ist rauh und weit, die Nacht stürmisch, Du hättest noch ein Unglück haben können!"

„Meinen Bruder hätte ich doch gern gesehen," erwiederte sie.

„Sie werden Alle für ihn sorgen, Dein und mein Vater sind ja dabei und so viele Männer," beruhigte sie Erik.

„Und nur die Schwester fehlt!" sagte die Kleine kopfschüttelnd. „Hast Du viel Schmerzen, Erik?" fragte sie nach einigen Augenblicken.

„Nur ein wenig! Morgen wird Alles gut sein!" antwortete er.

„So kann ich Dich doch heute pflegen. Soll ich Dir das Tuch um den Kopf binden?"

„Wenn Du willst?" sagte Erik und die blauen Augen leuchteten ihm doppelt hell vor Freuden. — Die kleine blonde Carlen war sogleich emsig dabei, das Tuch sorgfältig zu falten.

„Nun, Du hast da einen guten kleinen Doktor um Dich, Erik," sagte Peter lachend, „da kann ich meinen Geschäften nachgehen. Aber Du mußt erst ein Stück Leinwand zusammengefaltet in kaltes Wasser tauchen und das auf die wunde Stelle legen. Dann das Tuch darüber!"

„Ich habe schon die Leinwand mitgebracht," erwiederte Carlen. „Anna (es war der Name der Magd) hat sie mir gegeben!"

„Wahrhaftig, Du bist ein tapferer kleiner Feldscheer!" rief Peter lachend aus; „drum mach' Deine Sache nur!"

Carlen hatte Alles mit sorgfältiger Geschicklichkeit vorbereitet, legte jetzt die kühlende Leinwand auf Eriks Stirnwunde und band sie mit dem Tuch behutsam fest.

„Wo seid Ihr denn eigentlich gewesen heut Nachmittag?" fragte sie, während sie den Knoten knüpfte.

„Auf der Sturmmauer droben; ich wollte Jakob bereden, mit mir die Nester der Eidergänse auszuheben, die an dem Strand bauen!" entgegnete Erik.

„Das habt Ihr doch nicht gethan!" rief Carlen erschreckt. „Da ist ja der alte Oloff verunglückt und er soll heut noch umgehen in stürmischen Nächten!"

Erik lächelte. „Du meinst, das sei gefährlich? Er könne uns ein Leid anthun?"

„Das nicht, denn er warnt ja nur, daß die Verwegenen nicht sein eigenes Unglück haben. Aber Ihr könntet, wie er, hinabstürzen!"

Erik schüttelte den Kopf. „Wenn wir vorsichtig sind, nicht. Aber Jakob hatte keine Lust!"

„Das war recht von ihm. Ich schaudere immer, wenn ich nur die Mauer sehe, ob ich oben stehe oder unten, zur Ebbezeit. Es graut mir stets, wenn ich die schwindelnde Höhe hinab oder hinauf blicke!"

„Ja, hoch ist die Wand," erwiederte Erik. „Weit über

zwei tausend Schuh, und steil auch! Aber Eidervögel nisten da! Man könnte reich werden in einer Woche, wenn nur allen beizukommen wäre!" —

„Um die wenigen Eier und ein Paar Hände voll Dunen mußt Du nicht gottlos Dein Leben wagen, Erik," sagte Carlen bittend und warnend.

„Ein Paar Hände? Viele, viele Säcke!" antwortete der muthige Knabe. „Wer das allein hätte, was dort zu holen ist, wäre ein reicher Mann! Und doch ist's mir nicht um die Beute! Aber das ganze Kirchspiel würde davon reden, weil sich seit dem verunglückten Oloff keiner mehr dorthin gewagt hat!"

„Weil die Sturmmauer im Bann ist! — Nein Erik! Versuche Gott nicht! Es ist ein zu verwegenes Wagstück!"

„Ich weiß gewiß, daß es gut ablaufen würde, wenn mir einer helfen wollte, der mit bis auf den Vorsprung hinabstiege. Man darf nur keine Furcht und keinen Schwindel haben. Bis zum Vorsprung reichen die Seile. Dort muß man neue befestigen, dann kommt man gerade bis an die Spalten mit den Nestern! — Wenn die Sonne warm scheint, fliegen Hunderte von Nestmüttern hin und wieder, daß die Flügel ordentlich blitzen im Sonnenstrahl."

„Von unten sehen sie aus wie ein Zug wilder Tauben, so klein!"

„Von oben auch! Die Tiefe abwärts zu ihnen ist so groß als die Höhe aufwärts!"

„Hätte Jakob gewollt..." sagte er nach einigen Augenblicken, den Kopf wiegend, „ich hätte Dir eine Last Dunen mitgebracht, um Dir drei Betten zu füllen. Und die schönsten Eier dazu; jetzt ist ja gerade die Zeit!"

„Du wärst vielleicht hinabgestürzt und lägest zerschmettert in der See!" rief Carlen und schauderte.

„Nein, nein!" entgegnete Erik zuversichtlich, — „und

wären wir nicht beinahe Beide unterm schwarzen Schlott begraben worden?"

„Gottes Auge hat Euch überwacht", sagte Carlen fromm dankbar, und erhob den Blick nach oben.

„Es ist überall; auch am Abgrund der Sturmmauer wacht es über uns!" antwortete Erik.

So schwatzten die Beiden in kindlicher Unbefangenheit und Herzensliebe, und die Stunden vergingen ihnen wie Minuten.

Viertes Kapitel.

Mitternacht war vorüber. Peter Alf war in einem großen ledernen Lehnstuhl, den er sich hinter den Ofen gerückt hatte, eingenickt. Auch Erik schlief. Die kleine Carlen saß auf einer niedrigen gepolsterten Bank vor seinem Lager, und hatte ihre beiden Arme gekreuzt auf sein Mooskissen und darauf ihr blondes Köpfchen gelegt. Auch sie war fest eingeschlafen.

Da pochte es hart an die Thür. Die Schläfer fuhren empor.

„Macht auf, Peter, sie kommen mit der Bahre! Macht auf, rasch!"

„Was giebts denn?" fragte Peter Alf schlaftrunken, rieb sich die Augen, dehnte sich, erhob sich von seinem Ledersitz und ging schwerfällig der Thür zu. Während er die Riegel zurückzog und aufschloß, sagte eine Stimme draußen: „Jakob Tromson soll erst hier abgesetzt werden; Vater Westeräs wird ihn besser verbinden, bevor er zu Tromsons Hause hinaufgetragen wird."

„Nur herein denn", lud Peter ein, indem er die Thür öffnete. Einige junge Bursche, die dem Zuge der Zurück-

kehrenden vorausgeeilt waren, traten ein. Die Mehrzahl derer, die mit hinausgegangen waren, hatten sich schon auf verschiedenen Wegen nach ihren Gehöften zerstreut. Nur die, welche die Bahre trugen, und Tromson und Westeräs wollten noch nach der Schenke. Der Zug kam schon aus den Waldgebüschen hervor.

Die kleine Carlen weinte, als sie den Bruder leichenblaß, einem Todten ähnlich, hereintragen sah. Der Schmerz des Beinbruchs und die lange Folter in der einsamen Lage unter dem kalten Nachthimmel hatten ihn ganz erschöpft. Der alte Westeräs, der Arzt und Chirurgus des halben Kirchspiels war, verlangte, daß hier der Verband des Fußes sorgfältiger hergestellt werde, als es draußen im Freien hätte geschehen können. Die Schenke war das erste Haus, das man von der Stätte des Unfalls her erreichen konnte. Bis zum Gehöft Tromsons war noch fast eine Stunde mühseligen Weges. Peter mußte Alles, was nöthig war, herbeischaffen. Linnen, warmes Wasser, und was Westeräs sonst bedurfte. Jakob stöhnte unter dem Verbande, und sah Alles mit Ingrimm und Erbitterung an; auch Erik.

Niemandem sagte er ein Wort des Danks, auch dem eifrig um ihn beschäftigten Westeräs nicht.

Endlich war Alles so weit fertig, daß der Kranke weitergeschafft werden konnte. „Nun tragt ihn nur langsam und vorsichtig hinauf", wies Westeräs die jungen Leute an. Morgen in der Frühe werde ich nach ihm sehen!"

„Dank Euch, herzlichen Dank, Nachbar Westeräs", sagte der alte Tromson und schüttelte ihm die Hand. „Ihr habt so gut an mir gehandelt!"

„Ei was! Ihr hättet mir's auch gethan, Tromson. Und ich hatte wohl Ursach, Alles für Euren Sohn zu thun, was ich vermochte, denn mein eigener war der Gefahr eben so nahe gewesen, und Gott hat ihn gnädig behütet!"

Sie schieden von einander. Erik, der sich wohl ausgeruht hatte, ging mit seinem Vater.

„Gute Nacht, Carlen", flüsterte er noch halb verstohlen dem lieben Kinde zu. „Danke Dir tausendmal!"

Sie nickte nur und folgte der Bahre des Bruders.

„Das ist kein gutes Gemüth", sagte Westeräs kopfschüttelnd im Gehen, indem er sich nach denen, welche Jakob hinaustrugen, umschaute. „Ich fürchte, der Vater erlebt nicht viel Freude an ihm! Nicht Einem von allen denen, die ihm Hülfe leisteten, hat er Dank gesagt. Nur unzufrieden war er und hat gestöhnt, wie eine alte kranke Frau!"

„Er hat keinen Muth, Vater", sagte Erik, „er wollte nicht dabei sein, mit mir die Nester an der Sturmmauer auszunehmen!"

„Hast Du das gewollt, Jung?" sprach Westeräs streng und verwundert.

„Ja, Vater!"

„So hat Jakob Tromson Recht gehabt; denn das wäre ein Tollkopfsstreich gewesen! Die Vögel, die dort nisten, hat seit hundert Jahren keiner gestört!"

„Seit der alte Oloff verunglückt ist?" fragte Erik. „Muß denn, weil einmal Einer ungeschickt oder unvorsichtig gewesen ist . . ."

„Nichts da!" unterbrach ihn der Vater ernst. „Der ist nicht zufällig verunglückt! Er war auch nicht ungeschickt und nicht unvorsichtig! Mein alter Großvater hat mir das oft erzählt! Das hing anders zusammen!"

„Aber wie denn, Vater?" fragte Erik begierig zu hören.

„Du bist noch zu jung für solche Geschichten!" antwortete der Vater ausweichend.

„Das sagst Du immer, wenn ich Dich darnach frage, wann werde ich denn alt genug dafür sein! Deshalb habe ich immer ein solches Verlangen, gerade dort hinunter zu klim-

men, weil sich Alle so davor grauen! Ich denke, es würde mir Ruhm bringen und das ganze Kirchspiel sich davon erzählen, wenn ich's möglich machte!"

Hm, dachte Westeräs bei sich selbst, es ist doch wohl besser, ich erzähle ihm die Geschichte, dann läßt er's aus frommer Scheu; sonst treibt ihn die Neugier doch am Ende zu dem tollkühnen Streich! — Er ist ja nun auch fast erwachsen und kann hören, was Kindern nicht geziemt! Erik merkte, daß der Vater überlege, und hing mit gespanntem Blick an seinem Munde. Dieser begann:

„Der alte Oloff, wie er im Volk heißt, war ein junger, verwegener Bursch. Auf der See und im Land that es ihm Keiner zuvor. Er ging mit seinem Boot im Sturm hinaus, wenn die ältesten Fischer es nicht mehr wagten; und Felsen, wohin keiner zu steigen vermochte, erklimmte er."

„Das gefällt mir!" rief Erik.

„Er war aber auch ein wilder, trotziger Bursch. Er ehrte Vater und Mutter nicht gebührend."

„Pfui! Das ist gottlos", sagte Erik warm und drückte des Vaters Hand.

„Die Eltern wollten, er sollte freien, sich einen eigenen Hof gründen. Dann, dachte der Vater, wird er vom Trotz und von der Wildheit ablassen, wird sein Haus lieb haben. Er hatte ihm ein wackeres Mädchen ausgesucht, von guten Eltern, sittsam, fromm, fleißig. Allein er mochte sie nicht. Es wohnte dazumal tiefer im Lande, über den wilden, donnernden Wasserfall hinaus, ein Fremder, Astar nannte er sich, der sich im tiefen Walde ein Haus gebaut hatte, wo er mit seiner Tochter lebte, aber, so weit es nur möglich war, mit Niemand verkehrte. Er verstand auch nur wenig von unserer Sprache. Sie glaubten von ihm, er treibe Zauberkünste und die Tochter, schön, aber düster anzuschauen, helfe ihm dabei. Die hatte es dem Oloff angethan mit ihren rabenschwarzen

Augen und Haaren. Oloffs Vater wollte in die Heirath natürlich nicht willigen, denn es war nicht einmal sicher, ob das Mädchen wirklich eine Christin sei, da sie und ihr Vater nie die Kirche besuchten und kein heiliges Abendmahl nahmen!"

„Das ist ja gottlos!" rief Erik fromm schauernd aus. „Und wie hieß die Tochter? Oder war sie gar nicht getauft?"

„Ob sie getauft war, wußte Niemand, doch der Vater nannte sie Melaina, gar kein christlicher Name!"

„Melaina!" murmelte Erik.

„Darüber geriethen Vater und Sohn in Unfrieden. Es wurde unter den Nachbarn laut, der Sohn habe sogar einmal die Faust gegen den Vater erhoben!"

„Gott im Himmel!" rief Erik und erhob die Hände wie abwehrend.

„Es kam noch schlimmer. — Der Sohn verließ des Vaters Haus und wohnte aufwärts im Thal, mitten im Walde, in einer Hütte von Baumstämmen, die er sich zusammengeschlagen hatte. Sie sahen sich einen ganzen Winter gar nicht. Im Frühjahr ging eines Tages der Vater auf die Rennthierweide — und kam nicht wieder!" —

„Nicht wieder? Und was war geschehen?"

„Niemand wußte es! Es gingen allerlei Gerüchte. — Ein alter Rennthier-Senne, der oben über die Steppen hinter der Sturmmauer weggegangen war, hatte Sohn und Vater dicht am Rand der Mauer gesehen. Es schien ihm von Weitem, sie seien in heftigem Wortwechsel gewesen. Eine wandernde Lappenfamilie, die im dichten Wald gelagert war, will aus dem Dickicht den Sohn gesehen haben, wie er mit einer blutigen Axt über der Schulter vorübergegangen ist. So ging allerlei schauriges Gerede um.

Der Oloff aber zog, als der Vater todt war, in's Gehöft ein und kaufte seine jüngeren Geschwister aus. Nun wollte er Hochzeit machen mit der Fremden. Doch die soll

sich geweigert haben, bis er ihr ein Hochzeitbett stellen könne aus den Eiderdunen von den Nestern an der Sturmmauer! — Andere erzählten, sie hätte von dem Blute der jungen Thiere haben wollen zu einem Zauber. Der Oloff, obgleich der tollste Wagehals im ganzen Thal, widerstrebte lang. Endlich entschloß er sich, aber es wollte ihn keiner begleiten und ihm Hülfe leisten."

„Wie konnte er's denn aber allein möglich machen? Wenn ihm Niemand oben das Seil abhaspelte und ihn wieder heraufzog?" fragte Erik.

„Das hatte ihm der Fremde versprochen. Aber Oloff sollte hinab. Genug, sie gingen eines Abends kurz vor Sonnenuntergang, wenn die Vögel heim fliegen in's Nest, an's Werk. Was da geschehen ist, weiß kein Mensch. Aber obgleich das hellste, heiterste Wetter war, brach plötzlich ein mörderisches Ungewitter aus. Dichte Finsterniß legte sich über den ganzen Wald, der Sturm heulte, als ginge es zum jüngsten Tag, Regen und Hagel schmetterten nieder, und die See donnerte und brüllte. Fischer auf der Heimfahrt wurden in der Brandung wirbelnd umgetrieben. Die wollten, als die fürchterlichen Blitze einen Augenblick Alles beleuchteten, auf halber Höhe der Sturmmauer den Oloff gesehen haben, wie er am Seil hin und her geschleudert wurde. Ein schwarzer Riesenvogel flatterte über ihm. Um Mitternacht legte sich der Sturm so plötzlich, wie er gekommen war.

Am andern Morgen fanden die Schiffer unten am Strande bei der Ebbe zwischen den scharfen Klippen das Seil, aber keinen Leichnam! Als sie von der Waldseite die Sturmmauer erklimmten, stand droben die Seilwinde; ein langes Stück Seil hing noch über dem Abgrund. Es war so fest und neu, daß es von selbst nicht hatte zerreißen können. Sie zogen es herauf, und da war das untere Ende verkohlt, als hätte der Blitz es durchgesengt. Einige wollten gesehen haben, daß

der schwarze Riesenvogel den Oloff mit den Fängen gepackt und in's Meer hinausgeschleppt habe. Es ward Vieles geredet, was keiner genau weiß. Aber das war seltsamlich, daß an dem nämlichen Tage der Fremde mit seiner Tochter aus dem Lande fortgezogen war, und Niemand hat je wieder etwas von ihnen gehört! — Am siebenten Tage warf die See zwei Leichen an den Strand. Den Oloff erkannten die Fischer auf den ersten Blick. Der andere Leichnam war ganz verweset und die Knochen hingen kaum noch locker zusammen. Aber ein Wamms schlotterte um das Gebein, und an den Knöpfen erkannte man, daß es die Leiche von Oloff's Vater war."

„Hu!" schauerte Erik zusammen. „Seitdem ist die Sturmmauer verrufen und im Bann; die Nester an ihrer schroffen Wand tastet Keiner an, wenn er auch sonst den Muth hätte zu dem todesgefährlichen Klettern. Es wäre gottlos, das zu wagen! — Und der Oloff soll dort umgehen, aber als Greis mit langem, grauem Bart, — darum heißen sie ihn den alten Oloff! Er wird immer älter, und kann doch nicht Ruhe finden!" —

Der Vater schwieg; Erik ging still neben ihm her. —

„Möchtest Du nun noch nach den Nestern in der Sturmmauer klettern?" fragte Westeräs nach einigen Minuten seinen Sohn.

„Vater", sagte dieser bescheiden halb im fragenden Ton, „wenn man sich aber doch keiner Schuld bewußt ist? Warum sollten wir bei den anderen Vögeln, die nicht so gefährlich nisten, die Dunen und die Eier ausnehmen dürfen und dort nicht? — Was haben wir..."

Westeräs, der schon antworten wollte, unterbrach ihn mit dem Ruf: „Es ist ja Alles finster bei uns; sollte Halgar schlafen gegangen sein, ohne uns abzuwarten, oder ohne die Lampe in der Vorflur brennen zu lassen?"

Sie waren eben ans dem dichten Gebüsch getreten und befanden sich keine hundert Schritt vom Hause.

„Das ist seltsam, antwortete Erik. Es war feste Sitte in Westeräs Hause, daß, wenn der Vater spät ausblieb, Halgar bei ihrer Lampe und dem Spinnrade fleißig wachte, um bereit zu sein, wenn er noch etwas zur Stärkung begehren sollte. Daher nahm es den alten Westeräs so Wunder, die Fenster in der Vorflur und in der Stube dunkel zu sehen. Es durchzuckte ihn ein unerklärter Schauer, wie vor einem großen Unfall. Doch er beschwichtigte sich schnell wieder und sagte mitleidig: „Deine Schwester war unwohl, darum ging sie heim. Sie muß recht krank geworden sein, daß sie sich zu Bett gelegt hat und nicht einmal die Lampe hat brennen lassen!“

Mit ängstlichem Gefühl im Herzen schritt der Alte näher. Die Hausthür war offen, kein Riegel von innen vorgeschoben.

„Hm!“ dachte er. „Nun, sie hat uns wohl bald erwartet und nicht weiter Sorge darum gehabt. Er zog Stahl und Schwamm aus der Tasche und schlug Feuer an.

Vergeblich sah er sich nach der Lampe um. „Gieb einen Fichtenspahn her, Erik!“ Dieser langte ihn unter dem Heerde hervor. Es war nicht leicht, ihn anzuzünden. Endlich brannte er, und Westeräs leuchtete damit umher, die Lampe oder ein Stümpfchen Unschlittlicht zu suchen. Er fand endlich das letztere. „Nun will ich doch einmal hinaufgehen nach ihrer Kammer. Das arme Mädchen muß recht krank sein, daß sie Alles so versäumt hat!“

Indem er durch die hintere Thür nach der Stiege, die zur Kammer hinauf führte, schreiten wollte, pochte es an die Hausthür, vor die er, nach dem Eintreten, den Riegel geschoben hatte.

„Holla! Was ist denn das? Wer kommt denn da noch mitten in der Nacht? — Mach auf, Erik!“

Der Bursch sprang hin. Nach einigen Augenblicken kam er zurück mit einem gefalzten Blättchen in der Hand. „Das hat der Sohn von Swen Deof, dem Strandwächter, gebracht, Vater! Der Lübecker schickt es!“

„Der Lübecker?“ fragte Westeräs und wurde blaß und zitterte, er wußte nicht weshalb.

„Ja, er ist vor drei Stunden in See gestochen und hat die Botschaft für Dich zurückgelassen; der Jan, der sie gebracht hat, ist sehr vergnügt, denn er hat einen Reichsbankthaler dafür bekommen!“

„Leuchte mir“, sprach Westeräs dumpf, und brach das Siegel auf. — —

„Gott im Himmel, sei mir gnädig!“ rief Westeräs aus, als er gelesen; und drückte sich beide Hände vor die Stirn. Er taumelte zurück, sank am Heerde nieder und wußte von sich selbst nicht mehr.

„Vater, Vater! was ist Euch?“ fragte Erik voller Schrecken, setzte das Licht hastig weg und sprang ihm zur Hülfe. Er rüttelte ihn vergeblich. — Nur das zusammengedrückte Blatt entfiel der Hand des Alten. Erik sprang damit ans Licht und las:

„Vater, ich mußte fort. — Leb' auf ewig wohl! Fluche mir nicht! Halgar.“

Fünftes Kapitel.

„Nein, Ihr irrt! Billerbeck“, sprach Peter Alf, der Wirth, zu einem Gast in Schiffertracht, mit dem er am Tisch saß und ein Glas Grogh leerte, sieben Jahre sind es her! Grade jetzt sieben Jahre!“

„Ich meinte acht“, sagte der Fremde.

„Ich weiß es so sicher, wie meinen eigenen Geburtstag. Es waren am letzten Mai sieben Jahre, daß das Gehöft in Brand aufging! Sechs Jahre ist der Erik schon als Knecht beim alten Tromson oder jetzt beim jungen seit drei Monaten, da der Alte gestorben ist. — Sieben Jahre dauert das Elend!“

„Nun, sieben Jahre sind auch genug“, sagte der Fremde.

„Und Ihr bringt uns die erste Nachricht hierher, so wahr ich Peter Alf heiße! Keiner von uns hat jemals wieder etwas von der Halgar gewußt oder später gehört. Der Lübecker hat sich niemals wieder hier sehen lassen!“ —

„Das glaub' ich wohl!“ versetzte der Fremde.

„Aber es ist doch unerhört gewesen von dem Mädchen!“ sagte Peter kopfschüttelnd.

„Richtet nicht zu streng“, antwortete der Gast ruhig und schüttete seine kurze Thonpfeife aus; „Ihr denkt nicht daran, was so ein armes Mädchen an Angst und Verzweiflung aussteht, wenn es einmal einen Fehltritt gethan hat! Wäre sie nicht mit dem Lübecker auf seinem Lugger in See gegangen, so wäre sie vielleicht von der Sturmmauer in die See gesprungen!“

„Und sie wieder zu verlassen!“ rief Peter.

„Seit drei Jahren hat er kein Wort von sich hören lassen!“ sagte Billerbeck.

„Er wird vielleicht mit seinem Schiff verunglückt sein“, meinte Peter, „Gottes Vergeltung .....“

„Sie wird ihn wohl ereilen“, fiel der Fremde ein, „aber ich glaube nicht, daß er verunglückt ist, denn Nils Huden, der Heringsfänger, den Ihr gar wohl kennt (Peter nickte), hat mir zu Bergen gesagt, daß er ihn vor sechs Monaten in Schottland getroffen habe.“

„Das wäre!“

„Ja, er ist ihm in Edinburgh auf der Straße begegnet, hart am Schloßplatz, und hat ihn angeredet. Da hat er fremd gethan und Englisch geantwortet, als verstehe er nicht Dänisch. Er hatte sich auch ganz anders ausstaffirt in Kleidung und Haarschnitt, allein Nils Huden behauptet, ihn mit Sicherheit erkannt zu haben. „Meint Ihr mir etwas aufbinden zu können, glaubt Ihr, ich kenne Euch nicht?" rief er ihm zu. Doch der Strombeck riß sich kurz von ihm los, eilte vorwärts und verschwand in einem von den hohen zehn- oder zwölfstöckigen Häusern, wo die Hausflure so finster sind, daß man um Mittag die Lampe anstecken möchte; und die Ausgänge haben hinten und vorn. Da verlor Nils seinen Curs."

„Pst! Da geht der Alte!" rief Peter und stieß den Gast an, indem er mit dem Finger nach dem Fenster hin deutete.

Draußen ging eine lange hagere Gestalt, in abgerissener Tracht, mit bleichen Zügen, der das graue Haar wild struppig um die Schläfe hing, vorüber.

„Welch ein Jammerbild!" rief der Fremde aus. „Also das ist der Vater! — Und er ist ganz gestört!"

„Er hat ja sein Haus mit eigener Hand angezündet, in dem Wahn, die Tochter halte sich darin verborgen und er müsse sie mit Feuer aus dem Versteck treiben!

„Gott sei ihm gnädig!"

„Alles Vieh verbrannte, alles Getreide, Hausgeräth", erzählte Peter. „Und es war noch ein Glück, daß der arme Schelm der Sohn mit dem Leben davon kam; und der hat den Vater mit Gewalt zurückhalten müssen, daß er sich nicht in die Flammen stürzte."

„Großer Gott!" seufzte der Fremde auf und blickte gen Himmel. „Glaubt denn der Unglückliche, daß er seine Tochter verbrannt habe?"

„Nein! Als sie nicht zum Vorschein gekommen war, sagte er nur: „„Ich weiß schon, sie liegt unterm Schnee begraben, in der Lawine vom schwarzen Schlott!““ — Er verwechselte das, weil sein Sohn Erik etliche Tage zuvor von dem Schneefall dort beinahe erschlagen worden war, und der Jakob Tromson ein Bein dort gebrochen hatte. Er selbst hatte ihn heimschaffen helfen. — Ich glaube, er will wieder dahin! Er läuft in seinem Irrsinn immer in das Gebirg und immer nach der Stelle. Besonders jetzt, wo wieder der Schnee schmilzt. „„Wenn wieder ein Schneesturz kommt, will ich sie schon finden““, sagte er letzthin zu mir. Es bleibt jetzt sein fester Gedanke, daß er sie dort ausscharren werde. Allein wir haben seit jenem Tage gar keinen Schneesturz dort gehabt. Es war nur das einemal, sonst schmilzt der Schnee dort immer allmählig ab.“

„Was mag er wollen, daß er die Hand immer so über die Augen legt und ausschaut?“ fragte der Fremde.

„Ja das hat er auch an sich. Er schaut nach dem Strande! Denn mitunter wird's ihm etwas lichter im Kopf, dann fragt er, ob das Schiff schon abgesegelt sei, oder ob es noch nicht wieder da ist! Darnach guckt er sich die alten Augen beinahe blind!“ —

„Thut er das!“ rief Billerbeck lebhaft. „Und was meint Ihr, Peter Alf, wenn die Tochter zurückkehrte, — würde er sie erkennen, — würde er sie aufnehmen in Ehren? . . .“

„Wer kann das wissen, bei ihm? — Ich denke aber, er würde solche Freude haben, daß er vielleicht vor Freuden wieder vernünftig wird, wie er vor Jammer den Verstand verloren hat!“

„So muß sie wieder hierher! — Es muß versucht werden“, rief Billerbeck; „und kurz und gut, ich sage Euch, Peter Alf, ich habe Auftrag dazu, ganze Vollmacht!“

„Claus Billerbeck!“ rief Peter Alf, und die Augen

blitzten ihm vor Freude. „Ihr — Ihr hättet — darauf stoßt an! Das wäre ja zu Glück und Segen... „Freilich", stockte er und machte ein bedenkliches Gesicht, — „mit dem Aufnehmen, das ist eine eigene Sache! Seht Euch doch den armen Alten an, wie er zerlumpt und elend aussieht! Er hat sich ja an den Bettelstab gebracht! - Der Hof war schon stark verschuldet, nun kam der Brand, der Alles zerstörte. Das Gehöft war wohl versichert zu Christiania in der Brandgesellschaft, allein sie wollte nicht zahlen, weil es muthwillig durch den Besitzer selbst in Brand gesteckt war."

Billerbeck schüttelte langsam, tief bewegt den Kopf und sah dem alten Westeräs nach, der dem Walde zuschritt.

„Ihr seht also", fuhr Peter fort, „mit dem Aufnehmen, das ist ein eigen Ding, wenn man selbst nur so... so aufgenommen ist! — Er wohnt bei seinem Sohn Erik, der theilt die Kammer mit ihm. — Ja, so lange der alte Tromson lebte, und wenn es nur auf die Carlen ankäme!"

„Dorthin könnte das arme Weib also nicht?" fragte Billerbeck. „Und wäre im Kirchspiel nicht sonst eine Zuflucht für sie zu finden?" —

Peter Alf schob verlegen seine Mütze hin und her. „Ja seht — das ist so eine Sache... ein Mädchen, das so wieder heimkehrt..."

„Peter Alf", unterbrach Billerbeck ihn ernst und warm; „ich sage Euch, sie ist das bravste Weib auf Erden. Daß der Schuft, der Strombeck, sich nicht mit ihr hat trauen lassen, da sie nun einmal nicht mehr zurück konnte, daß er sie seit drei Jahren wieder verlassen hat — was kann sie dafür? Hätte er sie zu seiner Frau gemacht, sie hätte Muth gehabt, ihrem Vater Nachricht zu geben. Wenn sie hier keiner aufnehmen wollte, das wäre wahrlich schlecht!"

„Ja wahrhaftig, das wäre es auch", brach Peter eifrig

los, „und wißt Ihr was, Billerbeck, ich nehme sie auf! Sie soll in mein Haus, ich will sie als Tochter halten!" —

„Handschlag!" rief Billerbeck, und sprang freudig auf, faßte Peters Hand, zog ihn ans Herz und umarmte ihn einmal übers andere.

„Erstickt mich doch nicht!"

„Und nun sage ich Euch gerad' heraus: Sie ist schon in Christiansund. Mit einer Familie von dort ist sie aus Lübeck herüber gekommen. Ich gehe noch heut Abend mit meinem Schooner wieder zurück und hole sie herüber!"

„Topp! Noch ein Glas darauf!" rief Peter Alf. —

Sie stießen an und tranken. Billerbeck brach auf, um sofort wieder in die See zu gehen.

Sechstes Kapitel.

Die Sonne war untergegangen. Nur ein düsterrother Schimmer leuchtete noch durch die tiefeu, schroffen Einschnitte zwischen den Felsen und fichtenbewaldeten Bergkuppen im Westen. Gegenüber, nach Morgen, färbte sich der Himmel mit mattem, bläulichem Glanz; der Mond war schon herauf, stand aber noch hinter den mächtigen Höhen. Auf einer Bank von rauhen, großen Feldsteinen, doch weich mit Moos überwuchert, hinter der niederes Gebüsch eine Schirmwand bildete, saßen Erik und Carlen in der tiefen Dämmerung vertraulich nebeneinander.

„Du meinst, daß uns Jakob Hindernisse in den Weg legen würde?" fragte Carlen.

„Gewiß", antwortete Erik, „denn ich weiß, was er gesagt hat, als der gute Vater mir versprach, er wolle nicht

Nein sagen, obwohl ich blutarm geworden bin, wenn ich getreulich ausharrete im Dienst!"

„Das war in der ersten Ueberraschung", antwortete Carlen sanft. „Du weißt ja, wie heftig Jakob ist. Er wollte das Gehöft nicht gemeinsam mit Dir bewirthschaften und dachte, ich solle hinaus heirathen. Nun hat er sich wohl darin gefunden."

„Gott gebe es so!" seufzte Erik.

„Und wenn er nicht wollte, was hülfe es ihm denn?" sprach Carlen warm. „Ich habe ja meinen freien Willen, in zwei Jahren bin ich mündig und dann..."

„In zwei Jahren!" wiederholte Erik, dem diese Zeit eine unendliche dünkte.

„Kommt da Jemand?" fragte Carlen, gleichzeitig sich unterbrechend, und sah sich rückwärts um. „Hörtest Du es nicht im Gebüsch knistern?"

„Der Abendwind bewegt die Zweige", antwortete Erik.

Sie horchten. Es war Alles still. So achteten sie nicht weiter darauf.

„Zwei Jahre!" sagte Erik ernst, und faßte Carlens Hand. „Ach, das ist mir, als ob es bis zum jüngsten Tage währte, als ob ich es nie erleben würde!"

Carlen lächelte und sah ihn freundlich an. „Du mußt nicht so ungeduldig sein, Erik! — Und vielleicht", setzte sie nach einigem Zögern hinzu, indem sie die Augen senkte und lieblich erröthete, „vielleicht wenn Jakob nicht widerspricht und der Vormund zustimmt..."

„Ach, Carlen!" rief Erik, „wenn das wäre! Dann wollte ich ja Alles andere Leid so freudig tragen! Auch mit dem Vater! ... Ja ... der Vater", sagte er stockend, „das habe ich Dir noch gar nicht gesagt. Da hat Jakob sich verrathen!"

„Wie das?"

„Er sagte mir letzthin, er könne es nicht verantworten,

daß der Vater unter seinem Dach wohne, — wie er sein eigenes Haus in Brand gesteckt habe, so könne er auch ein fremdes anzünden."

„Du lieber Himmel!" rief Carlen aus. „Das ist ja schon so viele Jahre her, und der alte unglückliche Mann ist immer so sanft. Du behütest ihn wie Deinen Augapfel!"

„Ich fürchte auch kein Unheil, obwohl ich's nicht verhüten könnte", entgegnete Erik düster, „wenn sein Uebel wieder einmal heftig ausbrechen sollte. Wer will sagen, daß das unmöglich ist, — und kann ich ihn jeden Augenblick überwachen?"

„Er streift ja nur immer durch Feld und Wald, oder geht zu den Nachbarn und bleibt auch bei ihnen über Nacht! Keiner fürchtet ihn! Alle nehmen ihn freundlich auf!"

„Aber Jakob möchte ihn los sein, das ist gewiß", sprach Erik besorgt.

„Laß es so sein! Im schlimmsten Falle werden ja die zwei Jahre auch vorübergehen, und ich bleibe Dir treu, Erik, was auch Jakob im Sinn habe!"

„Meine Carlen! Du bist so gut, so schön!" Er zog sie sanft zu sich; sie widerstrebte schüchtern.

„Nicht doch, Erik", flüsterte sie, als er den Arm um sie legte und sie küßte, „nicht doch!" Aber sie duldete dennoch den Kuß und erwiederte ihn leise. Es war indessen fast dunkel geworden.

„Laß uns ins Haus gehen. — Es ist spät", bat Carlen, und sie gingen.

Sie hatten den Platz kaum verlassen, als sich ein Kopf vorsichtig durch die Gebüsche streckte und nach allen Seiten umschaute. Dann trat eine ganze Gestalt heraus. Es war Jakob. Er ging leise einige Schritte, sah den nach dem Hause Zugehenden nach und murmelte vor sich hin: „Sie hätten mich beinahe entdeckt! Ihr seid schon mit Allem fertig, —

aber wartet nur — Jakob Tromson weiß seine Wege auch zu finden. Er geht vorsichtig, still für sich, aber er kommt richtig an!"

Scheu wie eine Katze, auf den Zehen, schlich er unter diesen Worten am Rande des Buschwerks hin, abwärts vom Hause. Der Mond beschien seine unheimliche Gestalt mit bleichen gespenstischen Strahlen; wer ihm begegnet wäre, hätte böse Gedanken in seinem Angesicht lesen müssen.

Eine Stunde später kam er mit der Holzaxt auf der Schulter und mit Stricken beladen wieder vor das Haus und pochte stark ans Thor.

Carlen stand am Heerd und richtete die Abendkost zu. Sie sprang rasch zur Thür und öffnete, denn sie ahnte, daß es der Bruder sei.

„Du bist spät ausgeblieben, Jakob," redete sie ihn freundlich an. „Du wirst Hunger haben. Gleich ist Alles bereit!"

Er trat schweigend ein; sie half ihm die Last von der Schulter nehmen.

Ohne ein Wort zu sprechen, trat er ins Gemach, wo der Tisch schon reinlich mit weißem Linnentuch gedeckt war. Die schweren zinnernen Geschirre standen spiegelblank darauf.

„Du bist ja so mürrisch, Bruder," fragte Carlen sanft. „Ist Dir etwas begegnet? Du gehst jetzt immer den ganzen Tag in den Wald!"

„Ich gehe hin, wo ich zu thun habe. Es ist schwere Arbeit, das macht müde. Ich war auch heut weit hinauf. — Alles noch naß! voll feuchten Schnees! Es will nicht Frühjahr werden heuer, da drinnen im Wald! — Mach, daß wir essen, mich hungert!"

Carlen rief die Mägde und Knechte, ging dann an den Heerd, füllte die großen Schüsseln und trug sie auf.

Drei Mägde, Erik und zwei andere Knechte stellten sich um den Tisch. Carlen sprach das Tischgebet. Sie setzten

sich auf die Bank an der Wand und auf schwere hölzerne Schemel; einer blieb leer.

„Dein Vater kommt nicht?" fragte Jakob, und sein böses Auge blickte finster.

„Er ist schon den ganzen Tag nicht zu Haus gewesen," antwortete Erik. — Jakob schwieg. — Es herrschte eine drückende Stille. Die Mägde flüsterten nur miteinander.

„Bist Du in dieser Woche droben auf der Sturmmauer gewesen?" richtete Jakob nach einiger Zeit die Frage an Erik.

„Nein," antwortete dieser und sah ihn verwundert an.

„Hm," brummte Jakob, indem er sich ein feistes Stück Bärenschinken herunter schnitt. „Ich hörte, daß ein Ausleger mit einem Seil droben liegt. — Es muß also einem Andern der Hals jucken, dort nach den Nestern der Eidergänse zu klimmen."

Eriks Auge blitzte. — „Wie das? Warst du droben?"—

„Das sollte mir einkommen! Aber ich bin einem Trupp wandernder Lappen begegnet, die haben mir's erzählt."

„So haben sie selbst Jagd gemacht?" fragte Erik.

„Das glaube ich nimmermehr! — Gieb mir noch einen Rennthierkäs, Carlen! — Die Lappen verstehen sich darauf nicht. Die sind gut im warmen Pelz in den Hütten zu schnarchen, oder allenfalls einen Bären in der Schlinge mit dem Klotz zu fangen. Zu solcher Waghalsarbeit aber gehört norwegisch Blut. — Es werden vielleicht Strandjäger von Smölen oder Fröyen sein, die sich so weit vorgewagt haben. Wenn's glückt, reich können sie werden! —

Carlen hatte bang athmend, den Blick bald auf Erik, bald auf ihren Bruder heftend, dem Gespräch zugehört. „Man sollte die Leute warnen," sagte sie, „sie wissen vielleicht nicht, daß die Mauer in Bann ist!"

„Pah!" spottete Jakob. „Darum würden sie sich auch kümmern! Wenn sie sonst waghalsig genug sind, wird sie die

Ammengeschichte vom alten Oloff nicht abhalten, die reichste Beute zu machen, die der Eiderfänger in der ganzen Welt machen kann. Ich wollte tausend Species für den halben Antheil zahlen. Seit hundert Jahren hat Niemand dort die Brut gestört und alljährlich nisten neue Mütter!"

Er brach sein Wort ab. Erik saß mit glühendem Angesicht und klopfendem Herzen, aber lautlos da und starrte vor sich hin.

„Dein Vater kommt, so scheint es, heut gar nicht?" wandte sich Jakob, welcher ihn scharf beobachtete, zum zweitenmal an ihn.

„Ich weiß nicht," antwortete Erik jetzt hastig, — „er übernachtet ja oft nicht daheim!"

Jakob schwieg. — Es wurde wieder drückend still bei Tisch.

„Ich bin müde, ich will zu Bett," sagte Jakob und stand auf. Die Andern folgten. Carlen sprach das Vaterunser als Nachtgebet; sie betonte mit einem Blick auf Erik besonders die Worte: „Führe uns nicht in Versuchung."

Siebentes Kapitel.

Es war plötzlich ein so schwüler Tag eingetreten, daß die Hitze in den Thälern schwer drückte; wo noch Schnee lag in tiefen Spalten und auf den Kuppen, floß das Wasser in Strömen herab. Es schien, als solle der eine Tag alles wegschmelzen, was der Winter übrig gelassen hatte. Selbst auf der Höhe der Sturmmauer, wo um diese Zeit noch ein kalter Wind sauste und noch gestern das Farrenkraut und moorige Grasland mit Schnee bedeckt war, war Alles weggeschmolzen. Die Sonne glühte ordentlich auf die weite öde

Fläche herab, die sich zwischen dem Waldrand und dem Felsenabsturz nach der See hinzog.

Jakob war durch die Felsschluchten hinaufgegangen bis an den Rand des Waldes; von dort schaute er hinaus auf die kahle Hochebene, die sich bis an den Absturz der Wand zog. Es war völlig reine Luft, der Himmel stand wie ein blauer Dom über der Erde; der Meeresrand, bis zur äußersten Ferne sichtbar, bezeichnete den Horizont nur mit einem schwarzblau dunklen Streifen.

Jakob spähte scharf auf der ganzen Fläche umher. „Richtig! da ist er!“ rief er plötzlich, als er einen Menschen, der flach auf dem Boden am Felsrande gelegen hatte, sich aufrichten sah.

Es war Erik, den er gewahrte. „Ich wußte es wohl! er hat's nicht lassen können! Ich sollte ihn eigentlich prügeln, wie einen schlechten Hund, denn er läßt mir Haus- und Hofarbeit liegen, und kreuzt hier umher, gierig nach der Beute! Nun, es ist gut so! Er geht in die Falle! — Ich dachte es gleich, als er schon vor Tagesanbruch fort war!“

Jakob war aus dem Busch hervorgetreten und ging die ihm wohlbekannten, vielfach gewundenen Pfade durch das Moor nach der Felswand zu.

Nach etlichen Minuten war er Erik auf den Zuruf nahe: „Ahoi! bist Du hier oben?“

Erik wandte sich um; er hatte Jakob bisher nicht gesehen, denn er hatte immer den Abgrund hinunter gespäht.

„Du suchst wohl den Ausleger?“ rief dieser ihm zu. „Er ist weiter drüben. — Dacht ich's doch!“ sagte er lachend, „daß Dir Dein Tollkopf nicht Ruhe ließe. — Was willst Du hier oben?“

Erik kämpfte einen heftigen Kampf mit sich selbst. Plötzlich brach er aus. „Jakob!“ rief er und faßte dessen beide Hände: „Sei mir nicht feindselig! Du kannst mein ganzes

Lebensglück zerstören oder machen, — je nachdem Du willst! Ja, ich habe es beschlossen! Ich will hinunter nach den Nestern! Was Einer wagt, wag' ich auch. Ich sehe jetzt wohl, es ist gefährlicher, als ich mir's als Knabe dachte vor sieben Jahren! Allein ich will es doch wagen. Wenn die Strandjäger von Fröyen oder Smölen es unternehmen, kann ich es auch!" —

„Du, Du!" warnte Jakob.

„Ja, ich will's! Ich bin fest entschlossen!" rief Erik. „Du hast gesagt, Du wolltest tausend Species für den halben Antheil geben."

„Ich denke, das ist er werth," antwortete Jakob, und seine Augen bohrten in Eriks Zügen.

„Ich will hinunter!" rief Erik immer leidenschaftlicher, „ich gebe Dir die ganze Beute; was ich auffinde, ist Dein, aber . . . . ."

„Nun?"

„Aber Du mußt mir versprechen, daß Du zu einer Heirath mit Deiner Schwester Deine Zustimmung giebst!"

„Oho!" rief Jakob aus, und trat, wie entrüstet, einen Schritt zurück.

„Jakob! denke, was ich für Unglück geduldet! Sei nicht hart!"

„Seid Ihr denn schon so weit?" fragte Jakob verstellt. „Ich denke wohl, Carlen wird vernünftiger sein."

„Nein, sie liebt mich; sie hängt treu an mir, Jakob; sie harrt aus, bis sie ihren freien Willen hat! Weshalb willst Du uns noch Jahre lang hinhalten?"

„So also steht ihr zusammen?" erwiederte Jakob in gedehntem Ton. „Dann bleibt mir freilich nicht viel Wahl. Ihr treibt mich halb vom Hof! früher oder später!"

„Nein, Jakob! Du sollst ihr nur das Erbtheil herauszahlen und mit dem Vormund reden, daß er es gleich zugiebt. Und dafür gebe ich Dir die ganze Beute! Ich will

acht, vierzehn Tage lang hinunter, kein Felsspalt soll undurchsucht bleiben. Und wenn es dreimal mehr werth ist, was ich finde, als Dein Hof, es soll Dein sein!"

„Willst Du das beschwören?"

„So wahr Gott im Himmel lebt. — Aber Du mußt mir helfen und nachkommen auf den ersten Absatz, wo sich der Felsen vorbaucht, wenn ich dort sichere Statt gemacht habe. Das ist das Gefährlichste, und das will ich allein unternehmen. Von dort klimme ich weiter am Seil und Du ziehst mich aufwärts, wenn ich rufe. Einen Andern finde ich nicht dazu im Kirchspiel; sie fürchten den Bann. Auch möcht' ich keinen Andern, — Du sollst den Vortheil allein haben."

„Wie aber kommen wir von dem Vorsprung wieder hier herauf?"

„Ich klettere so hoch am Seil. Bin ich hinauf, winde ich Dich von oben abwärts."

„Den Teufel auch! das leistest Du nicht. Es sind zweihundert Ellen wenigstens."

„Ich kann's; ich hab's versucht, am Hornbug, an der Mövenklippe, am Teufelsrachen, wo ich mich überall tiefer als hier hinunterlassen konnte."

„Dann müßtest Du Glieder von Stahl und Eisen haben."

„Die habe ich, Jakob! verlaß Dich darauf!"

„Nein, nein! Wir müssen noch Hülfe haben. Aus dem Kirchspiel thuts Niemand, da hast Du Recht. Die fremden Strandjäger vielleicht, — die würden uns aber das beste Theil der Beute wegnehmen," entgegnete Jakob verstellt zaudernd.

Erik, dem die blauen Augen immer feuriger blitzten, drang heftiger in ihn. Endlich gab er nach und sagte:

„Nun wohl, ich will's versuchen. Du gehst voran und machst den festen Stand auf dem Ausbug zurecht. Hast Du ihn, so komme ich nach. Aber ich will nicht die ganze Beute.

Du sollst tausend Species voraus haben; was drüber ist, theilen wir. — Bist Du's zufrieden?"

Der redliche Erik schüttelte ihm herzensfroh die Hand.

„So will ich Dir zeigen, wo der Ausleger liegt; die Lappen haben mir's genau beschrieben. Wenn uns nur die fremden Jäger nicht zuvorgekommen sind."

„Ich habe den ganzen Morgen hier oben noch keinen Menschen gesehen!" sagte Erik, indem sie gingen.

Eine Viertelstunde weit wanderten sie längs der Felsmauer hin. Erik ging hinter Jakob, hielt sich aber dichter am Rande als dieser; es zog ihn mit dunkler, schauerlicher Macht, hinabzustarren in die grause Tiefe. Das Meer drunten lag blau und klar wie ein Spiegel da; nur in leichtem Wellenschlag berührte es die Wand, wo sonst fast immer die Brandung schäumend donnerte. Kein Lüftchen rührte sich. Die Eidergänse schwebten mit ausgebreiteten Flügeln tief unten am Fels hin; ihr heiseres Geschrei drang nur in vereinzelten Lauten zu dieser Höhe hinauf. Am fernen Horizont stieg leichter Dunst auf. Die Schwüle braute ein Wetter zur Nacht. Kein Fahrzeug unterbrach mit weißblinkendem Segel die weite Ebene der Fluth. Die Fischerboote in See und die im Hafen des Fiord waren gedeckt von der Felsenkette, die als langes Vorgebirg westlich ins Meer hinausragte. Schauerliche Einsamkeit und Stille herrschte in der unabsehbaren Weite. Nur am äußersten Horizont wurde ein dunkles Spitzchen sichtbar, ein von Westen heransteuerndes Schiff.

Ein leises Grauen vor dieser leblosen Wasser- und Felswüste durchschauerte Eriks Brust; er hatte das noch nie empfunden. — Hier sieht Dich nur Gottes Auge, hier behütet Dich nur seine Hand, dachte er, als er in den Anblick von Fels und Meer vertieft, langsamer gehend, eine Strecke hinter Jakob zurückgeblieben war.

Dieser stand still. „Hier ist der Ausleger!" rief er

zurück, und deutete auf eine Felsenplatte, die hinaussprang über die See, aber um einige Schuh tiefer lag, als die Felsmauer umher, so daß man die dort getroffenen Rüstungen erst sehen konnte, wenn man dicht heran war.

Ein Fichtenbaum, eine halbe Spanne dick, ragte, auf ein Untergestell gelegt, eine Mannslänge über den Fels hinaus. An der Spitze war eine Rolle befestigt, über welche ein Seil lief, das rückwärts um eine in der Felsvertiefung aufgestellte Winde geschlungen war, die sich an der Kurbel drehte. —

„Die Anstalten sind gut!" rief Erik verwundert.

„Wenn diese verdammten Strandjäger uns nur nicht schon das Beste weggekapert haben," meinte Jakob.

„Nein, gewiß nicht," antwortete Erik. „Hier ist ja auch nicht ein Federchen zu sehen, keine Schaale eines ausgetrunkenen Ei's. Hier haben sie noch nichts heraufgebracht; so klar wäre der Platz sonst nicht. — Sie müssen, wenn sie unten gewesen sind, nichts gefunden haben; aber das Seil wird zu kurz sein!"

„Möglich," sagte Jakob. — „Wollen wir es aufwinden?"

„Nein, ich will erst einmal ausschauen," erwiederte Erik, „halt mich nur an den Füßen fest! —

Er schwang sich rittlings auf den Baum, schob sich allmählig darauf vorwärts, streckte sich, als er über die Felswand hinauskam, lang darauf hin, und gleitete vorwärts fast bis zur Spitze.

„Los könnte ich ihn jetzt schon werden!" dachte Jakob.

„Halt mir nur die Füße!" rief Erik zurück; „ich muß noch weiter vor, ich sehe noch nicht genug." Er kroch, immer mit dem Leibe auf der Fichte liegend, mit den Händen vorgreifend, jetzt so weit hinaus, daß er mit dem Kopf über die Spitze mit der Rolle hinausragte. Der Baum beugte sich unter ihm. „Noch einen Fuß muß ich vor; halte mich ja fest!" rief er zurück und kroch noch etwas weiter. Jetzt konnte er die ganze senkrecht steile Felswand hinunter sehen, bis

an die Stelle, wo sie einen Bauch bildete, unter dem die große Kette von Nestern sich hinzog. Dieser gebauchte Vorsprung war es, den er zuerst am Seil erreichen mußte, um dort auf dem wenige Schuh breiten Gestein einen Fleck zu suchen, wo er neu Fuß fassen könne, um ein zweites Seil zu befestigen und daran sich weiter hinabzulassen an der über den Abgrund hinaushängenden Mauer. Er wollte wissen, ob das Seil so tief lange; vorsichtig faßte er es unter der Rolle und schwenkte es, bis es in eine Pendelbewegung gerieth. Durch die Schwingungen wurde auch der Ausleger ins Schwanken gebracht, und wiegte sich auf und nieder mit dem schweren darauf liegenden Körper. Selbst Jakob überlief es kalt, als er Erik so über der grausen Tiefe schweben sah. Es fuhr ihm bleischwer in die Füße.

„Es langt nicht," sagte Erik, der scharf beobachtete, zurück; „aber ich wette meinen Kopf, es sind auch Nester hier oberhalb des Bugs! Der Fels hat viele Spalten, wo dick knorrige Tannengebüsche die Wurzeln eingetrieben haben; unter denen nisten sie am liebsten!"

„Ich dachte es wohl," antwortete Jakob. „Wenn wir nur Schnallriemen oben hätten und die Nester nicht ausgenommen sind, könnten wir gleich jetzt etwas anfangen."

„Ich habe mein Schnallzeug und alles Nöthige bei mir," antwortete Erik und fing an, sich langsam zurückzuschieben; „ausgenommen hat keiner die Nester, wir würden ja die Spuren der Arbeit sehn; oder es müßte vor Jahr und Tag geschehn sein," sagte er im Zurückkriechen. „Ich begreife nur nicht, weshalb die Smölener und Fröyener .... oder wo sie her sind, diese sorgsamen Anstalten gemacht haben, wenn sie sie nicht benutzen? Es muß ihnen doch an irgend etwas mangeln."

Jakob half ihm sorgfältig zurück. Bald stand Erik wieder auf der Felsplatte. — „Und Du hast Dein Schnallzeug?" erinnerte er fragend.

„Ich habe Alles; ich wollte mit Gewalt heut etwas unternehmen, und hätte ich's ganz allein thun müssen. Dort drüben am Felsblock bei der großen Moorlache steht mein Korb. Ich laufe rasch und hole ihn!" Er eilte fort.

„Das wußte ich wohl!" sagte Jakob hinter ihm her, als er eine Strecke fort war. „Nun sollst Du mir erst die Beute heraufholen oberm Felsbug; was darunter steckt, darnach gelüstet's mich nicht, denn da müßte ich selbst den Hals daran wagen!"

Er setzte sich auf den Felsboden und wartete Eriks Rückkehr ab. Dieser war hurtig mit dem Korbe wieder da. Er packte das Riemgehänge aus, in das sich die Aufsucher der Nester an den Felsabstürzen mit Schultern und Schenkeln einschnallen, um darinnen zu sitzen, während sie die Beute ausnehmen. Jakob half es ihm anlegen. Dann wanden sie das Seil herauf; es hatte schon den nöthigen Doppelhaken unten, womit es in den ledernen Leibgurt eingehakt wurde. Der Ausleger war wie ein Krahn zum Drehen nach der Landseite eingerichtet. Sie bogen ihn herum.

Erik ließ sich das Seil im Rücken in den Gurt haken; hierauf nahm er zwei Säcke über den Arm, den einen für die Beute an Dunen, den andern für die Eier, und faßte dann mit beiden Händen den Ausleger. Jakob drehte ihn hinaus über die Tiefe; Erik schaute noch einmal nach, ob das Seil sorgfältig in der Rolle laufe, dann ließ er die Hände vom Baum los, faßte das Seil und rief: „Jetzt!"

Jakob hob die eingesperrte Kurbel aus dem Zahn, faßte den Griff und ließ die Winde sich durch Eriks Schwere langsam abwärts drehen. Dieser hing jetzt im freien Raum über der unermeßlichen Tiefe. Er faltete die Hände zum Gebet und schwebte allmälig abwärts.

Fünf Minuten mochten vergangen sein; das Seil war

fast von der Winde abgehaspelt, da erschallte aus der fernen Tiefe der Ruf: „Halt!"

Jakob sperrte die Kurbel. „Ahoi! Sechs!" Das bedeutete: winde mich sechs Drehungen wieder aufwärts.

„Halt!" Er sperrte wieder. —

Jetzt blieb es still. Jakob sah an den Bewegungen des Seils und den Schwankungen des jungen zähen Fichtenbaumes, daß Erik sich drunten wacker rühre nach rechts und links. Er klammerte sich an den Baum und beugte sich ein paar Schuhe über den Rand des Abgrunds, bis er Erik sehen konnte. Dieser schwebte in furchtbarer Tiefe am Felsen, wie ein schwarzer Punkt, doch hing er noch weit oberhalb des Ausbugs. Eifrig haspelte er sich mit den Händen und Füßen immer am Gestein hin und her; zuweilen verschwand er in einer Spalte, dann wurde er wieder sichtbar, wie er sich hinausschwang und gleich einem Pendel in weiter Schwingung von der Mauer über dem Abgrund hin und wieder flog, umflattert von aufgescheuchten Eidervögeln, die dunkle Meerestiefe unter ihm.

Es war grauenhaft zu sehen; Jakob schwindelte und hielt sich krampfhaft an dem Baum, mühsam, zitternd schob er sich zurück.

„Es geht gut; er bringt etwas mit," dachte er, als er wieder auf der sichern Felsplatte war.

Eine Stunde hatte Erik unten zugebracht; da rüttelte er am Seil und sein Ruf: „Ahoi!" schallte wie aus dem Bauch des Felsens herauf. Nur bei der regungslosen Stille in der Luft und auf dem Meer war es möglich, den Schall aus dieser Tiefe zu hören.

Jakob trat an die Kurbel und wand aufwärts. Es war schwerer und ging langsamer als abwärts. Ueber zehn Minuten dauerte es, bis Eriks Kopf sichtbar wurde. Sein ganzes frisches Antlitz glühte vor Freuden. Er hielt mühsam

die beiden gefüllten Säcke in den Armen und auf dem Schooß der eingeschnallten Schenkel. „Das war geglückt, aber hart!“ rief er tief aufathmend. „Was ich bringe, ist über funfzig Species werth, und für hundert ist noch drunten!“

Jakobs Augen flammten habgierig. Er zog den Ausleger einwärts, hob die Säcke ab und half Erik auf den Felsen. —

„Die Riemen schneiden schon ein, daß man schreien möchte!“

„Aber Du gehst doch wieder hinunter?“ fragte Jakob hastig.

„Gewiß! nur eine Viertelstunde muß ich ruhen; Du mußt mir die Riemen losschnallen, es schmerzt zu sehr.“ — Jakob that, was Erik verlangte. Dieser streckte sich lang auf den Boden hin.

„Beide Säcke sind voll Daunen!“ rief Jakob habgierig aus, indem er sie öffnete.

„Und fest gestopft, wie Stein. Für sechs Betten genug!“ setzte Erik hinzu. — „Obenauf liegen auch fünf Eier, weil ich dachte, Du würdest Hunger haben. Aber es sind so viel Dunen da, daß die alle erst herauf müssen. Zweimal muß ich noch hinunter!“

Jakob langte ein Ei heraus und trank es gierig aus.

„Nimm sie alle! Ich habe drunten gegessen und es sind noch genug da!“

Jakob that es. Er leerte auch die Säcke, packte die Dunen in Farrenkräuter, die er buschweise abriß und umschnürte die Bündel mit Stricken, daß der Wind die Federn nicht verstreuen konnte.

Die Viertelstunde war bald verstrichen; Erik ließ sich wieder hinabwinden. — Er kam ein zweites Mal herauf, mit noch größerer Beute. Diesmal hatte er die Säcke mit ans Seil gebunden, um sich nicht so schwer selbst zu belasten.

„Die Riemen haben so eingeschnitten, daß es fast nicht mehr zum Aushalten ist,“ sagte der arme Schelm und rieb sich

die wunden Stellen. „Doch ich will noch einmal hinunter. Dunen sind nur noch wenig; aber viel Eier bringe ich noch herauf."

„Unterm Ausbug," fuhr er mit dem Ausdruck des Staunens fort, „da müssen unermeßlich viele Nester zu treffen sein! Morgen wollen wir's versuchen, dort hinabzukommen."

„Morgen!" antwortete Jakob mit seltsamem Ton. „Jetzt aber geh bald wieder hinunter. Es wird Abend und das Wetter kommt herauf."

„Wahrhaftig," sagte Erik, „dem da unten," — er deutete auf das Schiff, das sie zuvor in der äußersten Ferne gesehen hatten, das aber jetzt wohl bis auf zwei Stunden heran war, — „dem da unten kann es noch übel ergehen! Es scheint, er will im Fiord, unten im Hafen anlegen!"

„So scheint es!" sagte Jakob kurz.

„Dann hat er Eile!" versetzte Erik.

„Die haben wir auch!" antwortete Jakob drängend. In seinem finstern Gesicht zuckte es seltsam. Er trieb Erik ungeduldig an, das letzte Mal hinunterzugehen. Dieser schickte sich an. Er verzog das Gesicht vor Schmerz, so schnitten ihm schon die Riemen ins Fleisch.

Allein er ging unverdrossen wieder ans Werk. Jakob wand ihn zum dritten Mal abwärts.

„Diesmal komme ich bald wieder herauf!" rief er freundlich, indem sein Kopf in der Tiefe verschwand.

Jakob schwieg.

Das Seil war abgelaufen. Jakob stand einen Augenblick still, mit verschränkten Armen; er zitterte, dann griff er krampfhaft hastig nach der Axt, die am Felsen lehnte. Er schob sie unter die starken Holzriegel, die den Ausleger hinten hielten, und brach sie mit dem Eisen wie mit einem Hebel los. Es war das Werk einer halben Minute. Mit einem scharfen Krachen schnellte der Fichtenbaum aus dem Lager und schoß über in die bodenlose Tiefe hinunter.

Wie vom bösen Geist plötzlich gepackt, stürzte Jakob sinnlos davon, ohne sich nur nach dem Verlorenen umzusehen. Nur ein verhallender Schrei aus der Tiefe tönte noch an sein halbbetäubtes Ohr. Wie ein Rasender lief er über das Moor hin, dem Walde zu.

Achtes Kapitel.

„Das ist ja doch ein Wetter, als ob Himmel und Erde untergehen sollten!“ rief Peter, der mit allen seinen Leuten wieder aus dem Bett aufgestanden war, um bei dem furchtbaren Ungewitter Haus und Hof in Obhut zu nehmen, so weit es der Wuth der aufgestürmten Elemente gegenüber möglich war.

„Jan! Spring mit der Laterne in den Stall und sieh nach dem Vieh! Es brüllt zwar nur vor Angst, aber es könnte doch etwas vorgefallen sein!“ rief er dem Knecht zu. „Ich glaube, der Sturm reißt alle Bäume im ganzen Walde mit den Wurzeln aus! — Hui! Seht den Blitz!“

Der Himmel war eine Feuerflamme; es war heller wie am Tag, selbst die Flamme auf dem Heerd in der Küche erblaßte vor dem gewaltigen Licht- und Feuerstrom, der das ganze Haus einen Augenblick erhellte. Dann war es wieder so tief finster, daß nicht die Hand vor Augen zu sehen war. — Die Mägde kreischten laut auf. Selbst der handfeste Jan rief: „Oho, das war ja, als ob die ganze Hölle den Rachen aufsperrte!“

„Habt Ihr's gesehen?“ fragte Peter zugleich. „Jede Bergspitze konnte man erkennen, wie bei der hellsten Morgensonne! Jeden Baum auf eine Meile weit!“

„Du, Mädchen! was hast denn Du!“ rief er die Magd Anna an, und faßte sie an den Schultern. Sie sah leichenblaß aus, klapperte mit den Zähnen und schlotterte an Händen und Füßen.

„Der Spuk — der Geist!“ stammelte sie, „der alte Oloff, dicht vorm Hause, auf dem Felsblock, mit fliegenden Haaren!“

Der Donner, welcher dem entsetzlichen Blitz folgte, übertäubte ihre letzten Worte. Es krachte durch die Lüfte rings um das Haus, als ob es in Grund und Boden zusammenstürze. Alle Fenster klirrten.

„Was ist das? — Das ist weder der Donner noch der Sturm“, sagte Peter aufhorchend, „es schlägt Jemand an die Thür!“ Er wollte dahin gehen, doch die Magd hielt ihn heftig zurück und rief: „Macht nicht auf, Herr, es ist das Gespenst!“

„Närrin!“ antwortete Peter und stieß sie zurück. „Wenn's nun Jemand wäre, der Obdach suchte in dem rasenden Unwetter!“

Er war während dieser Worte schon am Thor und riegelte auf.

„Lieber Herr Christus“, rief er erschreckt aus; „Carlen! Du hier, in dem Unwetter! Komm herein!“

Das arme Mädchen stand mit aufgelöstem, wassertriefendem Haar, durchnäßt, als komme sie aus der See, vor Kälte und Angst schlotternd in der Thür und fragte nur: „Ist mein Bruder hier — Erik — — — der Vater?“

„Ja! Hier bin ich!“ rief eine tiefe Stimme laut, dicht hinter ihr, und zugleich überflammte ein neuer Blitz den Himmel, daß Alles tageshell war.

„Mein Jesus! das Gespenst!“ schrie die Magd; Carlen that einen Angstschrei und sprang ins Haus. Selbst der mannhafte Peter trat erschreckt einen Schritt zurück, als er die

schauerliche Gestalt draußen unter dem aufleuchtenden Blitz erblickte. Doch erkannte er alsbald den alten Westeräs, dem Sturm und Regen Bart und Kleidung nur so zugerichtet hatten, daß er wie ein Schreckensgespenst aussah. „Alter", rief er, „was machst Du? Komm herein!"

„Nein, nein! Kommt Ihr heraus. Das jüngste Gericht ist da! Kommt, kommt! folgt mir! Ahoi! Wir müssen die Gräber aufgraben!" schrie ihnen der Alte zu.

Und mit diesen Worten drehte er sich rasch um, daß sein zerlumptes Wamms im Winde flatterte und das lange weiße Haar ihm wild um den Nacken wehte. So stürzte er fort.

Nur diesen Augenblick hatten die zuckenden Blitze beleuchtet; jetzt war wieder rabenschwarze Nacht ringsum. Der schwache Lichtschimmer aus dem Hause verlor sich im Dunkel, und Niemand sah, wo der alte Irre sich hinwendete.

Peter rief ihm nach: „Nachbar, Alter! hier findet Ihr Obdach! Kommt doch herein!" Es war vergeblich. Und jetzt überhallte auch wieder der Donner jeden Ruf menschlicher Stimmen. Peter schloß die Thür und trat wieder ein. „Umsonst! Er hört nicht", sagte er kopfschüttelnd.

„Carlen! armes Kind!" redete er das zitternde Mädchen, das neben der Thür auf einen Schemel gesunken war, mitleidig an. „Was führt Dich hieher in dem grausigen Wetter, wie wir mein Tag noch keins erlebt haben?"

„Das ist's eben — mir wurde so todesangst" — stammelte das Mädchen mühsam — „ich war ganz allein im Haus."

„Alle Wetter", fiel Peter polternd zwischen ihre Rede die Magd an, „steh doch nicht da wie ein Baumstubben! Siehst Du nicht, daß das arme Mädchen vor Nässe und Kälte umkommt? Hole Kleider herunter, Schuh und Strümpfe, sie muß sich in der Küche am warmen Heerd umkleiden!"

Die gutmüthige Anna flog in ihre Kammer hinauf.

„Komm ans Feuer, kleine Carlen!“ wandte sich Peter wieder zu dieser und führte sie zur brennenden Flamme auf dem Heerde. „Wärme Dich! — Wie konntest Du Dich in dem Wetter hinaus wagen!“ —

„Es war noch nicht so furchtbar, als ich den Hof verließ“, erwiederte Carlen, da sie sich wieder gefaßt hatte. „Mich jagte eine Angst, wie ich sie noch nie empfunden. Ich war ganz allein. Mägde und Knechte sind heute früh auf unsere Rennthierhütte gezogen, — das Wetter muß sie zurückhalten. Auch Jakob und Erik haben vor Tag das Haus verlassen, jeder wo anders hin, der alte Vater schwärmt seit zwei Tagen umher. Er wird umkommen in dem Sündfluth-Wetter!“

„Möchte der gütige Gott ihn erlösen!“ sagte Peter leise mit frommem Aufblick. — „Erik und Jakob sind nicht hier gewesen“, setzte er später hinzu.

Carlen schauerte zusammen und rang die Hände.

„Sei doch ruhig!“ begütigte sie Peter. „Es sind ja zwei Männer, die werden im Regen nicht umkommen!“

„Regen! — Es stürzt vom Himmel wie ein Wolkenbruch! Alle Hohlwege sind Bergströme — der Sturm reißt die Bäume um ...“

„Und Du bist doch glücklich hier herunter gekommen, — — so werden sie sich auch helfen, — giebt es doch Felshöhlen und Klüfte genug — — — Ha!“ rief er aufhorchend aus. „Das war ein Nothschuß! — Herr Gott — — ein Schiff in Noth! — Wenn das Claus Billerbeck wäre ... noch einer! Das kann nicht von demselben Schiff sein, ... das war viel näher!“

Es war keine Täuschung. Das Brausen des Sturms hatte einige Augenblicke nachgelassen, und während dieser stillen Minute waren zwei Kanonenschüsse erschollen, der eine dumpf aus der Ferne, der andere viel näher.

Die Magd trat mit einem Pack trockener Kleider ein; Carlen ging mit ihr in die Küche, um sich am warmen Heerde umzukleiden.

Die Nacht kann wahrhaftig Unheil bringen von allen Seiten, dachte Peter, unruhig in der Gaststube auf- und abgehend.

„Wenn Billerbeck mit dem armen Weibe auf der See ist... hat er sie von Christiansund hergeholt, so kann's gerade so sein — der Wind stand günstig... der Alte kommt vielleicht in der Nacht zu Schaden — Erik kann auch ein Unglück haben — arme Halgar, — sollst Du Deine Heimath so wieder sehen — dann wäre Dir beinahe besser, Du wärest bei dem Wetter in See und kämest an kein Ufer mehr. — Gott verzeih mir die Sünde!"

Jan riß eilfertig und bestürzt die Thür auf. — „Herr", rief er, „die Nothfeuer brennen! Thal ab, nach dem Strand zu!"

„Dacht ich's doch, — es ist schon Unglück geschehen! — Jan! Und wenn das Wetter zehnmal so toll wäre! Hinunter müssen wir! Wenn die Nothfener brennen, muß Alles helfen! Auch der Stallbub soll mit. Die Weiber mögen das Haus hüten; wir wollen fort!" —

Jan schoß wieder hinaus. —

„Wir müssen nach dem Strand hinunter!" rief Peter durch die Thür Carlen und der Magd zu; „die Nothfeuer brennen; es muß großes Unglück sein. — Wahrt Ihr indeß Haus und Hof." —

Peter, Jan und der Stallbub mit Seilen, Stangen, Aexten versehen, machten sich hinaus in die Finsterniß des furchtbaren Wetters.

„Gott behüte Euch!" riefen die Mädchen ihnen nach. — Im nächsten Augenblick umhüllte sie die dichte Finsterniß. Da flammte auf einmal wieder der ganze Himmel in Feuer auf. Die Mädchen kreischten laut, denn es war, als ob das Haus

selbst in Flammen stehe; sie sahen die Männer noch einmal, wie sie eben im Gebüsch verschwanden, dann verschlang sie die schwarze Nacht. Zugleich erdröhnte ein dumpfer, furchtbarer Knall, als ob die Donner aus Wolken und Erde zugleich krachten; der Boden zitterte, daß das Haus in seinen Grundfesten bebte, alle Fenster klirrten und die Thüren aufsprangen. Mit dem Ruf: „Jesus, erbarme Dich!" sanken die Mädchen in die Knie.

Neuntes Kapitel.

„Herr Gott!" war Eriks einziger Schreckens- und Hülferuf, als er fühlte, daß er mit plötzlichem Ruck in die furchtbare Tiefe hinabstürzte. Er that einen unwillkührlichen Griff nach den Fichtenbüschen in den Felsspalten, an denen er vorbeisauste, doch nur ein Zweig blieb in seiner Hand; die Felswand schien wie ein grünschwarzer Schimmer in Blitzesschnelle an ihm vorüberzugleiten, Himmel und Erde wurden wie ein blauer Flammenblitz vor seinen Augen.

Das war die Erscheinung zweier Sekunden; der Athem verging ihm, seine Sinne schwanden, er fühlte nur noch einige dumpfe Schläge und Stöße, — dann war es finstere Nacht um ihn. — Ob Minuten, ob Stunden, er wußte es nicht! Er erwachte nur von einem heftigen Schmerz und öffnete mühsam die schweren Augenlider. Da sah er sich, mit einer Durchzuckung von Freude und Grausen zugleich, über dem Abgrund hängen, wie zuvor. Im ersten Augenblick wußte er nicht, ob er wache oder träume, ob er noch auf der Erde sei, oder jenseit. Doch schnell kehrte ihm jetzt die Besinnung zurück. Er erkannte den Fels, der unabsehbar über ihm hinaufragte in das Blau des Himmels, und unter sich das

Meer in entsetzensvoller Tiefe. Eidervögel umschwärmten ihn mit heiserem Geschrei und sausendem Flügelgeräusch.

„Gott, mein gnädiger Vater, Du hast mich gerettet!“ betete er aus dankbarer Brust. Doch schon im nächsten Augenblick schauderte er zusammen. „Wie komme ich von hier wieder hinauf?“ Dieser Gedanke durchzuckte mit eisigem, lähmendem Erstarren seine Brust. Er warf den Blick aufwärts; sein Auge spähte das Seil entlang. Er sah das Ende desselben nicht, auch nicht den Gipfel des Felsen; doch erblickte er wohl funfzig Ellen über sich dessen Ausbauchung, und das Seil streifte darüber hin. Es mußte sich oberhalb festgeschlungen haben. — Sein besonnener Blick erkannte jetzt seine Lage vollständig. Der Felsvorbug war ungefähr so hoch über ihm, wie zuvor unter ihm. Daher mußte er eine Thurmhöhe, über hundert Ellen mindestens, gefallen sein. Wie war der Sturz in den Abgrund gehemmt worden? Nur zweierlei erschien ihm als möglich, daß der Baum gebrochen und im Querfallen in einem vorragenden Gebüsch hängen geblieben, oder daß das Seil zerrissen war und sich irgend wie im Gezweig verschlungen habe.

Ich bin gerettet für den ersten Augenblick, dachte er, doch, wird das Seil fest gehalten? Kann der Zweig, an dem es hängt, nicht eingeknickt sein? Kann er nicht in jeder Minute brechen? — Und wenn ich hier festhänge, wie wird mir Rettung? Ehe Jakob Hülfe und die Rettungsmittel heranschafft, vergeht die Nacht! —

Bei diesem Gedanken erst empfand er die Qual der scharf einschneidenden Riemen, die durch den Sturz aufs Aeußerste gestiegen war. Jetzt erst fühlte er den Schmerz des durch den gewaltigen Ruck und durch das Hinstreifen am Felsen verwundeten, zerschlagenen Körpers, den er, je mehr er zur Besinnung kam, wie völlig zermalmt empfand. Und haben sie denn Seile, die bis so tief reichen? Können sie sie über

die Ausbauchung herablassen? Wähnt Jakob nicht vielleicht, ich liege zerschmettert im Meere und es kommt gar Niemand mich zu holen? — Muß ich hier unter der Höllenpein dieser Schmerzen verschmachten? — Bei dieser Ahnung erstarrte das Blut in seinen Adern. Er griff hastig, fast unwillkührlich nach seinem Messer, — Gott! — er hatte es im Sturz verloren! — Er konnte sich nicht einmal losschneiden, um seine Qual zu enden, und die Riemen hangend allein zu lösen, war unmöglich! — —

Der kalte Todesschweiß der Angst trat auf seine Stirn. „Gott im Himmel, hast Du mich verlassen!“ rief er verzweiflungsvoll aus und rang die Hände.

In diesem Augenblick rollte der erste ferne Donner dumpf, aus weiter Ferne her, über die See, die noch regungslos in tiefem Blau dalag. —

Erik starrte hinunter. Es dünkte ihm plötzlich ein Labsal, eine Wonne, die ewige Seligkeit, augenblicks hinabzustürzen in die Tiefe; in der kühlen Fluth diese Höllenqual mit einem Schlage zu enden!

Er sah mit den verzerrten Zügen eines Verzweifelnden nach dem Meeresrande hinüber, wo düstergraue Gewitterwolken sich sammelten, vom sinkenden Strahl der Sonne röthlich angeleuchtet.

O Gott! Wie lange kann es noch dauern, bevor das Wetter herauf zieht, und es möglich wird, daß ein Blitzstrahl mich erschlägt und erlöst! rief es angstvoll in seiner Seele.

Der Körperschmerz begann die Folterqual der Seele zu übersteigen. Es war ihm, als schnitten stumpfe Messer in seine Glieder, da wo die durch den Sturz gewaltsam angezogenen Riemen sie einschnürten. Er wand sich wie ein Gekreuzigter.

Da streifte eine Eidergans mit breitem Flügelschlag, halb scheu, doch nahe an ihm vorüber und fuhr in eine Felsspalte

dicht neben ihm. „Ha! dort ist Rettung!" rief er, haspelte und schwang am Seil, bis es in Bewegung gerieth und ihn vor die Spalte schaukelte. Er faßte ein Birkengebüsch, das die dünnen Zweige aus einer Felsritze niederhing, zog sich glücklich an den Fels und kroch in die Spalte. — Hier ließ wenigstens der Höllenschmerz der einschneidenden Riemen nach. Doch eine andere Qual begann. Nur ganz zusammengekauert mit eingezogenen Knieen konnte er in der Spalte sitzen, so niedrig war der Eingang; gleich dahinter erweiterte sie sich. Zwei Spannen weiter und er hatte wenigstens ein bescheidenes Lager, über das er aus den Dunen in dem Nest, welches der Vogel im Hintergrunde gebaut hatte, einen weichen Teppich breiten konnte. Aber diese zwei Spannen der Felsverengung waren eine unüberwindliche Kluft. Keuchend, mit zusammengepreßter Brust, ohne die Arme regen zu können, saß er in dem Felsenspalt und blickte über das weite, weite Meer hin in den tiefen Abgrund hinab. Die See lag silbern wie ein lächelnder Spiegel unter ihm; der Himmel wölbte sich darüber wie ein blauer Krystalldom; die Sonne warf den glühenden Schimmer des Abendroths über Aether und Wellen hin.

Es war ein zauberischer Anblick! Doch Erik empfand ihn, als sähe er den Schlund der Hölle vor sich. Diese schöne Welt — sie lag vor ihm, wie die unerreichbare Frucht vor dem Verdurstenden!

Nur das dunkel brauende Gewitter in Nordwest grüßte ihn mit einer schauerlichen Hoffnung!

„Kein Boot in See! Kein einziger Fischer auf dem Fang!" rief Erik mit dem Jammerton der Angst. „Es wäre doch möglich, daß er dich sähe in der furchtbaren Höhe, vielleicht in der Abendstille deinen Nothschrei hörte!"

„Ahoi!" rief er, als wollte er seine Brust zersprengen.

Der Laut verflog in der unabsehbaren Oede und Weite, wie die Flocke eines Federchens, das ein Eidervogel verlor.

Nichts Lebendiges sah Erik vor sich; nur das eine Segelschiff, das er schon von oben gesehen, und ein zweites noch ferneres daneben. „Eben so leicht könnte man mich aus dem Monde sehen und mir helfen, als von dort!“ rief er aus.

Doch wie erschreckend über sich selbst, faltete er die Hände und dachte fromm:

Ein Auge sieht dich doch, und ein Arm kann dir helfen, noch von weiterer Ferne her!

Thränen rollten über sein Angesicht; ein milder Anhauch des Trostes drang in seine Seele. — —

Das Wetter zog näher. Ein abendlicher Lufthauch erhob sich. — Das Meer kräuselte sich in kleinen Wellen. Gewölk deckte die Sonne.

Erik konnte die Qual der zusammengepreßten Brust nicht mehr ertragen. Er faßte das Seil, schwang sich wieder hinaus und hing abermals über dem Abgrund. Jetzt lag dieser schon grau unter ihm, kaum absehbar; die Dämmerung begann. In flatternden Schaaren kehrten die Eidergänse heim zu ihren Nestern; ihre Zahl wuchs zu Hunderten. In jedem Felsspalt ein Nest! Schätze waren hier gehäuft, um drei Höfe zu kaufen! Erik sah es mit stumpfem Auge. Was halfen sie ihm jetzt! — Das scheue Geflügel bot die einzige lebende Geselligkeit in der schauerlichen Oede und Stille! Es lag ein bitterer Hohn und doch ein Trost darin!

Der Donner rollte näher, öfter; der helle Himmel im Westen war nun auch grau und schwarz eingehüllt; Blitze leuchteten durch das Gewölk. Im Osten nur duftete noch das reine Blau. Leise schwebte der Mond über die Wellen herauf.

Eriks Wehmuth und Sehnsucht wurden unbeschreiblich bei diesem Anblick. Gestern noch hatte er an Carlens Seite im milden Mondenschimmer gesessen! — Und doch überwog

die Körperpein bald wieder die der Seele, und die immer schärfer einschneidenden Bande drängten den Elenden wieder in seine Felsschlucht zurück.

Jetzt erhob sich der voransausende Vorbote des Ungewitters, der Sturm! — — In wenigen Minuten war der ganze Himmel in Wolken gehüllt, der Mond tief bedeckt. —

Die Flügel der Finsterniß legten sich dicht über Erde und Meer! In breiten Schaumflüssen rollten die Wogen auf. Die Brandung tobte drunten an dem Fels. Droben umfegte ihn der Sturm mit donnerähnlichem Sausen und heulte durch die Spalten. Die fahlen Blitze warfen immer nur ein bleich zuckendes Licht über das finstere Schreckensgemälde. — Da borst der Schooß der Wolken und die Regenströme schossen zischend herab. —

Erik in der Felsspalte, athemlos zusammengekauert, fast erstickend, konnte die Qual nicht länger ertragen. Wiederum schwang er sich am Seil hinaus über den finstern Abgrund, der jetzt nur mit dem bleichen Schaum bis zu ihm hinauf leuchtete.

Anfangs labten ihn die kalten Regenströme erfrischend; seine dürstende Zunge lechzte nach den Tropfen. Der Sturm faßte ihn und schleuderte ihn hin und her. In zwei Minuten war er so durchnäßt, als sei er in die See gestürzt. Die Riemen weichten auf, zogen sich länger und schmaler, und schnitten dadurch immer schärfer. Der Schmerz schüttelte ihn wie im Fieber, er wimmerte, er kreischte laut auf in seiner Angst! Doch der Sturm um ihn her überheulte seinen ohnmächtigen Jammerlaut. Nach wenigen Minuten schon überwand der grimmige Schmerz jede Kraft seines Willens und er suchte die Qual der Zusammenpressung im Fels wieder als Linderung auf. Allein auch diese hatte die Kräfte des Unglücklichen schon zu sehr erschöpft. Er konnte sie nur

Minuten lang erdulden. So jagte ihn die Folterangst von Wechsel zu Wechsel.

„Nur mein Messer! mein Messer!“ ächzte er. — Er biß mit den Zähnen krampfhaft in das Seil, in der Hoffnung, es zu zerreißen und seiner entsetzensvollen Lage durch den Sturz in die schäumenden Wellen der Brandung ein Ende zu machen. Vergeblich! Er suchte sich hinab zu beugen, um die aufweichenden Riemen um Schenkel oder Arme mit den Zähnen zu packen und sie in Stücke zu zerren. Sein Mund erreichte sie nicht! — Dabei trieb ihn der Sturm wie einen Ball an der Felsmauer hin und her, und nur im unwillkürlichen Lebenstrieb wehrte er mit den Händen das scharfe Anschlagen an die Felsecken ab. — —

Wiederum hockte er jetzt ächzend in der Felsspalte. Das Gewitter war nunmehr dicht über und rings um ihn. Der Donner rollte krachend an der Sturmmauer hin, die aufflammenden Blitze verwandelten Himmel und Wasser auf Augenblicke in ein Feuermeer. Da sah er die vom Sturm herangejagten Schiffe ganz nahe. Sie trieben, völlig auf die Seite gelegt, steuerlos, mit halb zertrümmertem Mastwerk. Er konnte beim Blitzleuchten jedes Gestänge unterscheiden. — Seine eigene entsetzensvolle Qual ließ ihm keinen Sinn für die Gefahr derer dort unten. Die Nothschüsse donnerten herauf. Sie schlugen stumpf an sein Ohr. — Ein Boot war ausgesetzt und tanzte wie eine schwarze Nußschaale auf der feuerüberströmten Schaumfluth. Erik konnte die Menschen darin zählen. „Ach, sähe Einer mich!“ jammerte er laut. — Ein grausenvoller Neid auf die dort unten, die die See verschlingen würde, riß ihm durch die Brust. — Es faßte ihn an wie wirbelnder Wahnsinn. —

Noch einmal warf er sich an dem Seil hinaus über die Tiefe; er wollte versuchen, sich die Stirn am Fels zu zerschellen. Die Pein preßte ihm ein verzweifelndes Angstgeheul

aus. Er schwang sich abwärts mit dem Kopf gegen die Felsklippe; der dumpfe Schlag betäubte ihn halb. Da rissen sich plötzlich die Wolken auf wie ein feuriger Höllenrachen; ein schwefelloher, von zackigen Blitzen durchkreuzter Feuerstrom goß sich über Himmel und Meer; sie lagen da, ein wogender Flammenspiegel bis zum äußersten Horizont. Die Sturmmauer war mehr als tageshell angeleuchtet bis zur Brandung hinunter. Das Boot unter Eriks Füßen stürzte von der Spitze einer Woge tief in den Wasserstrudel. Ein Blitzstrahl schmetterte in das Schiff. Ein Krachen erscholl, als zerberste die Erde; alle Donner brüllten nach, der Fels dröhnte, es war, als sollten die Berge ins Meer stürzen. — Da schwanden Eriks Sinne völlig; ein willenloser Leichnam blieb er das Spiel des Sturmes und aller empörten Elemente. —

Zehntes Kapitel.

Es war Johannistag und Sonntag. Die Sonne schien so warm aus dem blauen wolkenlosen Himmel, alle Berge waren mit grünen Matten und Büschen bedeckt, der Schnee leuchtete nur noch auf den höchsten fernen Kuppen, von denen er nie wegthaute. Glockengeläut tönte von der Kirche her durch die heilige Stille herüber.

Das Gotteshaus lag eine Viertelstunde von der Schenke auf einem grünen Hügel, der sich mitten im Thal sanft erhob, wie auf einen Rasenteppich hingestellt. Das uralte seltsame Gebäude mit seinen vielen Spitzdächern und Thürmen ruhte auf einem felsenfesten Unterbau von den dicksten Mauern, noch durch schräge Strebepfeiler gegen die wilden Stürme geschützt. Dennoch sah es so friedlich, so fromm einladend

aus; sein fester Bau drückte gleichsam festen Glauben und Vertrauen bildlich aus.

Peter Alf und seine Hausleute, alle in Festkleidern, Bibel und Gesangbuch in den Händen, traten aus der Thür.

„Kommt, kommt, Kinder! Seht, da kommen auch schon die Brautzüge zwischen den Bergen hervor!"

„Ist das der Wagen des Bischofs von Drontheim?" fragte Jan und zeigte auf einen Wagen, der den Weg nach der Kirche nahm.

„Ja wohl! Er selbst will die Paare einsegnen!" —

„Das ist eine Ehre!" rief die Alt-Magd Frederike staunend aus.

„Wohl! Wie aber hat sich auch Gottes Gnade sichtlich kund gethan an denen," setzte Anna hinzu, und zeigte mit der Hand hinüber.

„Ja, es war ein Gottesgericht, eine Gottesschickung!" sprach Peter Alf fromm und faltete die Hände.

„Wenn ich da hinüberblicke, wo sonst der schwarze Schlott hervorragte," fuhr er fort und zeigte dahin, „es geht mir immer ein ordentlicher Andachtsschauer durchs Herz."

„Ja," sagte Jan, „daß der böse Bube, der Jakob, dort seinen Lohn finden mußte unter den Trümmern des einstürzenden Felsens! Wenn ich noch an den Knall und das donnernde Krachen denke!"

„Und daß," sprach Peter Alf und stand still, „gerade der alte Wahnsinnige, — nun der Himmel hat ihn ja geheilt und giebt ihm dazu den Frieden, — wie von Gottes Geist selber dahin getrieben wurde in der schrecklichen Nacht und ihn aus den Trümmern hervorzog! Fast wie damals vor sieben Jahren, als der Schneefall ihn beinahe begraben hätte. Und er hat die Warnung Gottes doch nicht geachtet!"

„Es war nur gut, daß wir Alle sein Geständniß im Sterben noch hörten!" setze Jan hinzu.

„Und," fügte Peter hinzu, daß gerad' in derselben Stunde, in derselben Minute vielleicht, der Blitz das Schiff des Lübeckers zertrümmerte! Mein Tag werde ich's nicht vergessen, wie wir am andern Morgen bei der Ebbe die Leiche in den Strandklippen fanden! Ja, die Blitze hat Gottes eigene Hand geschleudert!"

„Im ganzen Thal wird's Keiner vergessen!" sagte die Alt-Magd Frederike fromm. „Heiliger Gott, wie bis hierher Haus und Boden zitterten, als der Felsen dort zusammenbrach — wir warfen uns auf die Knie, denn wir dachten, es sei das jüngste Gericht!"

„Unser Herrgott richtet zu jeder Stunde und sein Auge wacht überall," versetzte Peter. Es ist, um immer wieder in die Knie zu sinken! Das Boot, die Nußschaale, worin der wackere Billerbeck mit der Halgar schwamm auf dem tobenden Meer! kein Mensch hätte einen Grashalm geboten für ihr Leben. Aber als ob die Engel Gottes selbst es trügen, kam es doch ans Land!" —

„Wir dachten alle, das Feuermeer würde Erde und Himmel verschlingen," sagte Anna.

„Und es erleuchtete doch nur die Wege Gottes," fiel Peter wieder ein. „Nur bei dem Blitz, dreimal heller als der Tag, konnte die Halgar sehen, daß am Felsen ein Mensch hing! — Und Gott selbst mußte sie erleuchten, daß sie ahnte, wer es sein könne!" —

„Nun, das konnte sie wohl wissen, das kein anderer als ihr Bruder Erik so verwegen gewesen wäre!" fuhr Jan dazwischen.

„Schweig! schäme Dich, Jan!" antwortete Peter ernst. „In der Stunde hat Gott Alles selbst gethan! Wer hat dem alten Westeräs das Licht wieder in seinem Kopf angezündet, als er die Tochter wiedersah?"

„Freilich, Alles durch unsers Herrgotts Hand," sagte der Knecht beipflichtend, „ich meinte es auch nur so!"

„Wahrlich!" fuhr Peter wieder fort, „Seine Hand durfte uns nicht verlassen, als wir es unternahmen, den Erik hraufzuholen von einer Stelle, wo noch kein Mensch geathmet hatte! — Ich habe noch immer Schwindel und Grausen, wenn ich an Alles das denke! Wie das drinnen in der Stube bei uns aussah!" Er deutete zurück auf das Haus. „Der Erik halb todt heraufgezogen, — der Jakob mit zerschmetterten Gliedern in Todeszuckungen — der alte Westeräs, der da weinte wie ein Kind" —

„Ja, das war das Rührendste," fiel die Magd Anna ein und die Thränen standen ihr im Auge, „wie der alte Vater seine Tochter wiedererkannte und es ihm mit einem Male wieder hell wurde! Wir weinten ja alle mit, als sollten wir zerschmelzen, und fielen auf die Knieen!"

„Kinder!" rief Peter aus, „unser Haus hat Wunderbares gesehen! Es ist geheiligt worden! — Mir ist unsere Wohnstube jetzt immer wie die Kirche selber! — Aber es läutet schon wieder; geht vorwärts, daß wir nicht zu spät kommen." —

So schritten die wackern, frommen Thalbewohner an dem grünen Wiesenplatze vorwärts nach der Kirche hinüber. An dem großen Weg hielten sie an, weil erst die Brautzüge mit den beiden Paaren vorbei mußten. Westeräs, der milde Greis, dem der Dank der tiefsten Seele aus den freundlichen Augen schaute, ging mit dem Pfarrer voran. Dann folgten die Brautpaare. Der wackere Claus Billerbeck, der Halgar als Braut heimführte, welcher er schon so lange Beschützer und Helfer gewesen war. Hinter ihnen Erik, noch bleich, fast schwankend auf den Füßen (er hatte lange krank gelegen), aber mit Seligkeit leuchtenden Augen, die lieblich verschämte Carlen am Arm, der die blonden Locken

um die Schultern fielen. — Daran schlossen sich die Andern; der Bischof von Drontheim harrte schon in der Kirche am Altar.

Jetzt mischte sich das Glockengeläut mit dem feierlichen Ton der Orgel. Unter frommem Choralgesang zogen die Thalbewohner in die Kirche. Die Paare traten vor den ehrwürdigen Bischof. Er sprach ins tiefste Herz; denn seine Rede gab nur das einfach schlichte Zeugniß des Geschehenen. —

Und als er schloß mit den Worten: „So betet an, den allschirmenden, allwaltenden Gott und verehrt ihn auch in seinen dunkelsten Wegen," sank er selbst aufs Knie und die ganze Gemeinde mit ihm, und in Aller Herzen war nur ein Gebet, das des heißen Danks für solche Fügung Gottes!"



Eine Fügung Gottes.

II.

Erstes Kapitel.

Zwei junge Landleute gingen durch einen norwegischen Fichtenwald, auf einem wenig betretenen, aber doch fahrbaren Holzwege hin.

„Kommst Du nicht mit auf die Schenktenne, Erik?" fragte der Aeltere. „Es wird wieder lustig hergehen, hat Peter Alf gestern Abend meinem Vater gesagt. Dein Vater und Deine Schwester Halgar haben auch zu kommen versprochen."

„So?" antwortete der Angeredete, ein junger rothwangiger Blondkopf, der nicht mehr ganz Knabe, und noch nicht voll Jüngling war, und sah mit seinen blitzenden blauen Augen achtlos zu dem Frager auf. — „Nein", sagte er nach kurzem Besinnen; „ich gehe bald nach Haus, ich will mir mein Schnallzeug in Ordnung setzen!" —

Mit diesen Worten wandte er sich links, wo ein Waldpfad von dem Wege abging, auf dem Beide bisher zusammen gegangen waren.

„Ach komm doch, Erik", sagte der Andere, der um einen Zoll größer und etwas älter, aber gerade das Gegenbild von der lebensfrischen Offenheit des Jüngeren war. „Komm doch! — Es wird ein guter Grogh getrunken! — Der Lübecker läßt wieder etwas draufgehen!" —

„Ich tanze ja doch nicht! Was soll ich den ganzen Abend dem Lärmen zuschauen!"

„Du denkst an nichts als an Deine Eidervögel, und den Fang an der Sturmmauer, schlag Dir doch endlich die Thorheit aus dem Sinn", sagte der Andere verdrießlich.

„Eine Thorheit, Jakob?" rief Erik lebhaft. „Ich sage Dir, wir könnten reiche Leute werden.. "

„Wenn wir uns nicht die Hälse brechen! Nein, mich verlangt nicht darnach!" rief Jakob halb lachend, halb verdrießlich. „Glaubst Du denn, daß wenn der Fang dort möglich wäre, nicht alle Tage die Eiderfänger dort Jagd machen würden? — Ich rede nicht von uns hier im Thal; da sind nun einmal seit dem Mährchen vom alten Oloff keine rechten Jäger mehr. Aber die Strandjäger von Smölen und von Froyen, von denen in jedem Frühjahr welche hier an der Küste streifen. Die wagen sich auch nicht hinunter."

„Ich möchte es versuchen!" rief Erik muthig, und seine Augen blitzten. — „Aber sag mir doch, was ist denn das eigentlich für eine Geschichte mit dem alten Oloff. Ich bin den Vater wohl zehnmal darum angegangen, und er hat mir immer gesagt: „Laß das gut sein! Das ist noch nichts für Dich!"

„Mir hat's mein Vater eben so gemacht! Ich weiß nur, daß er dort verunglückt ist, und daß die drunten am Strand und am Fiord erzählen, er gehe um auf der Sturmmauer und am Strand." — „Aber komm mit, Erik" brach er ab, und faßte ihn an die rechte Schulter, um ihn von dem Seitenpfade, welchem sich der Knabe zuwandte, abzuziehen.

Erik stand still; doch statt einer Antwort sagte er nur: „Und doch hat uns der Pfarrer immer gelehrt, es sei nichts an allem Spuck, und ein guter Christ solle nicht an dergleichen glauben. — Ich kann auch nicht daran glauben, wenn ich auch weiß, daß sie sich Alle hier davor fürchten. Ich denke immer, sie geben es nur vor, und fürchten sich vor der Sturmmauer!"

„Kommst Du nicht mit?"

„Sollten sie wohl zweitausend Ellen hoch sein, wie letzthin Swen Oeoff der Strandwächter sagte?"

„Meinethalben zwanzigtausend, wenn Du Dir das von dem alten Narren weißmachen läßt! — Kommst Du nun mit auf die Schenktenne oder nicht?“

„Ich mag wahrhaftig nicht, Jakob“ sagte Erik halb gutmüthig, halb verdrießlich.

„Nun so geh Deines Weges“, antwortete Jakob voll Aerger, und versetzte dem gutmüthigen Gefährten, der schon halb entschlossen war nachzugeben, einen Stoß an der Schulter, daß er vorwärts taumelte, und beinahe über eine große Wurzel gefallen wäre, die sich quer über den Weg streckte. Das hatte der tückische Jakob eigentlich in Absicht. Da es jedoch mißglückte, lachte er, als habe er nur einen arglosen Scherz machen wollen, und hub nochmals an: „Erik! Wenn Du mitkommst, verspreche ich Dir nächsten Tages mit Dir auf die Sturmmauer zu gehen; da wollen wir sehen, wie es mit dem Fang geht!“

„Versprichst Du das?“ rief Erik lebhaft, und wandte sich schnell um, seinen Verdruß vergessend, und streckte Jakob die Hand hin.

„So wahr ich Jakob Tromson heiße!“ rief dieser und schlug ein.

Sie gingen mit einander des Weges rechts, dem Gasthause Peter Alfs, des Schenkwirths zu, das kaum hundert Schritte vorm Walde auf einer Anhöhe lag, wo den Abend fröhlich getanzt werden sollte.

Jakob Tromson war über siebzehn Jahre alt, und schätzte seinen Gefährten Erik, der etwas jünger war, sehr gering; aus angebornem, eigensüchtigem Dünkel, und weil er ihn noch als einen Knaben betrachtete, während er selbst sich für völlig erwachsen erachtete. Aber Erik war ihm in Wald und Feld äußerst nützlich; denn einen kühneren, gewandteren Burschen gab es nicht auf zehn Stunden in der Runde. Er unternahm, was kein Anderer wagte; er war ein eben so

kecker Schiffer als Jäger und Felskletterer. Im ganzen Waldgebirg kannte er jeden Weg, jede Felshöhle, jede Klippe. So gab es keinen brauchbareren Gefährten als ihn, wenn Jakob auf Geheiß seines Vaters, der ein sehr wohlhabender Mann war, und ein ansehnliches Gehöft hatte, irgend zur Arbeit in den Wald oder auf die Rennthierweiden hinaus mußte. Doch daß Jakob so in ihn drang, ihn zum Tanze auf die Schenktenne zu begleiten, hatte noch einen anderen Grund, den er verschwieg. Er wußte nämlich, daß Eriks Schwester, Halgar, mit dem Vater dort sein würde, und daß dieser, wenn Erik allein zu Haus war, zeitiger aufbräche. Allein Halgar Westeräs war das schönste Mädchen im Kirchspiel, vielleicht im ganzen Sprengel des Bischofs von Drontheim. Und Jakob, der Sohn des reichsten Bauern, hatte sich in das schöne Mädchen verliebt. Doch Halgar nicht in ihn. Denn, nicht zu gedenken, daß sie ihn noch halb als einen Knaben betrachtete, da sie über ein Jahr älter war, so gab es auch im ganzen Kirchspiel keinen widerwärtigeren Menschen als Jakob. Er hatte einen gehässigen, neidischen, heimlich boshaften Charakter; und seine lauernden Züge, seine tief liegenden tückischen Augen waren das volle Spiegelbild desselben. Schon schlich sich auch, bei seinem bösen Herzen, neben seiner heftig entbrannten Leidenschaft für Halgar, eine heimliche Erbitterung gegen sie ein, daß sie ihn so hochmüthig, wie er meinte, behandele. Sie ist doch ein blutarmes Mädchen, sagte er sich, niedrig denkend. Denn der alte Westeräs besaß zwar einen eigenen Hof, aber er war klein, und es stand viel Schuld darauf, so daß es den Besitzer Mühe kostete, rechtlich durchzukommen. Aber Westeräs war der redlichste Mann und so erfahren und kundig, daß er in der höchsten Achtung stand.

Nicht aus Hochmuth, den kannte das weiche reine Herz der schönen Halgar nicht, wich sie Jakob Tromson aus, wo er

sich zu ihr drängte, sondern es warnte sie ein innerer Schauer vor ihm, — und diese warnende Stimme hatte Recht! —

Schon ehe die beiden Wandernden die letzten Büsche des Fichtenwaldes erreicht hatten, schallte ihnen der lustige Klang der Geige und das fröhliche Geräusch der Tanzenden aus dem Hause des Gastwirths Peter Alf entgegen.

„Horch, wie der alte Stelzfuß streicht,“ sagte Jakob. „Sie drehen sich schon flink im Schleifer!“

Jetzt traten die Wandernden aus den Büschen; das Gasthaus lag dicht vor ihnen. Alle Fenster standen offen, denn es war ein Mai-Abend, wo man die frische Luft schon einlassen konnte, wenn es auch noch etwas kalt war, und auf den höheren Bergen noch überall Schnee lag.

Im Tanzsaal ging es fröhlich zu. Die jungen Paare sprangen und drehten sich lustig; die Alten schwatzten bei der Pfeife und beim Glase Grogh.

Jakob und Erik traten ein. Jakob sah sich sogleich nach Halgar um. Sie stand oben im Saal neben einem schlanken, keck blickenden jungen Mann in sauberer Schiffstracht. Er war kein Einheimischer; man hieß ihn den Lübecker, weil er mit einem Schiff unter Lübecker Flagge im Fiord lag. Sein Name war Curt Strombeck. Seit das Meer offen war, hatte er schon Anker geworfen; er wollte eine volle Ladung Kabliau haben. Das war, was man von ihm wußte. Aber man dachte noch so allerlei über ihn. Sein abentheuerlich eigenes Ansehen und sein Betragen hatten Anlaß dazu gegeben. Er trug sich halb wie ein Soldat, halb wie ein Seemann. Ein Stutzbart auf der Oberlippe, ein kurzer Bart ums Kinn, gaben ihm das Ansehen eines Kriegsmannes. Auch hatte er fast immer den Säbel an der Seite. Der Hut mit einem breiten Bande und Federn geziert ließ auch mehr kriegs- als seemännisch. Sonst trug er sich, wie die meisten Schiffskapitäne pflegen, in feinem blauen Tuch; eine

kurz gestutzte Jacke, weite Beinkleider, eine stattliche Binde um den Leib. —

Sein Auge blitzte nur so unter der hohen Stirn hervor, die von den schönsten braunen Locken geziert war; und die fein gekrümmte Nase, die perlweißen Zähne machten ihn zu einem wirklich schönen Mann. Am meisten aber galt er, bei den Mädchen vorzüglich, durch sein entschlossenes und doch zierliches Wesen. Sie hätten alle gern mit ihm getanzt, und beneideten Halgar, die er gewählt hatte.

Man dachte denn so Mancherlei über ihn, und sehr Verschiedenes. Der Eine meinte: „Das ist ein verwegener Abentheurer! Wer weiß, was der schon in seinem Leben durchgemacht hat, und noch durchmachen wird!“ — Der Andere meinte: „Das ist ein Mann! Dem sieht der Muth aus den Augen! Der ist gemacht für Sturm und Wetter auf See und Land!“ — Die Mädchen aber dachten: „Das wäre wohl Einer, von dem wir uns wählen ließen!“ —

Nicht so die Väter! Sie waren auch Männer, die die See kannten; aber mehr Fischer als Schiffer. Sie kreuzten kühn durch die Skären und ihre Brandung, aber sie gingen nicht weit von der Küste hinweg in ferne Länder. Das Land war und blieb doch ihre Heimath, wenn auch die See für Viele die Beschäftigung gab. So dachte auch der alte Westeräs, Halgars Vater. Leute, die, wie der Lübecker, Hunderte von Meilen über See gingen, Monate lang von der Heimath entfernt blieben, oder vielleicht gar keine hatten, galten ihnen für abentheuerliche Umherstreicher, denen man nicht weiter trauen dürfte, als man sie sehe. Und, einmal die Anker gelichtet, wer konnte wissen, wohin sie ihre Fahrt richteten?

Daher sah er es nicht gern, daß der Lübecker sich von der ersten Zeit an, wo er im Fiord Anker geworfen hatte, so emsig zu seiner Halgar hielt. Er sah es um so weniger gern, je lieber das Mädchen es zu sehen schien. — „Daraus

kann doch nichts werden," dachte er, und hatte es auch zuweilen wohl bezüglich in Halgars und des Lübeckers Gegenwart angedeutet. Allein was verfängt das der Jugend! — Sie tanzten darum doch fast immer mit einander; und heut wieder kam der Lübecker gar nicht von ihrer Seite.

Mehr noch als Westeräs darob sorgte, verdroß sich Jakob darüber. Eben war er quer durch die Tänzer zu Halgar hinübergegangen, und sprach etliche Worte mit ihr. Diese sah ihren Tänzer den Lübecker an; und der zog einen seltsam lächelnden Mund. Westeräs konnte zwar nicht hören, was sie sprachen, aber er merkte, daß Jakob eine Antwort erhielt, die ihn bitter verdroß. Denn er kniff die scharfen Lippen zusammen, und schoß halb seitwärts einen bösen Blick auf Halgar. — Dann wandte er sich um, und gleich darauf schwenkte er ein Mädchen im Tanz, die bis dahin still auf der Bank, die für die Zuschauer um den Saal lief, gesessen hatte.

Erik war sogleich beim Eintritt zu seinem Vatter gegangen, der ihn freundlich aber verwundert willkommen hieß mit den Worten: „Wie bist Du darauf gerathen, mein Jung', hierher zu kommen?"

„Der Jakob hat mir so zugeredet!"

„Der Jakob?" fragte Westeräs erstaunt, und summte ein langes „Hm!" vor sich hin.

Er wiederholte es noch länger, als er gleich darauf sah, was zwischen Jakob, Halgar und dem Lübecker vorging.

Erik hatte indessen auch eine Gesellschaft gefunden, die ihm lieb war. Es war die kleine Carlen, Jakobs Schwester; gerade so offen und freundlich, wie er versteckt und mürrisch; so blondlockig wie Halgar braunlockig; aber nicht so alt wie beide, sondern erst zwölf Jahre. Für Erik ein Alter, das ihm viel lieber war als achzehn! —

So verstrich diesen beiden der Abend auch recht froh,

obwohl sie nicht mittanzten; das verbot ihnen als Kindern die Sitte noch.

Erikson Westeräs schwatzte mit seinen Nachbarn; besonders mit Clas Tromson, Jakobs Vater, einem ächten norwegischen Biedermann. Sein lang summendes „Hm“ wiederholte er Westeräs noch oft, wenn er diesen Abend Jakob unter den Tänzern ansah, und dann auf den Vater blickte. „Als ob dem wackern Alten ein Kukuksei ins Nest gelegt worden wäre!“ dachte er, wenn er sie beide verglich.

Zweites Kapitel.

Der Lübecker wurde immer fröhlicher und munterer! Er hatte schon etliche große Kannen Grogh spendirt, und ließ immer neu füllen und einschenken.

„Rührt Euch, Peter Alf,“ sagte er zum Wirth; „Ihr schenkt zu saumselig ein. Der Rum, den ich Euch vom Schiff geschickt habe muß verbraucht werden. Das ist einmal Sitte!“

Peter Alf und seine beiden Mägde, Anna und die Altmagd Frederike, sammt dem Knecht Jan gingen hin und her auf der Tenne, mit dem blanken zinnernen Kruge. Wo sie ein leeres Glas sahen, mußte es gefüllt werden. Er redete wacker zu im Namen des Lübecker. Die Trinker waren bereitwillig, mancher Schluck wurde genommen und immer rühriger wurden die Zungen. Denn beim Zuviel, wo sie zu lallen anfangen, war man noch nicht angekommen. Das Gespräch schwirrte so laut, daß fast die Geige des alten Stelzfuß Nils Dahl nicht mehr zu hören war, so kräftig und lustig er auch strich. Denn es hatte ihm wenig von seiner Kraft und seiner guten Laune geraubt, daß er vor

Jahren einmal vom Mast gestürzt war, und das linke Bein so arg gebrochen hatte, daß er es mit einem hölzernen vertauschen mußte.

Westeräs hatte es nicht bemerkt, daß Halgar und der Lübecker jetzt nicht mittanzten.

Jakob aber war es nicht entgangen. Er spähte mit seinen grauen Habichtsaugen, die so tief in den Höhlen lagen, in allen Winkeln umher. Er war ganz unruhig geworden, daß er sie nicht mehr sah, und versäumte den Tanz und seine Tänzerin drüber.

Als der Schleifer zu Ende war, schlich er hinaus. Er wollte durchaus wissen, wo der Lübecker mit der schönen Halgar stecke. Im ganzen Hause fand er sie nicht, sie mußte es verlassen haben. —

Draußen war es dunkel geworden; doch der Mond blinkte durch die Spitzen der Fichten. Es war eine Mainacht, aber keine sehr warme! Auch auf dem Platz vorm Hause war, so viel Jakob sich umschaute, Niemand zu sehen. Der Wind strich kalt von den Bergen her, wo noch der Schnee lag.

„Wenn's vierzehn Tage oder drei Wochen später wäre," dachte Jakob, „möchten sie wohl im Gebüsch weilen und lustwandeln. Aber so ist's doch zu unfreundlich!" —

Dennoch war es so!

Der Lübecker hatte die schöne, unschuldige, liebreiche Halgar ganz umgarnt mit seinem Liebesnetz. Sein kühnes, zugleich so gewandtes, einschmeichelndes Wesen hatte das Herz des unerfahrenen Mädchens gewonnen.

Jedes Wort, das er zu ihr sprach, klang ihr so süß! Wenn er ihre Hand sanft drückte, war es ihr, als ob eine milde Flamme ihr das Herz erwärme. Mit süßen Worten hatte er sie vom Tanz verlockt, ihr den Mantel übergeworfen und sie halb hinausgezogen, zu einem Gespräch, das er mit ihr haben müsse, wie er sagte.

Wohl eine halbe Stunde waren sie im Fichtengebüsch umhergestreift. Was der verwegene Curt Strombeck dem jungen unerfahrenen Mädchen gesagt . . . . was er ihr versprochen — wozu er sie überredet haben mochte . . . . wer weiß es?

Allein eben als Jakob wieder zurück in's Haus wollte, sah er Halgar vom Arm des Lübeckers umschlungen, mit ihm zwischen dem Gebüsch hinstreichen. Eine einzige Lücke, in die der Mond hell hineinschien, hatte sie erkennen lassen.

Leise, wie eine Katze sich um den Taubenschlag schmiegt, — schlich sich Jakob in dem Schatten des Hauses hin. Dann war er mit zwei Sätzen über den mondbeschienenen Rasen zwischen dem Hause und den ersten Gebüschen hinweg, und bald deckten ihn diese. Er war geübt im Beobachten und Lauschen! So schmiegte er sich denn auch ganz unhörbar zwischen dem Tannenbuschwerk hin; er wußte es so behutsam auszubreiten und hindurchzuschlüpfen, daß er keinen Hasen im Lager aufgeschreckt hätte. Bald war er dicht an den beiden Wandelnden, und folgte ihnen wie ihr Schatten. — Dennoch erfaßte er nur Einzelnes von ihrem flüsternden Gespräch, was der Lübecker mit lauterer und rauherer Stimme sprach.

„Habe keine Sorge, du Täubchen,“ sagte er und streichelte Halgar die Wange. „Ich werde nicht mein Lebtag den Rhedern von Lübeck dienstbar sein! Dann können wir auch hier wohnen. — Was hast Du aber für Angst über Meer zu gehen!“

Jakob horchte mit angehaltenem Athem. Halgar antwortete so leise, daß er nichts verstand. Der Wind rauschte auch dazwischen, und sie gingen einige Schritte abwärts vor ihm.

Nur äußerst behutsam konnte er nachfolgen. Er blieb hinter das dunkle Buschwerk geschmiegt, als Beide auf einem vom Monde beschienenen, offenen Fleck still standen. Da sah er, wie Halgar beide Arme um den Lübecker schlang, und

an seinen Lippen hing. „Ach Curt“ hörte er seufzen. Die Küsse des Lübeckers erstickten die andern Worte.

Jakob bebte vor Leidenschaft und Erbitterung. — Also so weit seid Ihr miteinander? dachte er neidisch; darum wirst du so schnöde angesehen?

Er überlegte bei sich selbst, ob er plötzlich hervortreten, oder fortfahren solle, sie zu behorchen. Die Scheu vor dem entschlossenen Lübecker bewog ihn, seinen eifersüchtigen Ingrimm zu überwinden; desto begieriger wurde er, mehr zu vernehmen.

Doch er mußte sich mit dem, was er bisher gehört, genügen lassen, denn das Paar entfernte sich von ihm, und es war ihm nicht möglich nachzuschleichen, ohne sich zu verrathen. So blieb er denn seinen Vermuthungen überlassen, die ihm das Aergste eingaben. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sich aus dem Gebüsch zu entfernen und ins Haus zurückzugehen; auf dem kalten Erdboden hingekauert, lauschte er am Rande einer Stelle, wo sie vorüber mußten, wenn sie wieder in's Haus wollten.

Nach fünf Minuten nahmen sie diesen Weg. Sie streiften dicht an ihm vorbei, als sie zurückkehrten, ohne ihn wahrzunehmen. Er hörte nur Curt sagen: „Du hast mir's geschworen, Halgar!“

Diese schien zu weinen. Jakob richtete sich empor als sie einige Schritte von ihm waren. Er sah, daß sie Arm in Arm dem Hause zugingen; Curt küßte die Wangen Halgars unaufhörlich. Als sie aus dem Gebüsch in's Freie traten, wand sich diese von ihm los.

Sie schritten nun, nebeneinander hingehend, der Hausthüre zu. Auf den Stufen derselben stand der Lübecker still und sah sich um, während Halgar hineinging.

Plötzlich kehrte er um, und ging mit scharfen Schritten auf das Gehölz zu. Er nahm den Weg gerade dahin, wo

Jakob stand, den Kopf zwischen den Spitzen zweier jungen Tannenbüsche.

Dieser stutzte, da er den Lübecker so scharf auf sich zugehen sah. Er dachte: „Sollte er zuvor dich bemerkt haben, oder jetzt sehen?“ Sein böses Gewissen gab ihm ein, sich scheu wieder auf die Erde zu ducken. Doch indem er es that, rief der Lübecker mit fester Stimme:

„Wer da!?“

Jakob schmiegte sich tief unter den Busch und schwieg; er glaubte sicher, daß ihn der Lübecker nicht sehen könne. Der aber hatte ein Auge wie ein Bergfalk. Schon zuvor, als er mit Halgar ging, hatte er argwöhnische Blicke auf einige Spitzchen der Tannenbüsche geworfen, weil es ihn dünkte, daß sie sich leise gegen die Windrichtung bewegten. Als er mit Halgar auf die Treppenstufe getreten war, sah er sich nochmals scharf um, und — das war Jakobs Unstern — nahm ein blitzendes Fünkchen wahr. Es war ein blanker Knopf seiner Pelzjacke, in dem der Mondstrahl sich spiegelte. Daraus schöpfte der Lübecker Argwohn, daß Etwas im Busch stecken müsse, denn silberne oder goldene Nüsse wachsen nicht in den Tannenbüschen, dachte er. Daher ging er gerade auf die Stelle zu, wo er das blitzende Funkeln gesehen hatte, und that den Anruf. — Da keine Antwort folgte, bohrte er mit seinen Adleraugen in das Dunkel des Gehölzes. Ein kleines Zweiglein bewegte sich, während, da eben der Wind schwieg, alle andern regungslos waren. Das gab dem Lübecker Gewißheit, es müsse ein Mensch oder ein Thier im Holz stecken. Er muthmaßte das Erste, und rief: „Holla, Buschklepper! Heraus! Oder ....“

Jakob, dessen erste Tugend der Muth nicht war, zitterte wie ein Espenlaub, gab aber keinen Laut von sich. Der Lübecker schritt entschlossen ins Holz. Er hatte kaum fünf Schritte gethan, als sein Fuß an den auf dem Boden Gekauerten stieß.

„Hier steckst Du, Hallunke!“ rief er und hatte den Versteckten mit festem Griff am Genick; „an das Licht, Bursch, wer bist Du?“

Er riß den in seinem bösen Gewissen vor Schreck halb Todten empor.

Doch stammelte Jakob: „Was wollt Ihr von mir? — Ich thue Euch ja nichts!“

„Was steckst Du hier im Busch? — Wer bist Du! — Ich will Dein Angesicht sehen!“ war die Antwort des Lübeckers, und er riß den sich Sträubenden in das helle Mondlicht. Erst jetzt erkannte er Jakob. Doch wußte er nur, daß er ihn beim Tanz gesehen, nicht wer er sei.

„Sieh da? Du bist's,“ redete er ihn an. „Wie kommst Du aus dem Tanzsaal hierher? Wie heißt Du, Kreuzspinne!“

Jakob stammelte seinen Namen, ohne einen Grund finden zu können, weshalb er im Gebüsch versteckt sei. Er stotterte nur wiederholt: „Was wollt Ihr von mir — ich habe ja nichts gethan!“

Der Lübecker kannte den alten Clas Tromson; auf Jakob hatte er zuvor nie geachtet; doch jetzt schossen ihm Vermuthungen auf, die ihn auf die rechte Fährte leiteten. Er hatte im Saal mit innerem Spott Jakobs Verdruß gesehen als ihm Halgar den Tanz abschlug .... das gab ihm ziemlich deutliches Licht.

„Höre, Bursch!“ redete er ihn an, und hielt ihn am Kragen. „Zur Kurzweil steckest Du nicht hier im Busch und duckst unter vor mir wie ein ertappter Strauchdieb! Ich will nicht wissen, was Du hier getrieben hast! Aber das sag' ich Dir: Nimm Dich in Acht, Du siehst mir trotz Deiner Armensünderangst aus, wie eine bittergiftige Kröte und Blindschleiche! Bei mir kommst Du aber an den Rechten! Ich zertrete Dich wie einen Wurm, wenn Du Gift zu sprützen versuchst! Das sage ich Dir, hast Du gehört, was Du nicht hören

solltest, und hast Du gesehen, was Du nicht sehen solltest: so behalt es für Dich! Verlautet auch nur eine Sylbe — so sehe ich Dich dafür an. Dann sollst Du erfahren, wer Curt Strombeck ist! Nicht tausend Ellen unter der See sollst Du vor meiner Rache sicher sein! Hast Du mich verstanden?"

Jakob zitterte an allen Gliedern. Er wagte nicht Ja, nicht Nein zu sagen.

„Du bist mir verantwortlich!" wiederholte der Lübecker nochmals, und packte Jakob so am Kragen, daß dieser glaubte, der wilde Mensch wolle ihn erdrosseln, und ängstlich aufstöhnte.

„Keinen Laut, Du Buschklepper!" drohte Curt Strombeck mit verhaltenem Ton. „Das sage ich Dir aber, habe ich nur ein Fünkchen Verdacht auf Dich, so schaff ich Dich bei mir an Bord, und sollte ich Dich aus dem Bauch der Erde holen! Im untersten Schiffsraum lasse ich Dich mit den Ohren annageln, und Du sollst Martern aushalten, daß .... Nun kennst Du Curt Strombeck! Versuch es nur, ein Wort zu plaudern!"

Damit gab er dem vor Angst an Händen und Füßen Schlotternden noch einen Druck ins Genick, daß Jakob meinte, es sei sein Letztes, wandte sich kurz um, und verschwand im Hause.

Jakob wischte sich den Angstschweiß von der Stirne! — „Ist das ein Drache und Moloch!" stöhnte er. „Ich will mich wohl hüten zu erzählen, was ich gesehen und gehört habe .... Ja jetzt versteh' ich's erst recht, — jetzt kann ich mir's denken! Nur Geduld! Es ist nichts so fein gesponnen, so kommt's doch endlich an die Sonnen! .... Ich werde die Zeit ja abwarten können! — Wer weiß, Jungfer Halgar, ob Ihr doch nicht bald mit mir tanzt. — Es ist noch nicht aller Tage Abend! — Vergessen werde ich's Euch nicht, und

ihm nicht! .... Ihr sollt mir's zuletzt anmerken. Aber denkt nicht, daß Jakob Tromson schläft, wenn er die Augen zumacht!"

Unter diesen Betrachtungen zog er sich seine Pelzjacke wieder zurecht, klopfte sich die Fichtennadeln ab, und ging wieder ins Haus zurück.

Drittes Kapitel.

Etliche Tage später saß Peter Alf in der Nachmittagsstunde gemächlich auf der Bank vor seinem Hause, und blies den Rauch seiner Pfeife behaglich in die Luft.

„Kommt es doch endlich! Nun aber auch mit Macht, das liebe Frühjahr," sprach er wohlgefällig zu seinem Knecht Jan, der die junge, zur Umfriedigung des Hauses angelegte Weißdornhecke, die eben die ersten Blättchen öffnete, beschnitt. „Die Maisonne scheint Einem warm bis ins Herz hinein!"

„Ja wohl, bis in den Magen," antwortete Jan, und steckte, ein Zeichen, daß er mehr an den Magen dachte, als an das Herz, einen großen Bissen seines Haferbrotes in den Mund, das er bei der Arbeit verzehrte.

„Ja, wenn's immer Mai wäre," fuhr Peter Alf fort, „was das für ein Anblick ist! Sieh nur die grünen Saaten, Hügel auf, Hügel ab, und den blauen Himmel über allen Bergen! Die Birke äugt auch schon grün, und die Fichte und Tanne treibt hellgrüne Spitzchen!"

„Da kommt ein Wagen," antwortete Jan, der in der Betrachtung der Landschaft, zu welcher seines Herrn Rede ihm gewissermaßen den Befehl gab, nichts so merkwürdig fand als diesen Umstand. Denn das Andere war alle Tage so,

und blieb sich den ganzen Tag gleich; Wagen aber kamen nur ab und zu.

„Ein Wagen!“ wiederholte Peter Alf gemächlich. „Wahrhaftig, Du hast Recht. Den Weg vom Fiord.“

„Es sind zwei Schimmel vorgespannt,“ sagte Jan, da eben das Fuhrwerk aus dem Schatten des Waldes in eine sonnenbeschienene Lücke desselben vorrückte.

„Zwei Schimmel!“ wiederholte Peter Alf wiederum so gemächlich wie zuvor, „wahrhaftig, Du hast Recht. Wer hat denn zwei Schimmel am Fiord?“

„Swen Deoff, der Strandwächter, hat einen Steinesel,“ sagte Jan.

„Und Niels Dahl, unser Geiger, einen Ziegenbock und ein Holzbein; das ist richtig,“ fiel Peter Alf lachend ein; „die sind es also beide nicht! —— Sollte Olaf Rasmus ein paar Schimmel gekauft haben?“

„Auf dem vorjährigen Markt zu Drontheim hat er zwei Rappen gekauft.“

„Die sind es also auch nicht!“ antwortete Peter Alf sehr ruhig.

Der Wagen, der nur einen Augenblick in einer Waldlücke weiter unten im Thal, das man von Peter Alfs Hause aus weithin überschaute, zu sehen gewesen war, verschwand wieder in dem Fichtengehölz.

„Nun, wir werden ja sehen, wer es ist, wenn sie hier oben aus dem Busch kommen,“ sagte Peter Alf mit Gleichmuth. — „Es ist heut Sonnabend,“ hub er wieder an;

„Und morgen ist Sonntag,“ fiel Jan ein.

„So?“ sagte Peter Alf mit gedehntem Ton, und that einen eben so gedehnten Zug aus der Pfeife.

„Die Heckenscheere ist ganz stumpf,“ antwortete Jan.

„Auf dem Hof steht der Schleifstein,“ versetzte Peter Alf. „Wie warm die Sonne scheint!“

„Hundert fünf und vierzig Species hat er für die Rappen bezahlt," berichtete Jan.

„Wenn wir morgen zur Kirche gehen, Jan, vergiß nicht, zuvor Futter für die Pferde einzuschütten."

„Mittwoch will der Lübecker in See gehen," erwiderte Jan; „Au!" schrie er gleich darauf laut. Er hatte sich mit der stumpfen Heckenscheere in den Daumen geschnitten.

„Paß besser auf!" tröstete Peter Alf ihn, nicht mit allzuwarmer Theilnahme. „Ich glaube, in vierzehn Tagen kommen unsere Kartoffeln heraus."

„Gut, daß sie nicht schärfer war, ich hätte mir den halben Finger weggekniffen!"

„Im vorigen Jahr hatte Jakob Tromson Hopfen und Bohnen gelegt, die . . . ."

„Da knallt schon die Peitsche, sie werden gleich aus den Fichten kommen."

„Ich bin doch neugierig, wem die Schimmel zugehören!" sagte Peter Alf und klopfte seine Pfeife aus. Er war noch nicht ganz damit fertig, als ein zweisitziger Karren mit einem Jungen, welcher Zügel und Peitsche führte, und einen Mann im blauen Tuchkleid und breiten Hut nach Schifferart im raschen Trab auf das Haus zufuhr.

„Claus Billerbeck von Hamburg! So wahr ich Peter Alf heiße," rief er laut und freudig, und eilte dem Ankommenden entgegen. „Grüß Euch Gott, Claus Billerbeck!" wiederholte er beim Willkommen, als das Wägelchen hielt. „Wie trefft Ihr schon zu so früher Jahreszeit bei uns ein!"

„Ich hatte schon im April Geschäfte in Gothenburg, und dann in Christiania," antwortete der Fremde, sichtlich ein Schiffskapitän, indem er dem Gastwirth kräftig die Hand schüttelte, und dann vom Wagen sprang.

„Nun! Seid nochmals herzlich willkommen! Ihr seid seit zwei Jahren nicht hier gewesen!"

„Drittehalb! Im September war es zweijährig, daß ich zuletzt bei Euch vorsprach," antwortete Claus Billerbeck.

„Nehmt Platz, Claus Billerbeck, auf der Bank hier am Hause. Die Sonne scheint gar anmuthig!"

„Ja, das ist Euch Norwegern immer etwas Neues und Seltsames," sagte Claus gutmüthig lächelnd.

„Seltenes wenigstens; haben's lange nicht gehabt, denn im Winter sieht's etwas anders bei uns aus!"

„Uns kommt's öfter vor. Aber es bleibt immer angenehm. Man wird Vieles überdrüssig in der Welt; den Sonnenschein nicht leicht, — freilich, — zuletzt wohl auch!"

„Was habt Ihr denn? Ihr seht, nehmt's nicht übel, Claus Billerbeck, — Ihr seht gealtert aus; nicht mehr so helläugig wie vordem! — Ist Euch etwas zugestoßen?"

Ueber den Worten Peter Alf's war der Gast sehr ernsthaft geworden. „Ich bin auch gealtert; es sind nicht die drittehalb Jahr, aber was ich darin erlebt habe! — Weib und Kind verloren!" sagte er nach einem Augenblick des Stockens mit leiser, weicher Stimme.

„Hm!" summte Peter Alf und faßte seine Hand. „Schon lang?"

„Verwichenen Sommer im Julius starb meine Frau und diese Weihnachten mein Jung! Unser Herr Gott hat's so haben wollen, daß ich allein kreuz und quer über See durch seine Gotteswelt fahre!" setzte er halbseufzend hinzu. „Man muß sich darin ergeben! Aber unser Einem greift's doppelt ins Herz, wenn man nach Jahr und Tag bisweilen heimkehrt, und im Hafen kein Mensch ist, der sich darum kümmert, ob wir wieder mit aussteigen aus dem Schiff, oder nicht!"

„Hm!" summte Peter Alf abermals. „Freilich, freilich! Aber setzt Euch, Claus Billerbeck, — Ihr übernachtet doch bei mir?" —

„Danke, danke — ich wollte nur einmal bei Euch vorsprechen!"

„Aber ein Glas Grogh, hier im Freien?"

„Herzlich gern!"

Sie setzten sich.

„Bring uns einen Tisch heraus, Anna! Hier ist's behaglich. — Erzählt mir etwas Claus Billerbeck. Wir haben noch gar wenig von draußen erfahren, heuer; die Schiffahrt fängt erst an. Es ist erst ein Schiff Mitte Aprils im Fiord vor Anker gegangen."

„Der Lübecker Lugger, die Seejungfer, Curt Strombeck, — ich habe ihn gesehen, und — kenne ihn wohl!"

„Ihr kennt ihn?" Die Magd kam mit dem Tisch. „So, Anna, hier dicht vor uns, und rasch eine Kanne Grogh! — Ihr kennt ihn? Nun sagt mir doch, was fährt er denn eigentlich unter seiner Flagge. Hier ist allerlei Redens über ihn." —

„Hier und überall!" sagte Billerbeck kurz. „Ich habe seine Schiffspapiere nicht untersucht, und hab's nicht nöthig. Ich kenne ihn nur so obenhin! — Geredet wird Mancherlei von ihm. — Aber laßt das! — Was kümmert das uns!" —

„Hm!" summte Peter Alf.

„Horch!" rief Claus Billerbeck und lauschte auf. „Drüben vom Kirchthurm wird geläutet! Wie das lieblich klingt, über das Thal her! — So fromm, so heilig!"

„Der Sonntag wird eingeläutet!" Claus Billerbeck sah sehr ernst, ja wehmüthig aus. Es schimmerte ihm naß in den Augen. „Morgen ist Sonntag!" sagte er nachdenklich. „Ich bin lange nicht in der Kirche gewesen! Hört, Peter Alf, ich will doch bei Euch nächtigen. Könnt Ihr mir morgen ein Fuhrwerk geben? Ich kann das, was ich hier habe, nicht über Nacht hier behalten."

„Gern, gern! Wem gehören denn die Schimmel?"

„Olaf Rasmus!"

„So hat er die Rappen weg gegeben?“

„Ich weiß nichts von seinen Rappen. Aber die Schimmel müssen zurück.“

„Gut, das will ich besorgen. — Ich bin gleich wieder bei Euch, Claus Billerbeck!“ — Peter Alf stand auf und ging in den Hof um das Nöthige zu besorgen, sich die Schimmel genau anzusehen, und bei dem Fuhrknaben sich nach den Rappen zu erkundigen.

Claus Billerbeck blieb allein. — Er sah nach der Kirche hinüber. Das alterthümliche Gebäude ruhte, nach norwegischer Art, auf schweren festen Grundmauern und Strebepfeilern wider die Gewalt der Stürme. Oberhalb stieg es in scharfen, spitzen Thürmchen, mit vielen Ecken und Zacken auf. Die Kirchenfenster waren gothisch gewölbt, doch mehr breit als hoch. So lag es, von grau verwittertem Granitstein, auf einem Hügel mitten im Thal, das jetzt aber im mildesten Grün prangte.

„Das schöne, fromme Geläut! — Seit mein Büblein begraben wurde, hab' ich kein Glockengeläut gehört! — Ja, ich muß in die Kirche. Ich weiß nicht, was mich so dahin treibt und zwingt? Es ist doch sonst nicht so gewesen!“ Er saß nachdenklich, das Haupt in die Hand gestützt.

Peter Alf kam zurück. Er hatte schon eine Kanne Grogh in der Hand. In seiner ruhig behaglichen Heiterkeit setzte er sich zu dem trüben Gast.

„Nun, laßt Euch einschenken. Und gebt Bescheid, Claus Billerbeck. — Vergeßt des Kummers! Stoßt an!“

Claus Billerbeck verscheuchte die düstere Wolke von seiner Stirn und stieß mit dem alten Gastfreunde herzlich an. Bald waren sie in lebendigem Gespräch. — Der Nachmittag ging rasch vorüber; die Sonne fing an zu sinken, und beschien die Kirche und den Hügel, worauf sie lag, mit röthlichen Strahlen. Der Abendwind erhob sich.

„Es wird doch rasch kalt hier bei Euch!“ meinte Billerbeck und knöpfte sich fester ein.

„Im hohen Sommer nicht. Da bleibt's bei uns wärmer über Nacht, als bei Euch. Die Sonne geht ja kaum zwei Stunden unter. Jetzt freilich! So lange die Kerle da drüben die weißen Sturmhauben aufhaben,“ — er zeigte nach den Bergen, — „wird's immer zeitig wieder kalt! Dafür trinken wir auch zu jeder Jahreszeit unsern warmen Grogh. Trinkt aus, Claus Billerbeck!“

„Ihr habt doch wildes Gebirg hier: — besonders rechts vom Fiord,“ versetzte dieser.

„Ihr meint die Sturmmauer! Ja, das ist eine Felsenburg! Sie hält uns aber auch die rauhen Nord- und Nordoststürme ab. Ueber drittehalb tausend Schuh hoch, senkrecht von der See auf. Unten ist nur bei der tiefsten Ebbe vorbeizukommen.“

„Der Felsrand hängt noch über. So arg freilich nicht, wie der schwarze Thurm dort drüben!“

„Der schwarze Schlott, freilich,“ pflichtete Peter Alf bei.

„Heißt der Fels der schwarze Schlott?“

„Ja wohl! Er hängt schräg über die Felsenschlucht herein, durch die der Weg von hier nach der Sturmmauer hinabführt. Wie ein Schlott hängt er über die andern Felsdächer rings hervor; davon hat er seinen Namen!“

„Es sieht aus, als müsse er kopfüber stürzen!“

„Da solltet Ihr ihn erst von der andern Seite sehen! — Doch wird er noch ein Weilchen halten, denke ich.“ —

„Er hat noch viel Schnee!“

„Drüben auf der andern Seite mehr, da liegt das ganze schräge Dach voll — das kann man aber von hier nicht sehen! — Er schmilzt jetzt schon langsam ab; wenn er ganz

herunter ist, haben wir warmes Frühjahr und Sommer wie auf einen Schlag!“ —

„Jetzt habt Ihr aber noch verdammt kaltes,“ sagte Claus und trank seinen Grogh aus, „es ist nicht einmal ein steifer Wind und kühlt doch bis auf die Knochen.“ —

„Wir wollen hineingehen! Im Ofen flackert das Feuer!“

„Ich denke ja; wir setzen uns drinnen noch ein Weilchen zusammen!“ antwortete Claus, und stand auf. — „Hört, Peter Alf — Ihr geht doch morgen in die Kirche?“

„Gewiß; mit dem ganzen Hauswesen.“

„Ich gehe mit!“

„Brav von Euch, Claus Billerbeck.“ Sie gingen ins Haus, schwatzten noch ein Stündchen, dann verlangte der Gast nach seinem Schlafgemach. —

Er ging trübe zu Bette. Er erwachte auch nicht so hell wieder, als der Morgen, der ihm mit blauen Augen und lichtem Sonnenstrahl gerade ins Zimmer leuchtete. — Er hatte lange geschlafen. Im Hause war schon Alles lebendig. Rasch war er gekleidet und lehnte sich ins Fenster. Peter Alf stand draußen vor der Thür, guckte hinauf zu ihm, und grüßte ihn.

„Thee, Kaffe oder Warmbier? Was frühstückt Ihr, Claus Billerbeck.“

„Thee; bin's so gewohnt.“

„Die Anna soll ihn Euch gleich heraufbringen. Wenn Ihr noch mit in die Kirche wollt, in einer Stunde müssen wir gehen.“

„Ihr sollt auf mich nicht warten.“

Anna brachte den Thee. Sie war schon im festlichen Staat, zur Kirche geputzt. Die weiße Haube mit den rothen Flügelbändern, das schwarze Mieder, die weiße faltige Linnenschürze standen dem Mädchen allerliebst.

„Guten Morgen, Herr! Gott sei gelobt am heiligen Sonntag!“ grüßte sie ihn.

Claus Billerbeck dankte freundlich. Es war ihm ganz eigen, weich ums Herz. Er kleidete sich an und rasirte sich; sauberer als jemals. Eine Viertelstunde vor der Zeit war er fertig. Er lehnte sich wieder zum Fenster hinaus. Schon wurde das ganze Thal lebendig. Von allen Seiten, auf den Fußstegen, die durch die Felder liefen, kamen die Kirchgänger aus den verschiedenen Gehöften an. Auf den Fahrstraßen auf Wagen, von den entfernteren Landhöfen. Die Maisonne schien warm, der Himmel hatte kein einziges Wölkchen.

„Das ist ein rechter Feiertag!“ dachte Claus. Er nahm den Hut und ging hinunter.

„Wollt Ihr ein Gesangbuch?“ fragte ihn Peter Alf.

„Gebt her! Dänisch versteh ich ja, und norwegisch ist dicht dabei!“ Er nahm das Buch und blätterte darin.

Es wurde aufgebrochen. Peter Alf mit dem Gast voran, dann die Mägde, der Knecht und der Stallbub.

Das Haus blieb Gottes Obhut überlassen.

Es war ein halbes Stündchen Weges bis zur Kirche. Das Geläut, von dem leisen Morgenwind getragen, begleitete die Wandelnden. — Rings um das Gebäude war der Kirchhof. Claus Billerbeck ging bewegt an den Gräbern hin. Hart an der Kirchthür stießen sie auf Erikson Westeräs mit seinen beiden Kindern.

„Claus Billerbeck!“ rief dieser.

„Westeräs! Ihr seid's!“

Sie schüttelten die Hände. Jetzt erst sah Claus die Tochter an, die hinter dem Vater stand. Er verhüllte sich; sein Auge rollte unruhig, blieb aber fest auf sie gespannt.

„Meine Halgar! Sie war noch halb ein Kind, als Ihr das letzte Mal hier vorspracht.“

Claus Billerbeck reichte ihm die Hand, drückte sie ihm warm, sagte aber kein Wort.

Sie traten in die Kirche. Unterm Gottesdienst verwandte Claus Billerbeck keinen Blick von dem Mädchen: nur daß er oft sein Taschentuch zog, und sich die Thränen trocknete. Er konnte auch nicht mitsingen, vor erstickter Stimme. Peter Alf dachte: „Was er nur haben mag! Freilich, Weib und Kind verlieren, das greift ins Herz. Hab es selbst erfahren! Aber ein so fester Seemann, und so weich geworden! Hätt's doch kaum geglaubt!"

Die Kirche war zu Ende. Peter Alf gedachte draußen noch hie und da mit den Nachbarn zu schwatzen. Aber Claus Billerbeck faßte ihn am Arm, zog ihn halb vorwärts und sagte: „Laßt uns rasch nach Haus, ich habe Eil! Laßt gleich anspannen, ich bitt Euch!"

„Wollt Ihr nicht bis Abend bleiben? Es wird wohl noch getanzt werden auf meiner Tenne!"

„Ich tauge nicht unter die Tänzer und nicht unter die Fröhlichen. — Wenn Ihr zaudert, Peter Alf, mache ich hier am Ende noch ein Aufsehen, so ist mir's ums Herz." — Er zog ihn rasch weiter.

„Aber was habt Ihr denn, so sagt doch . . ."

„Westeräs Tochter . . ."

„Die Halgar? Was ist . . ."

„Sie sieht meiner Liesbeth so ähnlich wie eine Schwester," rief der braune Seemann heftig und brach in lautes Weinen aus. „Ich muß fort, ich halt's nicht aus!"

Nach einer Stunde war er schon wieder auf dem Weg nach dem Fiord hinunter. — Sein Geschäft war beendet; es duldete ihn nicht länger am Land; er mußte auf See. —

Die untergehende Sonne vergoldete seine Segel schon auf hohem Meer.

Viertes Kapitel.

„Was stehst Du denn da, und guckst mit dem Fernrohr nach der Sturmmauer hinauf, Swen Deoff, fragte Nils Dahl, der Stelzfuß, den Strandwächter am Fiord, der vor der Thür des Leuchthurms stand, und das alte, sechs Fuß lange, von seinem Urgroßvater her ererbte Fernrohr über einen Baumast angelegt hatte, und zu der schroffen Höhe der mächtigen Felswand hinaufguckte. „Was willst Du denn da oben entdecken?“ fragte Nils Dahl nochmals.

„Ich wollte nur sehen, ob nicht die beiden Burschen von gestern wieder oben sind!“

„Willst Du nicht lieber sehen, ob die Mäuse da oben herum trabbeln?“ spottete der stelzbeinige Geiger. Ein Mensch da oben auf der Sturmmauer von hier aus gesehen, sieht aus nicht größer wie eine Schiffsratte! Und Du willst wissen wer es ist?“ —

„Du mußt noch nie durch meinen Tubus gesehen haben, Nils, Dummerjan! Damit zähle ich die Knöpfe an Deiner Jacke, wenn Du oben stehst!“

„Mach Du einem alten Matrosen was weiß!“ antwortete Nils. „Glaubst Du, ich hätte nicht in den dreißig Jahren, die ich zur See gewesen bin, durch dreihundert bessere Fernröhre gesehen, als Deine pappdeckelnde Feldschlange hier? Denkst Du, ich weiß nicht was ein regelrechter Schiffstubus heißt?“

„Ja, Eure neumodischen Messingpfeifen, die keine zwei Schuh lang sind, wenn ihr sie auszieht bis auf den letzten Ring! Aber mein Rohr hier, das ist von anderm Schlag!“

„Ja, das wird wohl im hellen Sonnenschein lauter Regenbogen am Himmel scheinen lassen“, spottete Nils.

„Was Regenbogen! Daß es ein bischen blaue, grüne und rothe Ränder um die Schiffe spielen läßt, wenn ich sie am äußersten Horizont aufsuche, das ist kein Unglück. Deßhalb sehe ich doch damit, was kein Kapitän mit seinem Messingkanon sieht. Ich sage Dir, gestern Nachmittag, wo die Luft so recht hell war, habe ich da oben zwei Bursche umher streifen sehen, von denen der eine Tromsons Jakob war, darauf will ich meine neue Tabackspfeife verwetten!"

„Jakob Tromson?" rief Nils Dahl voller Staunen. Nun, den siehst Du heut gewiß nicht dort oben, darauf kannst Du das Abendmahl nehmen! Weißt Du denn nicht, was dem gestern passirt ist?"

„Was denn? Kein Wort weiß ich!"

„Habt ihr nicht den Donnerschlag gehört, als ob eine Pulvermine aufspränge?"

„Ja wohl! — Wir dachten erst ein Schiff in See sei in die Luft geflogen. Aber keine Spur von Feuer oder Feuerschein! — Kein Mensch weiß sich's zu erklären."

„Wir wußten's erst auch nicht — jetzt aber wissen wir's! Der Schnee vom schwarzen Schlott ist in einer Masse herunter gegangen, eine Lawine, wie seit hundert Jahren vielleicht keine vorgekommen ist. Und die hat den Erik Westeräs und Tromsons Jakob ..."

„Hat die beiden erschlagen? Barmherziger Gott", rief der Strandwärter, und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Die müssen g'rad von der Sturmmauer herunter gekommen sein!" Also der andere war der Erik! Der arme, liebe Junge! — Deßhalb hat auch wohl der Lübecker noch gestern Nacht meinen Jungen mit einem Brief zum alten Westeräs geschickt, gerad als er in See stach!"

Nils Dahl, der wie alle Ueberbringer von Neuigkeiten seine Freude daran hatte, sie so gewichtig als möglich zu machen, hatte mit selbstzufriedenem Lächeln die Ausrufungen

Swen Deoffs angehört, als dieser aber den Lübecker nannte, fuhr er ihm ins Wort, und rief: „Was ist's mit dem Lübecker! Ist er fort?"

„Freilich! — Um Mitternacht. — Vor einer Stunde noch habe ich ihn mit meinem Tubus..."

„Was, Tubus" — fuhr der Stelzfuß ihm ins Wort. „Aber weißt Du nichts von der Halgar?"

„Halgar? Westeräs Tochter?"

„Nun wer denn sonst! Heraus mit der Sprache Swen Deoff — und ist sie fort mit ihm? —"

„Mit wem denn, was denn, wie denn?" fragte der Strandwärter, und sah den Stelzfuß verdutzt an.

„Nun, die Geschichten werden immer krauser!" fing Nils an. „Du hast mich vorher mit Deinem dummen Zwischenschreien ganz confus gemacht. Nun laß Dir vernünftig sagen. Der Schnee ist von dem schrägen Dach des schwarzen Schlott heruntergestürzt, gerad als Erik und Jakob in der Felsschlucht darunter weggingen! Er hat sie aber nicht erschlagen! Beide sind von dem Luftdruck, — wir wissen ja, wie es schon bei den Lavinen geht — zu Boden geschmettert worden; etwas Sprützwerk von Eis, Schnee und Geröll haben sie auch weggekriegt. Aber der Erik ist doch frisch auf..."

„Der Junge ist wohl und frisch. — Siehst Du, Nils, da könnte ich vor Freuden..."

„Das Maul halten, und mich ausreden lassen!" polterte der Stelzfuß. „Der Erik kam blutig, kreuzlahm zerschlagen als es schon finster war auf die Schenktenne, und erzählte die Geschichte. Aber der Jakob hatte ein Bein gebrochen, und lag noch am schwarzen Schlott!

„So! so!" brummte Swen Deoff in einem Ton, als wollte er sagen: Nun, an dem ist nichts gelegen!

Nils Dahl fuhr eifrig fort: „Jetzt Alles hinaus, was auf der Tanztenne zwei Beine regen konnte, um den Jakob

heimzuholen, und den Schneesturz zu sehen. Ich war der Einzige, der zurück blieb, denn mit meinem einen Holzgaul fährt sich's im Finstern und ein so weites Stück Weges schlecht. — Wie ich nun so allein saß im Haus, und nichts mehr zu fideln hatte, da schoß mir allerlei durch den Kopf. Ich hatte schon öfters so mein Auge auf den Lübecker gehabt, den verwetterten Seeräuber, — denn das sag ich Dir, Swen Deoff, — ich will mein anderes Bein auch verlieren, wenn der Kerl nicht so ein Stück von Raubfisch ist, — nicht einmal mit einem ehrlichen Kaperbrief."

„So komm doch zur Sache!"

„Ja, so! Ich hatte es wohl bemerkt, daß er immer hinter der Halgar drein schlich, der scharfzahnige Hecht! — Schon vor acht Tagen, als er mit dem Grogh so freigebig war, hatte er immer etwas Heimliches mit ihr. Und den Jakob, der mit ihr tanzen wollte, fertigte er schnöde ab."

„Geschah ihm Recht", brummte Swen. „Gestern waren vollends die Schiffspapiere nicht richtig! — Grogh mußte Peter Alf einschenken, daß Allen die Köpfe rauchten. Immer wieder schnupperte und schmuggelte der Lübecker Hayfisch um den alten Westeräs herum. Und dem war's gar nicht so zu Sinn. Seine Stirn war eine graue See. Die Pfeife schmeckte ihm nicht, und der Grogh gar nicht. Er . . ."

„Schwatz Du und kein Ende, Holzbein! Was war denn aber mit der Halgar vor", fuhr Swen Deoff dazwischen.

„So hab doch Geduld, Du altes Sturmsegel! Willst Du geraden Strichs durch Brandung und Klippen fahren? Laß mich doch laviren! Ich werde schon ankommen . . . Wenn sie abgetanzt hatten, der Lübecker und die Halgar, gleich war er mit ihr hinter dem Kreis, wo kein Mensch hinguckte als ich von meinem hohen Geigerschemel! Das war ein Handanfassen, ein Tuscheln ins Ohr, — und eine Schmeichlerei und Schleckerei —"

„Und was weiter?"

„Mit Eins waren sie beide hinaus, und als der Erik ankam, blutig und halb zerschlagen — die Halgar habe ich nicht gesehen, und es war doch ihr Bruder! Sie war so wenig da wie der Lübecker. Mit hinaus nach dem Schneesturz war sie auch nicht — ich hab's genau beachtet. Wie wir nun so allein im Haus waren, da paßte ich auf, ob sie wieder herein kommen würde mit dem Lübecker — — — sie kam nicht!"

„Das wäre!" murmelte Swen Deoff.

„Nun sagst Du mir hier, daß der Lübecker Deinen Jungen als Boten geschickt hat, mitten in der Nacht an Erikson Westeräs!"

„Wetter noch eins! Das kann was bedeutet haben! — Ich will doch gleich nachfragen. Han! Jung! Laß die Netze liegen", — der Bursch saß auf der Bank vor der Thür nach der Strandseite und flickte ein Heringsnetz, — „komm rasch her!" —

„War denn die Halgar mit dem Lübecker?" fragte Nils.

„Ich weiß nicht! Es war mitten in der Nacht; er pochte ans Fenster und gab mir den Brief und eine halbe Species für den Buben, daß er gleich hinliefe. — Sein Lugger war seit Sonnenuntergang segelfertig; er hatte die Ladung voll. Von hier ist er mit dem Boot an Bord gerudert, wer darinnen war, weiß ich nicht." —

Der Bursch, Han, kam gelaufen.

„Was soll's, Vater?"

„Als Du die Nacht zu Erikson Westeräs gegangen bist — trafst Du ihn daheim? Hast Du ihn gesprochen?"

„Nein! Nur den Erik. Der machte mir die Thür auf." —

„Hast Du die Halgar nicht gesehen?"

„Nein! Die muß ja längst zu Bett gewesen sein! —

Als ich Erik den Brief gegeben hatte, kehrte ich gleich um, denn es war ja Mitternacht und es sind zwei gute Stunden . . ."

„Wenn Du nichts Anderes zu sagen hast, kannst Du in Gottes Namen wieder an Deinem Netz flicken; wie weit von hier bis auf Westeräs Hof ist, brauchst Du uns nicht zu erzählen", lachte der Stelzfuß.

„Sieh da, Nils", stieß ihn Swen Deoff an, „ist das nicht Peter Alf, der dort an der Schlucht über den Steg geht?"

„Gut ausgelugt! Das ist er — vielleicht erzählt uns der Etwas." — —

„Darauf will ich ein Maaß Grogh verwetten. Er läuft ja wie eine Kreuzspinne!"

Peter Alf, der Schenkwirth, kam im hastigen Schritt den Fußpfad von den steilen Felshöhen herab, die den Fiord umgaben.

„Komm, wir wollen ihm entgegen gehen", sagte Swen zu Nils. „Marsch! Stelzfuß!"

Nils Dahl war ein rüstiger Fußgänger auf seinem einen Holzbein; er schritt fast noch rascher aus als Swen Deoff, da sie den Felspfad hinauf, dem Schenkwirth entgegen kletterten. An einer alten Fichte, die ihre mächtigen Wurzeln um einen Granitblock klammerte und die schwarzen Zweige an der Felswand ausbreitete, trafen sie zusammen. „Grüß Dich Gott, Peter Alf", rief ihm Swen schon von unten zu. „Was bringst Du Neues so früh am Vormittag?" —

„Es wäre am spätesten Abend noch Zeit genug dazu", antwortete Peter Alf, indem er den breiten Südwester lüftete und sich den Schweiß von der Stirn wischte.

„Wie denn? Was denn?" fragten Swen und Nils gleichzeitig.

„Der arme wackere Erikson Westeräs!"

„Also ist's doch wahr?" fiel Swen ihm ins Wort.

„Was wahr? Was wißt Ihr? — Daß die Halgar fort ist mit dem Lübecker? — Es ist schlimm genug, aber es gibt noch Schlimmeres!“

„Die Halgar ist also wirklich fort?“ fragte Nils Dahl; „ich hab's gedacht! — Was denn aber noch Schlimmeres?“

„Es ist zum Erbarmen! Der Alte hat sich's so zu Herzen genommen ... er ist wirr im Kopf geworden!“ erzählte Peter Alf, und wischte sich die Augen.

„Peter Alf! — Wahr und wahrhaftig?“ rief Swen Oeoff und faßte den Schenkwirth an und rüttelte ihn, als wolle er versuchen, ob dieser selbst bei Sinnen sei. „Heiliger Gott, wenn man das an seinen Kindern erleben soll!“

„Da ist's besser, keine haben wie ich“, sprach Nils finster vor sich hin, „da ist mir mein Stelzfuß lieber.“

„Und solch eine Tochter! Ein Mädchen wie die Halgar! Ganz Norwegen hat nicht zwei dergleichen!“ sagte der gutmüthige Peter Alf halb weinend.

„Ja, schön war sie“, sagte Nils Dahl und stieß heftig mit seinem Krückstock auf den Boden, „schön war sie ... und doch so ...“

„Halt“, fiel Peter Alf ihm ins Wort und hielt ihm die Hand vor den Mund. „Versündige Dich nicht! Es war auch ein gutes Mädchen! Das beste von der Welt! Aber so ein armes Ding ist leicht bethört!“

„So soll denn den Haifisch dort“, drohte Nils und zeigte mit dem Stock übers Meer hinaus, „der Blitz ...“

„Erzähle aber doch von Eriksson Westeräs“, wandte sich Swen Oeoff zu Peter Alf, und unterbrach damit die Drohung des Stelzfußes.

„Durch Euren Han“, hub Peter Alf gegen Swen Oeoff gewendet an, „bekam ja der Alte gestern Nacht einen Brief, als er eben nach Haus gekommen war, und sich wunderte, daß die Halgar ihn nicht, wie sie pflegte, erwartete. Er dachte,

sie werde krank sein, und in ihrer Kammer im Bett liegen, weil sie schon auf der Schenktenne krank gewesen war."

„Ja krank!" murmelte der Stelzfuß zwischen den Zähnen; „ich weiß es besser!"

„Sie waren eben dabei, der Erik und sein Vater, sich Licht anzuzünden. Derweil ging der Han wieder. Als der Alte nun den Brief aufmacht und liest, fällt er stracks, wie von einem Büchsenschuß getroffen, auf den Boden nieder. Der Erik will ihm aufhelfen, rüttelt ihn, redet ihm gut zu; da fällt das Blatt aus seiner Hand, Erik liest es, und ist auch wie vom Schlag getroffen."

„Und was stand denn drin?" fragte Nils mit starrenden Augen.

„Es war von der Halgar — aber der Lübecker hatte es geschickt, sie schrieb — da habt Ihr's! Er zog einen Brief aus der Brusttasche, faltete ihn auf und las vor:

„„Vater! Ich mußte fort. — Leb auf ewig wohl! Fluche mir nicht!"" — —

„Ich mußte fort", unterbrach der Stelzfuß, vor sich hinmurmelnd, die tiefe Stille. „Man kann denken warum! — Fluche mir nicht!" wiederholte er.

„Das wird er nicht thun, der Alte!" fiel Swen ein. „Ein Kind verflucht man nicht so leicht!"

„Aber der Fluch fällt auf den Verbrecher!" knirschte Nils Dahl zwischen den Zähnen. „Der Lübecker . . ."

„Und der Alte?" fragte Swen, und sah Peter Alf an.

„Der arme Junge, der Erik, das gute, treuherzige Blut, hat mir's heut geschildert unter heißen Thränen, was der Alte macht! Er konnte erst gar nicht wieder zu sich kommen. Der Erik weckte Knecht und Magd! Sie brachten ihn zu Bett. Er lag wie im Fieber, und sprach wie im Fieber."

„Ja, ja, wer so Etwas erlebt, den kann wohl ein Fieber schütteln darnach!" — Der Stelzfuß konnte es nicht

lassen, seine zornfunkelnden Augen nach der See zu richten, es war als wolle er dem Lübecker Blitze daraus nachschicken.

„Jetzt ist er ruhig, aber ganz irr! Ganz kindisch!“ fuhr Alf fort.

„Ruhig? Das ist schlimm!“ sagte der Stelzfuß und schüttelte den grauen Kopf. „Das Fieber hätte aufgehört. Ein Wetter tobt aus. — Wenn er aber still irr ist...“

„Der arme Schelm, der Erik, hat Rath und Hülfe bei mir gesucht. Darum bin ich hier herausgekommen, ob Ihr denn nichts Genaueres wißt, Swen Deoff, hier am Fiord.“

„Nichts, gar nichts. Wir waren alle zu Bett; der Claus besorgte die Lampen auf dem Thurm. Da pochte es, es mochte zehn Uhr sein, ans Fenster. Das war der Lübecker. Er gab meinem Han, der aufgemacht hatte, den Brief. Wir versprachen ihm, daß er gleich besorgt werden sollte. Er stieg zu seinen Leuten, die nicht hundert Schritt von hier am Strandbollwerk mit dem Boot auf ihn warteten, ein; ob sonst Jemand mit eingestiegen ist, weiß ich nicht. Sie ruderten nach dem Lugger hinüber, der dort drüben hinter dem ersten Vorsprung der Sturmmauer vor Anker lag. Um Mitternacht ist der Lugger in See gegangen, bei gutem Wind mit der Fluth. Heut bei Sonnenaufgang sah ich ihn weit in See ganz unten am Horizont. Er hatte den Cours auf Christiansund! Ich sah ihm noch mit dem Fernrohr oben auf dem Thurm nach, bis er um die Mövenklippe war.“

„Es ist kein Zweifel, sie ist an Bord!“ sagte Peter Alf.

„Ja! Sonst möchte der Kasten auch mit all seinen Kabliaus und Hay- und Schwertfischen an Bord an der nächsten Klippe zerschmettern, daß kein Nagel im ganzen Schiff mehr haftete!“ rief Nils.

„Was ist nun zu thun? Sollten wir nicht nach Christiansund hinüber?“

„Das würde etwas helfen!“ spottete der Stelzfuß. „Der

würde Euch schon einen Cours nehmen, auf dem ihm keiner nachspürt! Wer weiß, ob er in Lübeck einläuft? Gewiß nicht da, wo man ihn vermuthen kann!"

„Was läßt sich aber thun?"

„Für das Mädchen nichts!" sagte Nils Dahl finster. Sie muß nun selber zusehen, und Gott um Gnade und um Rath bitten! Aber um den Alten müssen wir uns bekümmern!"

„Recht, Nils Dahl! Wir wollen zu ihm", fiel der Strandwächter ein.

„Ja!" pflichtete Peter Alf bei, „man muß dem armen Jungen, dem Erik, zur Hand gehen, nach Haus und Hof sehen helfen, wenn der Alte nicht wieder zu seinen Sinnen kommt. Deßhalb habe ich ihn schon zu Clas Tromson geschickt. Gestern noch hat Erikson Westeräs seinem Sohn Jakob Hülfe geleistet, besser als es irgend einer von uns gekonnt hätte, durch den Verband seines gebrochenen Fußes!"

„Clas Tromson wird nun auch das Haus und den Kopf voll Sorgen haben", meinte Swen Deoff.

„Wenn der Sohn das Bein in den Schienen hat", sagte Nils, und schlug dabei mit seinem Fichtenstock gegen sein eigenes Eichenbein, weniger, als wenn er auf seinen beiden Knochengestellen nur so herumstelzte, wie ich auf meinem einen. — „Ich wollte, der Lübecker hätte den Jakob an Bord! Den könnte er meinetwegen heirathen oder sitzen lassen!"

„O, treibe nicht Possen, Nils", tadelte ihn Peter Alf. „Es ist eine zu traurige Geschichte!"

„Seht Ihr denn nicht, daß ich vor Ingrimm lache, damit ich nicht vor Kummer heulen muß!" schnaubte der Stelzfuß sie beide an. „Fort, fort zum Alten!"

Sie gingen selbdrei, um Westeräs auf seinem Gehöft aufzusuchen.

Fünftes Kapitel.

Zwei Tage später gegen Abend saßen der Stelzfuß, Swen Deoff und Clas Tromson in der Schenktenne bei Peter Alf beisammen. Sie hatten ihr Glas Branntwein vor sich, sie rauchten ihre Pfeifen, sie waren in eifrigem Gespräch; allein heiter waren sie nicht. Sie sprachen von dem wackeren Eriksson Westeräs, in dessen Gehöft sie den Nachmittag zugebracht hatten.

„Ihr könnt wahrlich von Glück sagen, Clas Tromson, bei all den Unglücksfällen dieser Tage“, sprach Peter Alf, indem er sich zu den drei Gästen setzte. „Erst meinten wir, Euch hätte das Hauptunglück getroffen bei dem Schneesturz vom schwarzen Schlott! Aber schwerer als die Lavine Euren Jakob geschlagen hat, hat doch unsern Gevatter Westeräs das Unglück geschlagen!“

„Ja wohl! ja wohl!“ antwortete Tromson. „Und mir hat er so redlich beigestanden! Wie sorgsam er den Sohn verbunden hat! Kein Doktor in Christiania hätte es besser gemacht! Das hat schon unser Pfarrer gesagt, als er ihn vorgestern besuchte, und gestern auch der Chirurgus. „Ich hätt's selbst nicht besser machen können“, hat er gesagt.

„Ja! Er war brav und geschickt und hatte Etwas erfahren“, pflichtete der Stelzfuß bei. „Das kann ich wohl beurtheilen, denn ich habe mich auch in der Welt versucht! — Glaubt mir, die Männer wie Eriksson Westeräs sind selten zwischen dem Nordpol und Aequator!“

„Zwischen dem Nordpol und Südpol sind sie rar, Nils“, betheuerte Swen Deoff. „Ich sehe manches Schiff ankommen, im Fiord, das mehr als einmal über die Linie hinausgewesen

ist, aber solche Männer sind selten am Bord! — — Und so kläglich zu enden!"

„Ich denke immer, 's wird wieder besser werden mit ihm!" meinte Peter Alf.

„Glaub's nicht" schüttelte der Stelzfuß den Kopf.

„Habt Ihr ihn denn heut schlimmer gefunden als gestern und vorgestern?" fragte Peter Alf.

„Nein! Aber das ist eben das Schlimme! Wenn er wild wäre und tobte, — aber so still!"

„Das meinte auch der Chirurgus, als er von ihm zu meinem Jakob zurückkam," bestätigte Clas Tromson. „Dem ist nicht zu helfen", sagte er; „den hat ein gewaltsamer Schlag betäubt und stumpf gemacht, - wenn den nicht ein anderer Schlag wieder aufweckt," dabei zuckte er mit den Achseln, „mit unserer Kunst ist's zu Ende. Gottes Hand hat ihn niedergeschmettert, nur Gottes Hand kann ihn erwecken!" —

„Was nimmt er denn jetzt vor?" fragte Peter Alf. „Arbeitet er? Sieht er zur Ordnung im Haus?"

„Nein," antwortete Niels Dahl. „Er sitzt still und sieht vor sich hin. Dann geht er einmal vor die Thür und sagt: Ich will doch zuschauen, ob die Halgar noch nicht vom Felde heimkommt. — Oder er sagt ganz schlicht und ruhig zu dem armen Jungen, dem Erik: Rufe einmal Deine Schwester herunter aus der Kammer. Es ist Mittagzeit! — Es schnitt mir durchs Herz, als er das heut Mittag sagte, und dem armen Jungen die hellen Thränen dabei aus den Augen liefen.

Alle saßen still und nachdenklich.

„Gestern", fing der Geiger wieder an, „hatte der Erik auch einen argen Schreck. Der Vater war weg! Mit Eins, wie verschwunden. Nicht im Haus, nicht im Hof, nicht vor der Thür. Weder Knecht noch Magd hatten ihn gesehen. Der Erik läuft durch den Garten, und den Hügel dahinter

hinauf, um sich nach ihm umzuschauen. Da entdeckt er ihn, weit vom Haus, mitten im Felde, wie er gerad auf das Gebirg in der Richtung des schwarzen Schlott zuwandert!"

„Also daran denkt er auch!" sagte Peter Alf verwundert.

„Ja freilich! Aber wie? Hört nur weiter. — Der Erik, so matt und krank er noch ist, läuft doch gleich nach, um ein Unglück zu verhüten. Der Alte geht so rasch, daß er ihn gar nicht einholen kann. Aber er schlägt richtig den Pfad in die Felsschluchten nach dem schwarzen Schlott ein. Nach anderthalb Stunden erreicht ihn der Erik; er war bis an den Schneesturz vorgegangen und grub mit einem Spaten, den er vom Haus mitgenommen, den Schnee auf. „Vater, was machst Du hier?" ruft ihn der Erik an.

„Gut, daß Du kommst," antwortete der Alte ganz ruhig; „wir müssen doch die Halgar herausschaufeln! Ich muß sie doch begraben lassen, auf dem Kirchhofe neben ihrer Mutter!"

Alle saßen tief traurig nach der Erzählung und schwiegen.

„Wie unbedacht ist die Jugend doch!" seufzte nach einem Weilchen Clas Tromson. „Wenn ich so etwas von meiner Carlen erleben sollte!" — Er nannte die Tochter, dachte aber auch an den Sohn, an Jakob, der ihm keine Freude machte, und den er dennoch lieb hatte.

„Wenn die Halgar wüßte, wie es jetzt ihrem Vater thut — sie müßte vergehen vor Reue!" sagte Swen Deoff. — „Gott erbarme sich ihrer!"

„Aber nicht des Verführers. Den schlage er dreifach so schwer als den armen Vater!" rief Niels Dahl zornig.

„Seid nicht gottlos! Sein ist die Rache!" ermahnte Tromson. „Wir wollen, was uns angeht, an dem Vater und dem Sohn gut machen was möglich ist. Der arme Junge dauert mich sehr. Er hat meinem Jakob so treulich beigestanden. Und jetzt ist er ein so braver Sohn! Noch nicht sechszehn Jahre und erfährt schon solches Unglück!"

„Der Alte kann natürlich die Wirthschaft nicht führen in Haus und Feld, wenn er so bleibt," sagte Peter Alf; „und der Erik ist noch zu jung!"

„Ich will sein Vormund sein," sagte Tromson. „Der Hof ist schwierig zu verwalten, weil so viel Schuld darauf steht. Westeräs hat manchen Species abgezahlt; aber es bleibt doch noch schwer mit der Wirthschaft durchzukommen. Er hatte keinen Schilling als er vor zwanzig Jahren die Tochter von Jan Opdaal mit dem verschuldeten Gut heirathete. Aber Ordnung und Fleiß vermögen doch nicht Alles. Und die Frau starb zu früh!"

„Ja wohl! Lebte Halgar Opdaal noch," sagte der Stelzfuß, und fuhr mit dem Aermel über die Augen, „Halgar Westeräs wäre nicht . . . . !" er sprach nicht weiter.

„Sie sieht in Wuchs und Gesicht der Mutter ähnlich, wie ein Ei dem andern" meinte Tromson.

„Auch sonst, sag ich Euch!" rief der Stelzfuß eifrig, „sie hatte auch ein Herz wie die Mutter! Wo und wie ich jemals in der Welt den See- und Mädchenräuber treffe, — da soll ihn . . . ."

Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und als die Andern ihm begütigend wehrten, stand er heftig auf, und stampfte mit dem Stelzbein zur Thür hinaus.

„Ich weiß nicht, was ihn ansicht", sagte Peter Alf; „wir Alle nehmen uns die Sache zu Herzen, aber so wie er . . ."

„Ich kann mir's wohl denken" sagte Tromson. „Er hatte um Halgar Opdaal gefreit, aber ihr Vater wollte nicht einwilligen. Er dachte auf einen reichen Schwiegersohn durch das schöne Mädchen, um seinen schlechten Umständen aufzuhelfen. Darauf ging Niels Dahl zur See in die weite Welt. Nach sieben Jahren erst kam er zurück . . . er hatte ein höl-

zernes Bein und Halgar Opdaal war seit drei Jahren mit Erikson Westeräs verheirathet!“

„Also, da steckt der Handel!“ sprach Peter Alf gedehnt. „Ja, nun versteh ich mancherlei, was ich immer an dem ehrlichen stelzbeinigen Geiger nicht begreifen konnte!“

„Das hab ich nicht gewußt“, setzte Swen Deoff hinzu. „Damals wohnte ich noch nicht hier; daß ich von Froyen herüber gezogen bin, ist erst sechszehn Jahre! — Niels wird doch aber nicht zu Haus laufen wollen? Es dunkelt ja schon, und im Finstern bleibt es für immer ein böser Weg nach dem Fiord hinunter!“

„Nein, laßt's gut sein, er kommt wieder herein,“ meinte Peter Alf, „da hängt ja noch seine Pelzjacke am Nagel!“

Er hatte das Wort noch nicht heraus, als die Stubenthür heftig aufgerissen wurde, Niels Dahl hastig mit dem Stelzfuß hereinpolterte und mit ganz verstörtem Gesicht rief: „Kommt rasch heraus. Auf Erikson Westeräs Dach kräht der rothe Hahn, oder ich will nicht Niels Dahl heißen!“

„Was, Feuer?“ rief Peter Alf und sprang hastig nach der Thür.

„So kommt Unglück auf Unglück!“ rief Clas Tromson zugleich. — —

Im Hui waren Alle draußen vor der Thür.

Eine dichte schwarze Wolke quoll aus dem Thal auf, in der Gegend, wo Westeräs Haus lag; einzelne düsterrothe Flammenzungen fuhren emporleckend zwischen den sich wälzenden Rauchmassen hindurch. Diese ließen trotz des Feuerscheins nichts von den Gebäuden wahrnehmen.

„Ja, das ist Westeräs Hof,“ rief Peter Alf; es ist genau der Strich, auf dem er liegt, und kein anderes Gebäude davor oder dahinter. — Es muß sein Hof sein!“ —

Die Flamme schlug mächtiger und heller auf. Der Rauch spaltete sich und man sah ganz deutlich die glühend ange-

leuchteten Giebel und Dächer der Hofgebäude. Das Dach des Wohnhauses stand in Flammen.

„Jan!“ rief Peter Alf laut nach seinem Knecht, „Jan, Jan!“

Dieser sprang eilig aus dem Hofthor heraus. „Es ist Feuer droben im Thal, auf Erikson Westeräs Hof! Spanne gleich die Pferde vor die Hausspritze; wir wollen flugs hin; der Stallbub soll auch mit!“

„Ich will auch hinüber; aber ich muß erst nach meinem Hof,“ rief Tromson, „der Jakob kann nichts anordnen, der braucht selbst Hülfe!“

Er lief ins Haus, um sich Stock und Pelzjacke zu holen.

„Ihr beide könnt indeß mein Haus hüten,“ sagte Peter Alf zu Niels Dahl und Swen Oeoff. „Die Mägde grauen sich, wenn sie ganz ohne Mannsschutz bleiben.“

„Das kann Niels Dahl allein übernehmen,“ antwortete Swen; „ich fahre mit Dir hinüber, Peter Alf; es sind zwei Arme mehr zu Hülfe und Rettung.“ —

„Gut. Ich werde Euch das Haus nicht wegtragen lassen, Peter Alf,“ sagte der Stelzfuß. „Fahrt getrost! — Das Feuer ist nicht das Schlimmste, was den armen Westeräs betroffen hat,“ setzte er vor sich hin murmelnd hinzu.

„Horch! da leuten sie schon!“ — Von der Kirche drüben erscholl das schauerliche Geläut der Brandglocke.

Das Feuer flammte jetzt höher auf und warf seinen blutrothen Widerschein gegen das dunkle Gewölk des Himmels. Die Nacht sank tiefer auf das Thal; der Brand leuchtete dadurch um so heller. Es erhob sich ein rauher Wind. Die sprühenden Funken und der Rauch zogen in breitem Strom dem Gebirg zu.

Nils Dahl stand, auf seinen Knotenstock gestützt, und sah starr nach den Flammen hinüber. „Gute Nacht, Nils,“ rief ihm Tromson zu, und schritt hastig an ihm vorbei um

das Haus herum, den Weg nach seinem Gehöft hinauf, das eine Stunde weiter ins Land hinein lag.

Etliche Minuten später rasselte die Hausspritze Peter Alfs mit seinen beiden besten Pferden bespannt aus dem Thorweg des Gehöfts, Jan, der Knecht, stand vorn auf dem Wagensattel. Peter Alf und Swen Deoff hatten sich überquer auf den Schlauchkasten gesetzt. Die Peitsche knallte; die muthigen Thiere flogen pfeilschnell den Weg hinunter.

„Gute Nacht! — Halte gute Hauswacht!“ schallte es noch einmal vom Wagen.

„Fahrt nur zu!“ rief der Stelzfuß hinter ihnen drein. „Zu spät kommt Ihr aber doch!“

Tiefe Stille herrschte jetzt rings umher; nur der Schall der Brandglocke tönte herüber. Von Erikson Westeräs Haus flammte der Feuerschein durch die dunkle Nacht. Der Stelzfuß lehnte sich gegen das Haus, stemmte seinen Stock gegen den Erdboden und starrte schweigend nach den Flammen hinüber.

„Wie oft,“ dachte er, „habe ich nach dem Hause geschaut vor fünf und zwanzig Jahren, und gemeint, da wohne das ganze Glück der Erde, da wohne es allein! Vor drei Tagen noch, als die Halgar hier im Haus mit dem Lübecker tanzte, dachte ich still bei mir: das ist doch ein glücklicher Mann, der Erikson! Er hat die schöne Halgar Opdaal zur Frau gehabt, und hat die schöne Halgar Westeräs zur Tochter! Und stattlich Haus und Hof! Und was hat er nun? Die eine schöne Halgar liegt in der Erde, schon lange, lange; die andere schwimmt auf dem Meere, schon weit, weit! Es wäre vielleicht besser, sie läge auch in der Erde! Und Haus und Hof steht in Flammen! Morgen ist's nichts weiter als ein Aschenhaufen zwischen wüstem Schutt und geborstenen Mauern. Der glückliche Erikson Westeräs sitzt auf der Schwelle und weint... oder lacht in seinem wirren Kopf, daß es so hübsch gebrannt hat!“

„Juchhe!" rief er und stampfte mit dem Stock und dem Stelzfuß auf den Boden. „Ich bin doch ein glücklicher Kerl, nichts fehlt mir als meine Geige, daß ich mir einen recht lustigen Schleifer aufspielen könnte, zu dem Glockengebrumm da drüben und dem Feuer da unten!"

Und zu dem lustigen Ruf schossen ihm die hellen heißen Thränen aus den Augen.

Sechstes Kapitel.

Erik war, nachdem Tromson, Nils Dahl und Swen Deoff den Vater Nachmittags verlassen hatten, noch mit dem Gespann und dem Knecht in den Wald gefahren, um Hölzer, die dort lagerten, zur Ausbesserung des Zaunes um das Gehöft, herein zu holen. Er hatte den dumpf vor sich hinbrütenden Vater in der Obhut der Magd gelassen. Diese hatte mit ihrem Spinnrade, neben dem Alten sitzend, harmlos mit ihm gesprochen. Um die Abendkost zu bereiten, ging sie, als es zu dunkeln begann, hinaus in die Küche. Sie war eifrig mit dem Kessel und den Töpfen beschäftigt, und schürte das Feuer an. Da schlug ihr der Rauch so seltsam herunter aus dem Schlott, wie es nie zuvor geschehen war. Sie meinte, der Wind drücke auf den Schornstein, und schob das Fenster etwas auf, um frischen Luftzug zu bewirken. Doch der herabdrückende Rauch wurde immer stärker. Verwundert ging sie hinaus um vor das Haus zu treten, um zu sehen, ob das Wetter so übel geworden sei. Doch so wie sie den Fuß in die Hausflur setzte, schlug ihr vom oberen Geschoß her ein noch stärkerer Rauchstrom entgegen.

„Was ist das?" rief sie erschreckt, „es brennt wohl oben?" Eilig wollte sie die schmale Treppe zum Hausboden hinauf,

wo die Giebelstübchen lagen. Da kam ihr zu ihrem größten Erstaunen der alte Westeräs die Treppe herab entgegen. „Herr!“ rief sie ihm zu: „brennt es denn oben unterm Dach?“

Westeräs hob den Finger in die Höhe und legte ihn zum Zeichen des Schweigens auf den Mund und sagte schauerlich leise:

„Die Halgar will ja nicht herunterkommen, aus ihrer Schlafkammer! — — Jetzt wird sie wohl müssen,“ setzte er unheimlich lachend hinzu.

„Herr Jesus,“ rief das Mädchen erschreckt, „was habt Ihr angerichtet!“

„Sie muß gleich heraus, sie kann's fast nicht länger aushalten“, sagte er wie zuvor, „es brennt schon an allen vier Ecken des Dachs!“

„Gott sei uns gnädig!“ schrie das Mädchen, und wollte hinauf stürzen, doch Westeräs hielt sie zurück.

„Du darfst nicht hinauf, Christine. Sonst versteckt sie sich noch mehr!“

„Hülfe, Hülfe! Feuer, Feuer!“ schrie das Mädchen und wollte mit Gewalt die Treppe hinauf. Doch Westeräs, mit der überlegenen Stärke der Manneskraft und des Wahnsinns, faßte sie, und trug sie, trotz ihres Sträubens ruhig die Stiegen hinunter. Auf der Diele der Hausflur setzte er sie nieder. Das Mädchen, die sich mit dem Alten allein in dem Haus wußte, stürzte, so wie er sie losließ, von Todesangst ergriffen, vorwärts nach der Hausthür und hinaus. Da sah sie schon den Rauch durch alle Fugen des Daches dringen.

„Wir sind verloren! Das Haus brennt!“ rief sie, die Hände ringend. Westeräs war ihr nachgegangen und trat auch vor die Thür hinaus. Er sah sich wohlgefällig nach dem dampfenden Hause um, und sagte mit dem innern Lächeln des Wahnsinns:

„Nun wird sie gleich hier unten sein!“

„Um des hohen Himmels willen!“ rief Christine und faßte den Alten heftig an; „Herr, was habt Ihr angerichtet! Das Haus brennt!“

„Freilich, freilich! — Doch still nur, Kind! Es muß ganz herunter brennen. Dann finden wir sie gleich! — Sie steckt drinnen, ich weiß es! — — — Komm doch, komm doch gleich, liebe Halgar!“ rief er darauf mit herzzerschneidendem Ton der Bitte, und erhob die Hände flehend.

Die Magd weinte und schlotterte an allen Gliedern; sie wußte nicht, was sie beginnen sollte. Sie wagte sich nicht ins Haus zurück, und wagte nicht den Alten zu verlassen.

„Er stürzt sich am Ende selbst ins Feuer,“ jammerte sie, „wenn ich ihn hier allein lasse! — Und soll denn Alles, Alles verbrennen? — Nein, die Lade wenigstens muß ich retten.“ —

Sie eilte auf die Hausthür zu, um die Lade, in der, wie sie wußte, die wichtigen Briefe und Papiere, das Geld, die silbernen Ohrringe und die Halskette der seligen Frau aufbewahrt wurden, herauszuholen aus dem Wandschrank, in dem sie stand. Doch als Westeräs sie der Hausthür zueilen sah, ergriff er sie am Arm, hielt sie zurück, und sagte: „Geh nicht mehr ins Haus, Christine! Du erstickst, Du mußt verbrennen! — Halgar, mein Kind,“ brach er jammernd aus, „komm doch heraus!“

Christine fiel ihm zu Füßen und rief, die Hände ringend: „Laßt mich loß, Vater Westeräs, um unsers Herrgotts willen, Halgar ist ja nicht im Haus! Laßt mich doch nur Etwas retten!“

Da klirrte es wie von zerspringenden Scheiben, und ein dicker Qualm vermischt mit rothem Flammenstrahl fuhr aus dem Fenster über der Hausthür.

„Heiliger Gott! Sie verbrennt!“ schrie Westeräs auf, und lies Christinen los, um selbst in das Haus zu stürzen. Denn

es war das Fenster von Halgars Schlafkammer, aus dem die Flamme brach. Jetzt wollte sie ihn nicht loslassen, denn sie sah, daß er in seinem Wahnsinn ins Verderben rennen würde. Sie klammerte sich fest an ihn, und flehte ihn dringend an: „Vater Westeräs, bleibt doch hier! Ihr kommt um in den Flammen!“

Doch seine überlegene Kraft rang sich leicht von dem Mädchen los, er schleuderte sie weit von sich, daß sie auf den Boden taumelte; bevor sie sich empor raffen konnte, war er im Hause verschwunden. Aus der offen gebliebenen Thür drang der Rauch in dichten Wirbeln hervor. „Er verbrennt, er erstickt!“ rief Christine, die wieder aufgesprungen war; und ihre ganze Kraft, ihren ganzen Muth zusammen nehmend, stürzte sie nach in das Haus, um den Unglückseligen zu retten, wenn es noch möglich wäre. Allein sie hatte die Treppe, die nach dem obern Geschoß führt, noch nicht erreicht, als der erstickende Qualm sie schon fast betäubte.

Sie schwankte zurück, gewann das Freie wieder, athmete tief auf, und stand stummen Blickes verzweiflungsvoll umherstarrend, woher sie Hülfe nehmen solle. Da hörte sie Peitschenknall, das Rasseln eines Wagens!

Mit schnaubenden Pferden brauste Erik mit dem Knecht vor das offene Hofthor; er hielt den Wagen so scharf an, daß die Thiere sich hoch aufbäumten, der Schaum quoll ihnen aus dem Gebiß, und bedeckte Schenkel und Brust. Die beiden Männer sprangen vom Wagen.

„Rettet den Herrn!“ schrie ihnen Christine zu, und flog ihnen entgegen.

„Meinen Vater? Wo, wo!“ rief Erik, dem das blonde Haar um den Nacken flog, mit blitzenden Augen.

„Im Haus — die Treppe hinauf! Doch erstickt nicht im Dampf! . . . .“

Die letzten Worte hörte Erik schon nicht mehr. Er stürzte

in die Thür, der Knecht ihm nach. Zum Glück fegte jetzt der Wind durch das Haus, daß der Rauch sich theilte. Die Flamme leuchtete schon von oben herunter. Erik sah einen Augenblick die Treppe, die zum Dachgeschoß führte. Gleich darnach verhüllte sie der Qualm wieder. Doch hatte er jetzt die sichere Richtung, schoß darauf zu, und flog die Stufen hinan. Auf der Hälfte stieß er an einen weichen Körper; es war sein betäubt hingesunkener Vater. Er faßte ihn in die Arme. Mit äußerster Kraftanspannung riß er ihn empor, schwankte mit ihm die Stufen hinunter. Matthes, der ihm getreulich nachgedrungen war, fing beide halb mit den Armen auf. Schon taumelnd, und kaum noch zu athmen fähig, stürzten sie der Thüre zu. Rauch und Flammen wirbelten ihnen nach. Wenige Schritte vor dem Hause brachen ihnen in der athemlosen Erschöpfung unter dieser Last die Knie ein. Aber sie waren in freier Luft; einige tiefe Züge, und Besinnung und Kraft kehrten ihnen zurück.

Christine lag auf den Knieen, sie betete und bebte.

„Wir können hier nicht bleiben,“ sagte zuerst Erik, „die Funken fliegen schon bis hierher! — Hilf mir den Vater weiter tragen, Matthes!“

Er nahm den Kopf des Betäubten an seine Brust; Matthes faßte ihn bei den Füßen. Christine legte ihm schluchzend die herabhängenden Hände über die Brust zusammen. So trugen sie ihn auf eine kleine Anhöhe, von wo der Wind den Rauch und die Flamme abwärts jagte.

„Das Haus ist verloren!“ sagte Erik düster. „Bleib hier beim Vater, Christine, wir beide wollen sehen, was noch zu retten ist!“

Die Pferde mit dem Wagen hatten aus Instinkt schon selbst eine Stelle aufgesucht, wo Rauch und Flammen nicht hindringen konnten; sie waren feldeinwärts gelaufen. „Wir

werden sie schon wiederfinden," dachte Erik, „wenn der Wagen umstürzt, stehen sie."

Er öffnete mit Matthes die Viehställe; sie wollten zuerst die Kühe herausbringen. Doch da der Rauch gegen die Stallthür trieb, und der Schein der immer stärker aus dem Dach brechenden Flamme hereinglühte, scheuten sich die Thiere, und waren nicht vorwärts zu bringen. Sie wurden bald so unruhig und wild, daß man ihnen nicht mehr nahen konnte.

„Laßt uns den Rennthierstall öffnen," sagte Erik, „vielleicht daß wir die jungen Thiere retten. Es ist ein Glück, daß die andern schon droben auf der Hochweide sind."

Bei dem Rennthierstall waren sie glücklicher. Kaum war die Stallthür offen, als sich auch schon eine Rennthierstute an die frische Luft drängte. Die jungen Thiere folgten ihr zuerst, dann der ganze Zug; Erik und der Knecht hatten Mühe, von den scheu wilden Thieren nicht umgerannt zu werden und waren froh, daß nicht eins das andere erdrückte. Draußen stoben sie nach allen Seiten. „Sie werden sich schon wieder zusammenfinden," dachte Erik. Es glückte eben so mit den Schafen und Schweinen. Aber es war hohe Zeit, denn der Wind trieb den Rauch immer stärker nach den Ställen zu, und was nicht verbrannt wäre, hätte ersticken müssen. Das Dach des Rinderstalles hatte schon Feuer gefangen. Die Thiere standen innen, angstvoll zusammengedrängt, und brüllten laut, doch keins entfloh aus dem Stalle. Vergeblich erneuerten Erik und Matthes noch einmal den Versuch. Als Erik eine Lieblingskuh, die fleckige Lassa hieß sie, beim Horn fassen wollte, stieß das sonst so lenksame Thier nach ihm, und nur ein rascher Sprung rettete ihn.

Seufzend ging der arme Knabe durch den Hof zurück und sah sich noch einmal nach dem Stall um, aus dem das Gebrüll der geängsteten Thiere erscholl. „So müssen sie denn alle elend verbrennen," rief er aus, und weinte laut, im Ge-

fühl des natürlichen Mitleids und Grauens, nicht über den Verlust, den er überhaupt noch nicht abzuschätzen gelernt hatte, und in dem schreckenvollen Augenblick kaum empfand.

Er kehrte zu Christinen zurück, die auf der Anhöhe windabwärts saß um den seiner Sinne beraubten Westeräs beschäftigt. Sie hatte aus dem nahen Quell, der wenige Schritte von ihrem Sitz durch die Rinnen nach den Wiesen hinunterlief, Wasser in der hohlen Hand geschöpft, und die betäubten Schläfe, Stirn und Augen benetzt. Er athmete wohl, aber die Besinnung war ihm noch nicht zurückgekehrt. Jetzt traten auch Erik und Matthes zu ihm heran.

„Gut, daß seine Augen geschlossen sind," sagte Erik, „so sieht er das Unheil nicht!"

„Und daß er nicht hört!" setzte Matthes hinzu, da das Gebrüll der verbrennenden Rinder aus dem jetzt schon rings von den Flammen ergriffenen Stall heraufönte.

„Aber er wird wieder zu sich kommen, er athmet schon ganz anders," sagte Christine tröstend. „Wenn ich nur mehr Wasser hätte!"

„Ich schöpfe in meinem Hut," rief Matthes und war flink mit dem breiten Filshut hinunter an der Rinne.

„Weißt du denn, Christine, wie das Feuer entstanden ist?" fragte Erik, dem bis jetzt noch Alles wie im Traum gewesen war.

„Ach du mein Herr im Himmel," sagte das Mädchen weinend, mit frommem Ton „ich weiß es ja, — er hat es ja selbst angelegt!"

„Selbst angelegt!" rief Erik und starrte das Mädchen an. Sie erzählte, von Schluchzen unterbrochen, wie; — Erik saß, ein Bild des Todes, zitternd lautlos da. Als sie geendet hatte, sagte er mit einem Blick in den düstern Nachthimmel hinauf das einzige Wort: „Halgar!"

„Halgar!" tönte es leise schmerzlich von der Lippe des Vaters.

Matthes kam mit dem Hut voll Wasser; es war eisig kalt. Sie netzte dem Unglücklichen die Stirn und Schläfe. Er schlug die Augen auf, blickte in den rothen Flammenschein, legte den Kopf an Eriks Brust, und sagte liebevoll:

„Erik!"

Siebentes Kapitel.

Peitschenknall und Wagengerassel ließ sich zwischen den nächsten Hügeln hören.

„Das ist Hülfe!" rief Matthes. „Sie haben die Brandglocke gehört, oder den Feuerschein gesehen! Sie kommen rasch!"

„Und doch zu spät," sagte Erik, den Blick auf das Gehöft wendend, in dem schon alle Gebäude in Flammen standen.

Ein Gespann jagte zwischen den beiden nächsten Hügeln hervor, gerad auf sie zu. Erik und Matthes sprangen auf und liefen den Ankommenden entgegen.

Es war Peter Alf, mit Swen Deof und seinen Leuten.

„Erik," rief Peter Alf, „was ist hier geschehen! Wir bringen Hülfe; es werden gleich noch mehr kommen. — Winde den Schlauch ab," rief er dem Knecht zu, bevor Erik antworten konnte. „Ach liebe Nachbarn," sagte der Knabe, „es wird nichts mehr zu retten sein!"

„Ja, der Weg ist zu weit und zu steinig!" sagte Peter Alf, die Brandstätte überblickend. „Hier ist nicht mehr viel zu thun!"

„Gar nichts," bekräftigte Swen Deoff. „Habt Ihr das Vieh gerettet?"

Von den Rindern hörte man keinen Laut mehr, sie waren erstickt, wohl schon halb verbrannt.

„Nur die Rennthiere und das Kleinvieh," sagte der Knecht.

„Es ist doch kein Mensch verunglückt? Wo ist dein Vater, Erik?“ fragte Peter Alf.

Der Knabe brach in lautes Weinen aus.

„Verbrannt?“ riefen Peter Alf und Deoff zugleich, und schauderten zusammen.

„Nein, nein!“ konnte Erik kaum herausbringen, vor immer heftigerem Weinen.

Der Knecht stieß Peter Alf an, und sagte halblaut: „Der Alte sitzt dort oben auf dem Hügel.“

„Hm! Ich ahne etwas“, murmelte Peter Alf. — „Und habt Ihr sonst etwas gerettet, — Sachen, Geld.“

„Nichts! keinen Strohhalm,“ antwortete Matthes, während Erik nur den Kopf schüttelte.

„Laß deinen Schlauch nur eingewickelt,“ wandte sich Peter Alf zu Jan, dem Stallburschen. „Hier ist keine Arbeit mehr für uns. Alle Dächer brennen; die Mauern, was von Stein ist, bleiben ohne uns stehen, was hölzern ist, schützen wir nicht mehr. — „Komm, Deoff, komm mein Sohn,“ sagte er zu Erik, wir wollen hinauf zu dem Vater.“

Sie stiegen den Hügel hinan. Gerad als sie oben waren, stürzte der Dachstuhl des Wohnhauses ein. Eine breite Feuergarbe wirbelte empor; der dichte Strom der Funken wurde vom Winde fortgetrieben.

„Nun ist Alles aus, auch nicht einmal die Lade gerettet,“ schluchzte Christine.

Westeräs sah still in die Flamme und sagte: „Sie war doch nicht im Haus!“

„Grüß dich Gott, Gevatter Westeräs,“ redete Peter Alf ihn an, ihm die Hand reichend. Der Arme reichte ihm gleichfalls die Hand hin und nickte nur, ohne ein Wort zu sprechen, als sei es ganz etwas Gewöhnliches und Gleichgültiges, daß die Nachbarn mitten in der Nacht eintrafen und daß Haus und Hof brenne.

„Das steht schlecht hier,“ raunte Swen Deoff dem Wirth ins Ohr.

Der Mond war nun herauf und mischte seine milde Beleuchtung der Landschaft durch das Gewölk, mit dem fernhin strahlenden Flammenschein. Man konnte das Thal weit überblicken.

„Da kommt wieder ein Wagen oder eine Spritze!“ machte Matthes die andern aufmerksam, und zeigte hinaus; „und dort noch einer aus dem Land her.“

„Das muß Clas Tromson sein, der kommt dieses Weges,“ sagte Peter Alf. „Nun wird es lebendig hier werden. Allein was kann es helfen!“

Binnen wenigen Minuten waren die Hülfebringenden bis zur Brandstätte heran; Alf und Deoff waren hinunter ihm entgegen gegangen, um sie mit der Nachricht zu empfangen, daß die Hülfe nichts mehr vermöge.

Immer mehr der Nachbarn trafen ein. Nach einer halben Stunde waren wohl über hundert Männer zugegen. Zu retten gab es nichts, doch konnten sie löschen, und die einzelnen Brandstücke mit langen Haken zusammenraffen, daß es rascher in den Mauern ausbrannte. Andere trieben das in der Nähe umherstreifende Vieh zusammen in Hürden, die sie schnell aus daliegenden Vorrathsgestängen herstellten. Auch der angespannte Wagen, auf dem Erik aus dem Holz gekommen war, wurde aufgefunden. Die Pferde hatten eine Anhöhe hinangewollt, das Gefährt war umgestürzt, so waren die Thiere stehen geblieben.

Es entstand nun eine Berathung der Männer, was zu thun sei. Alle erboten sich zu Hülfe und Diensten; Eriksson Westeräs war ein geehrter Mann, und sein Unglück ging Jedem zu Herzen. — Die Erzählung, wie das Feuer entstanden war, hatte sich rasch verbreitet; dadurch wuchs die Theilnahme. Denn nicht allein, daß diese Ursach des Unglücks so traurig war, die Folgen selbst wurden viel schlimmer

dadurch. Denn die Verluste wurden nun schwerlich gedeckt, obwohl das Gehöft bei der Brandgesellschaft zu Christiania versichert war. Dem Selbstanzünder seines Hauses konnten sie keine Entschädigung zahlen.

Zuerst mußte für Obdach der Abgebrannten gesorgt werden. Der redliche Tromson sagte: „Vater und Sohn nehm ich zu mir." — Peter Alf bot dem Knecht Matthes und der Magd Christine eine Zuflucht an. Die Vier setzten sich auf Westeräs eigenen Wagen. Es war zwar ein Umweg über Peter Alfs Gehöft zu Tromson; doch kein großer. So fuhren Alle des nämlichen Weges. — Von den andern Nachbarn blieb eine Obhut bei der Brandstätte zurück.

Wenig nach Mitternacht stieg Matthes und Christine bei Peter Alf ab, und um ein Uhr Morgens, als die Dämmerung schon wieder am Himmel schimmerte, hielt der Wagen vor Clas Tromsons Hause.

Ein blondgelocktes freundliches Kind sprang den Ankommenden entgegen. Es war die kleine Carlen, die an des Bruders Lager, dem durch den Schneesturz der Fuß gebrochen war, so lange gewacht hatte.

„Armer Erik," sagte sie theilnehmend, denn sie hatte ihn sehr lieb, „so mußte Dich heut schon wieder ein Unglück treffen! Ach, wenn ich Dir doch hier auch ein wenig helfen könnte, wie vor drei Tagen!" In Eriks Herz drangen diese Worte des Kindes, das ihn, als er von dem Sturz ganz wie zermalmt in Peter Alfs Schenkhaus lag, so freundlich getröstet und gepflegt hatte, wie ein lindender Balsam. Er fühlte, daß sich die Hoffnung wieder rege in seinem niedergeschlagenen Herzen. „Liebe Carlen, hier wird Gott helfen, durch Dich oder durch Andere, und Du hilfst uns ja schon!"

„Du sollst hier sein wie mein Sohn;" sagte Clas Tromson zu Erik, und gab ihm herzlich die Hand; „und dein Vater wie mein Bruder."

Westeräs war ganz heiter und freundlich vom Wagen gestiegen. Er hatte die Hand der kleinen Carlen genommen, zog das Kind an sich und herzte es wie sein eigenes. „Morgen wollen wir zusammen spielen," sagte er, „jetzt möchte ich schlafen gehn!"

Vater und Sohn wurden auf eine reinliche, helle Stube im Giebel des Hauses gebracht, wo stets die Gastbetten aufgemacht standen. Kaum hatte sich Westeräs niedergelegt, so war er auch im tiefen Schlafe.

Nicht so Erik. Als der Vater eingeschlummert war, kniete der gute Knabe vor seinem Bett nieder und betete. Sein Gebet war Demuth vor Gottes Schickung und inbrünstige Bitte, daß der Allmächtige seinen guten Vater gesunden lassen möge.

Das erhob dem schlichten Knaben das Herz; er ging getröstet zur Ruh; die Unschuld seiner Seele war ein sanftes Kissen; bald schlief er tief und friedlich. — —

Er hätte bis an den hohen Morgen so geschlummert; allein der Vater hatte böse, wilde Träume. Er sprach im Halbschlummer viel und laut, und weckte den Sohn oft. Mit den Strahlen der Morgensonne, die in das Fenster drangen, erwachte der Alte völlig und stand bald auf.

Es war eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er war hastiger, unruhiger als gestern; zwar sehr sanftmüthig in Wort und That, aber innerlich gequält, geängstet. Er schien ein dunkles Bewußtsein seiner Handlung zu haben. Immer wieder wendeten sich seine Gedanken auf Halgar, und er sagte oft: „Sie war nicht im Hause, Nein! Nein!" — Dann irrte er wieder weiter ab und sagte: „Wir müssen sie aus dem Schnee schaufeln; beim schwarzen Schlott!" — Dann wieder sprach er von ihrer weiten Fahrt zur See. „Aber sie wird wieder kommen, nicht wahr?" setzte er dann wehmüthig hinzu.

Tromson kam zu seinen Gästen hinauf und lud sie zum Frühmahl herunter. Es wurde in der großen Stube im Erdgeschoß eingenommen, mit allen Knechten und Mägden gemeinsam, wie es die Sitte gebot. — Die kleine Carlen sprach das Morgengebet. Ihr blaues gen Himmel gerichtetes Auge leuchtete dabei blauer als dieser selbst.

Es war Erik, wenn er sie nur sah oder hörte, immer so wohl ums Herz. Es dünkte ihm, in ihrer Nähe könne es ihm gar nicht traurig ergehen. Er war nur vier Jahre älter als das zwölfjährige Mädchen.

Auch auf den Vater Westeräs wirkte ihre Gegenwart so. Zu ihr war er freundlich, zutraulich, ja zuweilen heiter. Vor den Andern hatte er heut eine unruhige Scheu. Der fremde Aufenthalt mußte so auf ihn wirken; erklären konnte er sich ihn nicht.

Als das Frühmahl beendet war, wies Tromson jedem Knecht und jeder Magd die Arbeit an. Sie gingen an ihre Geschäfte.

„Du warte hier auf mich, lieber Erik" sagte er zu diesem, „ich will nur zu Jakob hineingehen."

„Kann ich ihn nicht auch besuchen," fragte Erik.

„Jetzt nicht, Lieber, später; Nachmittag oder zu Abend vielleicht, wenn wir wiederkommen, denn ich muß nachher mit Dir fort nach Eurem Gehöft."

Tromson ging zu seinem Sohn hinein, der mit dem gebrochenen Fuß in einer abgesonderten Stube lag.

„Du siehst ja sehr mißmuthig aus," sagte der Vater zu dem Knaben; „mißmuthiger als alle diese Tage; hast Du größere Schmerzen?"

„Nein!" antwortete Jakob mürrisch; „Du hast uns da schöne Gäste ins Haus gebracht."

„Ihr Unglück hat sie uns zugewiesen; es ist Gottes Wille und Gebot so."

Jakob schwieg.

„Der Alte hat sich sein eigenes Haus über den Kopf angesteckt. Das ist ein gefährlicher Brandstifter," hub er endlich an.

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte Tromson verwundert.

„Die Knechte und Mägde erzählen sich davon!"

„Ich werde schon sorgen, daß er wohl beaufsichtigt wird, so lange er in meinem Hause ist. Auch hat es keine Gefahr. Denn die verwirrten Gedanken, die ihn in seinem Hause quälten, werden ihn hier nicht ergreifen!"

„Wer weiß!" sagte Jakob noch mürrischer. „Es ist eine gefährliche Brut im Nest!"

Tromson, den die herzlose Gesinnung seines Sohnes eben so tief verdroß, als tief bekümmerte, schwieg darauf. — „Es geht Dir auch besser heut, Jakob," wandte er das Gespräch, „nicht wahr?"

„Es ist wie es war! Das wird auch wohl so bleiben. — Kommt der Doctor heut?"

„Ja, um Mittag. — Dann bin ich auch wieder hier!" —

Tromson ging hinaus. „Der hätte die Verunglückten nicht aufgenommen" dachte er; „aber er soll und muß sie aufnehmen und so herzlich — als er herzlich sein kann!" —

Es war schon ein Gefährt angespannt; Tromson fuhr mit Erik auf die Brandstätte. —

Das Feuer war erloschen; nur einzelne Balken und Kohlen glimmten noch unter der Asche. — Traurig betrachtete Erik seine bisherige Wohnstätte. — Nichts, nichts war gerettet von dem, was das Haus enthielt. Das Vieh in den Hürden und ein kleiner Vorrath an Getreide. — Die Lade mit dem Schmuck seiner Mutter, mit allen Papieren, war völlig verbrannt.

Tromson zählte das gerettete Vieh. Er schätzte die Vorräthe ab; er sah noch nach manchem Andern im Gut. Dann sagte er zu Erik:

„Mein lieber Sohn! — Ich fürchte, Du bist mehr als arm, jetzo, Du wirst Schulden haben. — Ich weiß, was auf Euern Hof als Darlehn eingetragen ist. Nach diesem Brandschaden wird es mehr sein, als da bleibt! Sei aber getrost, Du ziehst sammt Deinem Vater in mein Haus. Du wirst hier die Arbeit thun, die Du dort gethan hast. So lange Dein Vater krank ist, und Du unmündig, will ich Dein Vormund sein. Ich denke, daß Eure Gläubiger den Hof wieder aufbauen und in Pacht nehmen werden. Er soll noch nicht verloren gehen. Sei nur getrost, und hoffe auf Gott, und fürchte ihn wie bisher."

„Gewiß, gewiß, Vater Tromson" rief Erik dankbar, und sein blaues Augenpaar leuchtete beglückt. „So will ich! Und ich denke, ich werde Euch Freude machen, und Ihr werdet keine Schande an mir erleben!"

Tromson drückte den angenommenen Sohn warm an sein Herz.

Und von Stund an blieb Erik sammt seinem Vater in Tromsons Haus, und für seine Schwester Halgar hatte er in Carlen eine liebe Schwester gewonnen. —

Achtes Kapitel.

Es war Sonntag und gerade der erste Mai. Tausende von den Bewohnern des reichen Hamburg waren hinausgefahren nach dem in grünen Hügeln so anmuthig angebauten Blankenese. Musik schallte aus vielen Gärten mit Kaffeehäusern; in jedem drängte sich die Fülle der Besucher. Die vielen glänzenden Equipagen, welche vor den Thüren aufgefahren

waren, stopften fast die Straßen. Immer neue Ströme von Menschen kamen an auf den Dampfschiffen, die die Elbe herabfuhren. Von den Höhen geschaut, zerschlug sich die ganze bunte Menge in allen Windungen und Wendungen der Thäler; alle Wege und Stege waren erfüllt davon. Bunt mischten sich die Stände und Trachten durcheinander. Der reiche Kaufmann mit der Gattin am Arme, deren weißes Atlaskleid mit den feinsten Brüsseler Spitzen besetzt, eine halbe Schiffsladung werth war; die schmuckſten Dirnen aus dem dienenden Stande, mit schneeweißen Häubchen und Brustlatz; die Blankeneser Frauen und Mädchen selbst in ihrer malerischen Volkstracht. Matrosen aus allen Ländern und Meeren; Schiffer mit breiten Kremphüten und weiten Pumphosen, — Alles freute sich des wunderschönen Frühlings und Sonntags.

Noch reizendere Farben als die bunte Menschenmenge, bot die Landschaft selbst dar. In allen Gärten blühten die Bäume, wie mit leichten Schneeflocken überschüttet; das Grün der Blätter leuchtete in der ersten saftigen Frische. Die dunkeln Tannen trieben flaumzarte apfelgrüne Spitzchen, die Birke flüsterte mit tausend sonnendurchleuchteten Blättchen; die Buchen und Linden im dunkeln Laub standen wie reizende siebzehnjährige Mädchen in dem jungen Schmuck der grünen Brautkronen. Dazwischen leuchteten die hellrothen Dächer der kleinen Fischerhäuser, mit ihren buntbemalten oder glänzend weißen Mauern und den grün angestrichenen Thüren und Fensterladen. Der Himmel lachte hellblau auf die Erde herab, und der breite prächtige Strom lachte dunkelblau zurück. Die Stimmen der Vögel mischten sich zwitschernd in die murmelnden und summenden der Menschenmenge. Alles war Lust, Leben, Glück, Freude.

Doch ein Mann ging ernsten, ja traurigen Angesichts in der Menge hin, an der Seite eines jüngeren Gefährten, der, wenn auch kein lustiges, doch ein recht wackeres, zufriedenes, von Gesundheit strotzendes Angesicht zeigte. Beide waren ihrer

Kleidung nach Seeleute. Der jüngere hatte eine Cigarre im Munde und blies den Dampf sorglos in die blaue Luft; der andere rauchte nicht, und ging, die Hände auf den Rücken gelegt, stumm neben ihm hin.

„Hätte ich doch nicht geglaubt, Claus Billerbeck, daß Ihr jemals ein so ernster, stiller Mann werden könntet! Es ist hier, weiß Gott, so schön und lustig, wie ich mir das Paradies nicht vorstellen kann, und Ihr verzieht auch nicht eine Miene, sondern geht durch das frohe Getümmel hin, und durch die schönen Gärten und Hügel, als wenn Ihr nicht Ohr, nicht Auge hättet!"

„Doch, doch, Nils Huden", antwortete Claus Billerbeck, „ich habe Auge und Ohr dafür; aber auf meine Art. Ich denke nur immer, wie viel schöner es hier war, so vor acht, neun Jahren!"

„Schöner? Vor acht, neun Jahren?" fragte Nils Huden mit verwundertem Ton, „das kann wohl Euer Ernst nicht sein! — Vor acht, neun Jahren war es nicht halb so schön hier. Seht da den Süllberg! Vor zehn Jahren war das eine kahle Kuppe, wo kaum ein Hälmchen Seegras fortkam. Bis an die Knöchel watete man im Sande hinauf. Jetzt ist ein prächtiger Garten mit Gebüsch und Blumen angelegt, und ein Haus erbaut. Ihr hört Musik, könnt Kaffee, Grogh, und was Ihr wollt, haben, und die hübschesten Mädchen und Weiber von Hamburg sitzen zu Hunderten rings umher!" —

„Ihr habt Recht! Nils Huden — allein es kam mir schöner hier vor, als ich ganz einsam mit Weib und Kind hier spazieren ging, und mit ihnen auf den kahlen Süllberg stieg, als jetzt, wo Alles mit Gärten bedeckt ist, und ringsher Musik und Kinderlärm erschallt!"

„Und könnt Ihr es gar nicht vergessen, Claus Billerbeck? — Ihr seid ein guter Kerl! — Es ist doch nun aber schon an sechs, sieben Jahre her, und ..."

„Es ist schon im achten", — antwortete Claus Billerbeck. „Aber ich werde es nicht vergessen und wenn ich im achtzigsten bin!" —

„Oho! Dazu habt Ihr noch einen hübschen Cours vor Euch! — —"

„Ich bin auf der Hälfte", unterbrach ihn Billerbeck.

„Nun eben drum", antwortete Nils Huden gutmüthig, „da seid Ihr ja noch ganz der Mann zum Wiederheirathen. Es gibt noch eine hübsche Menge hübscher braver Frauenzimmer in der Welt. Wißt Ihr was? Da oben auf dem Süllberg habt Ihr's Aussuchen! Seht Euch da nach Einer Anderen um!" —

„Ich danke Euch, Nils!" antwortete Claus Billerbeck halb ernst, halb lächelnd. „Ich verspüre keine Lust."

„Hat Euch denn seitdem kein einziges Mädchen mehr gefallen?"

„Das wohl!" entgegnete Billerbeck mit halbem Seufzen.

„Hagel und Sturm! Ihr seid roth geworden", rief Nils Huden drollig lustig aus. „Es ist nicht richtig! Ihr müßt's eingestehen!"

„Nicht doch!" sagte Claus Billerbeck abwehrend.

„Den Querschlag laß ich nicht gelten!" rief Nils Huden eifrig. „Ihr werdet andere Segel aufziehen! Ein Capitain wie Nils Huden läßt sich nicht anführen! Ihr wollt mich über Euren Cours irre machen, aber es geht nicht! Gerad heraus! Ich habe nun einmal geentert! Ergebt Euch, — sagt, wie steht's!" —

„Nils Huden, Ihr seid ein herzensguter Kerl", antwortete Billerbeck sehr ernsthaft, „allein wie's mit mir steht, davon wißt Ihr nicht Bescheid!"

„So gebt mir Bescheid! — Ist's richtig? Habt Ihr eine Prise in Sicht? Ich helfe Euch Jagd machen! Ich lege

mich Euch bei mit allen Segeln!" drang der gutmüthige Nils Huden immer eifriger in ihn.

„Laßt doch die Thorheiten", wehrte Billerbeck ab. Doch Nils ließ nicht nach.

„Ein guter Heringsfänger ist auch ein guter Mädchenfänger", rief er lustig, „ich verwette . . ."

„Und ich wette nicht!" fiel Claus Billerbeck ein. „Es geht nicht, sage ich Euch!" —

„Und warum nicht?"

„Weil . . ."

Hier standen sie an der Pforte des Gartens auf dem Berge, wo sie das Eintrittsgeld bezahlen mußten. Dadurch wurde ihr Gespräch unterbrochen.

„Das ist auch eine Veränderung, aber eine sehr schlechte", brummte Nils, indem er seine Schillinge mühsam aus dem Beutel klaubte, „daß man jetzt hier dafür bezahlen muß, wenn man sich oben in Gottes freier Welt nur umsehen will. Soll mich wundern, ob nicht ein Hamburger Sonne oder Mond pachten wird, daß man für jeden Lichtstrahl seine Schillinge herauszustöbern hat, diese verwünschte dünne Münze, die zur Schande Deutschlands ohne Gepräge, aber mit desto mehr Schmutz auf der Platte, hier in der reichsten Stadt beinah allein Cours hat. Es ist mir immer, als ob mir Ungeziefer im Geldbeutel umherkröche, wie platte Blattläuse sieht das Zeug aus, auf guten, frischen, silbernen Species oder preußischen Thalern."

Unter diesem derben, halben Selbstgespräch waren die Spaziergänger eingetreten.

„Ich lasse Euch nicht los", hub Nils Huden wieder an, „wir suchen uns hier irgendwo ein stilles Plätzchen, dann müßt Ihr mir dennoch Rede stehen!"

Das Plätzchen war bald gefunden. Es war ein Tischchen,

etwas abseit von der großen Masse, von dem man die Elbe nach der See zu bis an den Horizont und von der anderen Seite bis Hamburg überschauen konnte. Das grüne prächtige Land jenseit, mit seinen Wiesen und Wäldern, hatte man vor sich; die breiten Sandflächen, die, da es gerade Ebbe war, aus dem Wasser hervortraten, glänzten goldgelb zwischen dem Grün der Felder und Gärten und dem silberblitzenden Blau des Flusses.

Der Kaffee stand vor den Spaziergängern; Nils hatte eine neue Cigarre angezündet; auch Claus Billerbeck nahm jetzt eine von ihm an.

„Nun heraus mit der Sprache!" sagte Nils treuherzig; „hier hört ja kein Christenmensch auf uns; habt Ihr etwas vor dem Bogspriet. Lugt Ihr aus vom Mastkorb nach einer Prise? — Verdamme mich Gott, Euch tritt ja das Wasser ins Auge! — Steht's so ernsthaft mit der Sache?"

Claus Billerbeck wischte sich mit der Hand über die Augen. „Der weite Himmel blendet so, hier oben", murmelte er. — „Laßt mich doch mit Euren Fragen, Nils! Ich sage Euch, es geht nicht mit der Sache. Und Ihr selbst habt mir die letzte Hoffnung genommen!"

„Ich? — Und wodurch? Das verstehe ich nicht!"

„Erzähltet Ihr mir nicht vor vierzehn Tagen zu Bergen, am Abend ehe wir zusammen ausfuhren, daß Ihr den verschollenen Curt Strombeck zu Edingburgh gesehen hättet?"

„Den Lübecker Hallunken! Freilich! Nun den wollt Ihr doch nicht heirathen!" —

„Ihr seid gewiß, daß er es war?"

„Ich will in meinem Leben kein Wall Heringe mehr laden, wenn ich den Schubiack nicht erkannt habe, trotz seiner Mummerei und seines Fremdthuns! Denkt Euch nur, Englisch antwortete mir der Hallunke, als ich ihn Dänisch anredete, und Deutsch wollte er gar nicht verstehen! Und habe ich

doch so manches Glas Grogh — ich wollte, ich hätte es in die See gegossen, — bei dänischem und deutschem Wort mit dem Strolch geleert, so lange ich ihn für einen rechtschaffenen Schiffer hielt!"

„Ihr könntet Euch aber doch wohl geirrt haben!"

„Ich geirrt? — Weil er sich ganz verkleidet hatte? Weil er Englisch radebrechte, statt dänisch zu antworten?" rief Nils Huden lebhaft. „Ich sollte nicht die Sperber-Augen, mit denen er Alles so grimmig anbohrt, erkannt haben? Sollten etwa zwei Lübecker eine Narbe über dem linken Auge haben! Und die nämliche Stimme?" Nils wurde immer eifriger. „Weshalb lief er denn so davon, wenn er ein gutes Gewissen gehabt hätte? Gleich ins Gedränge, dann in eins der vierzehnstöckigen Häuser hinein, am Schloßberg, die hinten und vorn Ausgänge haben! Ich sage Euch, mein rechtes Auge und mein linkes dazu will ich einbüßen, wenn sie falsch gesehen haben!"

„Desto schlimmer!" versetzte Billerbeck finster.

„Desto schlimmer? Warum desto schlimmer! Warum? Sagt mir das! Sagt mir das, Claus Billerbeck! Ich bitte Euch."

„Habt Ihr sein armes Weib nie gesehen, wenn Ihr zu Lübeck waret?"

„Ja wohl! Die Norwegerin" — —

„Ganz recht. — Sie sieht meiner Verstorbenen so ähnlich wie eine Schwester!" antwortete Claus Billerbeck mit bewegtem Ton.

„Aha!" — sagte Nils Huden langsam und leise, als denke er es nur. — „Also da hat das Schiff den Leck", dachte er wirklich nur, ohne die Worte zu sprechen. Es entstand eine Pause. —

„Und wo ist sie denn jetzt? Ihr werdet es also doch wohl wissen, Billerbeck?" fragte Huden nach einiger Zeit in vorsichtigerer und gemessenerer Weise, als er sonst je zu haben pflegte.

„Wo sie ist? — Nun, in Lübeck, wo der Schuft sie verlassen hat, denke ich", war Billerbecks etwas erstaunte Antwort.

„So, so!" summte Nils Huden langsam. — „Als ich um Weihnachten meinen Vetter besuchte . . . wann seid Ihr denn zuletzt dort gewesen?" fragte er plötzlich.

„Im September, als ich die Ladung Blei für Rußland dorthin brachte; ich mochte nicht mehr hin. Der Kummer des guten schönen Weibes jammerte mich allzusehr!" —

„Ihr habt sie damals gesprochen?"

„Ja wohl!"

„Und sie sagte Euch nicht, daß sie fortziehen wollte von Lübeck?"

„Kein Wort!" antwortete Claus Billerbeck betroffen.

„Und Ihr wißt nicht, daß sie fort ist?"

„Fort! Und wohin?" fragte Billerbeck erschreckend, denn Nils Hudens immer so frohes Gesicht sah plötzlich aus wie eine Wetterwolke.

„Hört, Claus Billerbeck", hub Nils Huden treuherzig an, „das ist wahrhaftig eine dumme Geschichte. Sie ist fort aus Lübeck, und Niemand weiß wohin!"

Claus Billerbeck erblaßte, und sah den Freund mit starren Blicken fragend an.

„Sie war schon vier Wochen fort, zu Weihnachten, als ich meinen Vetter besuchte. Die Noth hatte sie fortgetrieben. Der Schuft, der Curt Strombeck, ließ nichts von sich hören, das, was er ihr zurückgelassen, war allmählig aufgezehrt." —

„Und nie wollte sie etwas annehmen — sie sagte stets, sie habe genug!" rief Claus Billerbeck dazwischen.

„Sie hat am Ende die letzten Bettstücken verkauft, den Miethzins fürs Vierteljahr auf den Tisch der Wirthin gelassen, und . . . war verschwunden."

„Verschwunden!" rief Billerbeck und athmete schwer. — „Und man hat gar keine Vermuthung?" . . .

„Gar keine! — Sie könnte nach Haus zurückgekehrt sein, . . . aber im Dezember! Wie wäre das möglich!“

„Nein, auch jetzt im Mai nicht! Das hat sie oft gesagt, das arme Weib! Eher ins Wasser springen! Ja, hätte sich Strombeck mit ihr trauen lassen — aber der . . .“ Er ballte die kräftige Faust.

„So, so!“ summte Nils wieder. „Aber hört einmal, Claus Billerbeck“, — fing er gutmüthig wieder an, und nahm dessen Hand. „Nehmt's nicht für ungut, wenn ich jetzt etwa dummes Zeug schwatze. Wenn die beiden nicht getraut sind, — und wenn Ihr sie auffindet, — was verschlägt's Euch, daß der Hallunke noch lebt, der sie seit drei Jahren verlassen hat? Ihr könntet . . .“

„Nimmermehr, Nils Huden! Das ist's eben, was all mein Glück gehindert hat! Ich habe sie gebeten, dringend gebeten, sie soll meine Frau werden! Das ehrliche Weib hat geantwortet — blaß war sie dabei, und die Thränen liefen ihr herunter — — so lange ich ihm treu bin, bin ich sein Weib vor Gott, wenn auch nicht vor Menschen. Wenn ich ihm untreu werde, bin ich nichts gewesen als — —“

„Brav! Brav!“ sagte Nils Huden, und sah ganz gerührt aus, gleich darauf aber ganz erbittert. Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Kaffeetassen klirrten und ein Löffel heruntersprang in den Sand. „Hätte ich das gewußt! Claus Billerbeck, Ihr kennt mein Wort! Nun, mein Wort d'rauf, ich hätte dem Hallunken zu Edingburgh mit dieser meiner Faust eins auf den Kopf gegeben“, — hier schlug er zum zweitenmal auf den Tisch, daß es donnerte und klirrte; es schien, als wolle er prüfen, ob seine Knöchel oder das Eichenholz härter seien, — „Eins auf den vermaledeiten Sünderschädel, daß er sein Lebtag nicht mehr hätte Steuerbord von Backbord unterscheiden können! — Aber was ist nun zu machen? Kann man sie denn nicht aufsuchen! Durch den Hamburger Correspondenten auffordern?“

„Um Gottes Willen, Nils Huden, — sie spränge in die See vor Schaam! — Aber aufsuchen will ich sie, und das auf der Stelle. — Das Dampfschiff unten wird gleich abgehen. Ich will zurück nach Hamburg. Heut Abend geht noch der Nachtzug ab; ich kann vor Tagesanbruch in Lübeck sein. Da wird man doch eine Spur auffinden!" —

Sie brachen auf.

Neuntes Kapitel.

Die Sonne stand hart am Horizont; lange Schatten fielen über die grünenden Thäler.

Nils Huden und Claus Billerbeck schritten eilig zum Strand hinab.

„Warum setzt Ihr so alle Segel bei, Claus Billerbeck", fragte Nils und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Vor halb neun Uhr geht das Schiff doch nicht ab."

„Ich will sehen, daß ich den Capitain berede, früher abzugehen. Das Schiff wird ohnehin übervoll sein!"

„Er kann nicht. Nicht, daß er Stunde halten muß, aber wir haben die tiefste Ebbe, und die Ebbe ist so seicht, daß er kein Fahrwasser hat. Er muß noch auf Fluth warten."

„Wenn er vorsichtig steuert, kommt er schon durch. — Und wenn wir hier noch eine halbe Stunde versäumen, ist's nicht mehr möglich mit dem Zuge abzugehen!"

„Es wird freilich hart halten, bis 11 Uhr, wenn Ihr auch Euer bischen Ladung so rasch als möglich in den Reisesack schiebt. Der Bahnhof ist zu weit vom Baum."

„Wenn's nicht anders ist, fahre ich gerade durch die Stadt, und reise wie ich hier bin. Geld habe ich genug und

ein Hemd kann ich in Lübeck kaufen", antwortete Billerbeck. „Aber der Capitain wird mir's schon zu Gefallen thun."

„Wenn wir aber dann einen Sandhasen schießen? He? Und eine Stunde arbeiten müssen, um flott zu werden?" wandte Nils Huden ein.

„Es muß gewagt werden. Ich habe keine Ruhe mehr in Hamburg. Es ist mir, als ob ich Feuer unter den Fußsohlen hätte. — Eine Stunde zu spät, kann für ewig zu spät sein!" Er schritt rascher vorwärts.

„Ja", brummte Nils, „wem der Satan so ein paar lange Beine gegeben hat, wie Euch, Claus Billerbeck! Aber ich bin just kein Schnellsegler! Uf!" Er trocknete sich wieder die Stirn.

„Ich besorge, das Schiff überfüllt sich, und wir kommen gar nicht mit, wenn wir zögern", sagte Billerbeck, nachdem sie etwa hundert Schritt weiter waren, und ging noch rascher.

„Nun setzt er gar noch die Topsegel bei", schnaufte Nils, harrte aber getreulich bei dem Freunde aus, und keuchte neben ihm her.

Endlich waren sie am Elbufer. Nils schnappte nach Luft, wie ein Fisch, der auf dem Trocknen liegt. Billerbeck drängte sich durch die dem Dampfschiffe zuströmende Menge und schob die Leute rechts und links nicht eben auf sanfteste Weise auseinander, um ihnen voran zu kommen, denn es sah allerdings so aus, als würde der Capitain bald den Baum vorschieben, und deklariren: „Ich habe volle Ladung."

Nils steuerte tapfer hinterdrein, und dachte: „Laßt ihn nur voran segeln durch's Eis! Dann hast Du bessere Fahrt!" Inzwischen war er auch nicht der sparsamste mit Ellenbogen-Flügelschlägen. Er und Claus Billerbeck mußten manche grobe Redensart dafür an Bord nehmen, allein er wischte sich bei jedem Ellenbogenausfall, den er in die feindlichen Flanken machte, zugleich den Schweiß von der Stirn, und

prustete nur ein „Uf" heraus, das ihm wie ein Windstoß herausfuhr.

„Theerjackenschlingel — Ihr Eisböcke! — Holla! Ihr Ellenbogenwindmüller — Grobiane von Bordkleppern, — Pöckelfleischritter nicht so ungehobelt", — diese und stammverwandte Kernschüsse aus gröbstem Geschütz, flogen den beiden Seemännern nach. Claus Billerbeck merkte sie nicht, Nils Huden lachte innerlich darüber, und dachte: „Aergert Euch nur, Ihr Landratzen!"

Beide enterten endlich das Deck. Claus Billerbeck hatte daran nicht genug, sondern segelte noch auf demselben ein halbes Dutzend Passagiere an und fast zu Grunde, die ihn von dem Capitain, der mit dem Steuermann sprach, trennten. Er erreichte ihn und fing seine Unterhandlung wegen der früheren Abfahrt an. Capitain Trumm war zäh; endlich drang ihm Claus Billerbeck fünf Minuten ab. Die Glocke schellte, die Nicht-Mitfahrer wurden vom Deck getrieben, die Brücke eingezogen, der Querbaum geschlossen. Der Dampf sauste, die Schaufeln fingen an zu kreisen, das Schiff wendete, und ging dann vorwärts stromauf.

„Wir laufen ganz hübsch!" sagte Nils Huden zu Claus Billerbeck, der ihm gegenüber mit dem Rücken gegen das Steuer stand, während Nils die Augen dahin hatte, und den Fahrtstreifen wohlgefällig überschaute, den das Schiff hinter sich zurückließ. „Die „Elbe", es war der Schiffsname, „liegt gut auf dem Kiel. Seht nur, Claus, wie die Ufer laufen!" Er zog die Dose und wollte eine Prise nehmen. „Es ist ein wahres Vergnü... Sturm und Blitz!" unterbrach er wie mit einem Donnerschlag sein „Vergnü . . . gen." Die Dose flog ihm aus der Hand, der Tabak stäubte ihm ins Gesicht, er stolperte vorwärts auf Claus Billerbeck, der seinerseits rückwärts taumelte, die ganze Deckbevölkerung machte eine gleiche Bewegung, ein hundertstimmiger Schrei weiblicher und

männlicher Stimmen schallte in die Lüfte, und im Nu lagerte sich die Hälfte der Passagiere vergnüglich auf den sauber gedielten Deckboden.

Alles hat seine Ursache in der Welt. Auch der sehr bemerkbare Stoß, den die gesammte Deckbevölkerung von unten auf, durch die Fußsohlen, Kniegelenke, bis in Hüften und Schultern hinauf wie einen Erdstoß empfand, und der sie so rasch zu dem gemeinschaftlichen, nicht sehr lange in Ueberlegung gezogenen Beschluß brachte, sich entweder mit der Nase, oder in entgegengesetzter Weise aufs Deck zu legen und ihre bisherige verticale Richtung in eine horizontale zu verwandeln. Es war nämlich auch ein Erdstoß, den das Schiff dadurch empfing, daß es auf eine Sand- und Kieslage, die unter dem allzuflachen Fahrwasser im Versteck lag, mit aller Kraft der Radschaufeln lief.

Genug, es saß fest, und die Passagiere lagen fest; wenigstens im ersten Augenblick, und vorzüglich Nils Haden. Denn er hatte sich mit seiner Nase so in Claus Billerbecks Bauch eingebohrt, als hätte er den besten Ankergrund für dieses ansehnliche Dreieck gefunden; und zugleich mußte der Inhalt seiner Tabaksdose der Ansicht gewesen sein, daß es gar keinen besseren Ackerboden zur Aussaat für die Carrotten gebe, als Nils Hudens eigenes Angesicht und seine beiden Augen. So war er wirklich im ersten Moment etwas eingerammt und verschleiert zugleich, bis ein fürchterlicher „Sturm und Blitz!“ aus seinem Schlunde jählings herfürbrach; die Wolke der Betäubung zerriß, und ein gleichzeitiges nerviges Faust- und Ellenbogen-Maneuvre ihn wieder von dem Ankergrund losriß, und ihn völlig flott machte, so daß er, einer der ersten in der allgemeinen Niederlage, wieder auf seinen zwei Beinen stand. Diese günstige Position benutzte er einerseits dazu, ein Pelotonfeuer von Zornausbrüchen quer über den Schiffsrumpf streifen zu lassen, von dem sich indessen nicht behaupten

läßt, daß es von erheblichem Erfolg gewesen wäre, anderntheils gedachte er seines Nebenmenschen und getreuen Gefährten Claus Billerbeck, enterte ihn an beiden Schultern, und half ihm, sich von dem harten Grunde, auf dem er gescheitert war, aufzurichten. Claus Billerbeck hätte dies inzwischen wohl allein vollbracht; denn er war keineswegs zerschellt, sondern noch so gut segelfähig, daß er seinen Cours quer durch die Armen nahm, welche diese Niederlage erlitten hatten, auf den Steuermann zusteuerte und ihm, der ein guter Freund und Gevatter von ihm war, die kleine Schmeichelei weniger zuflüsterte als zudonnerte. „Ein größeres Steuerrindvieh ist doch noch nie auf der Elbe gefahren als Du, Peter Aßmann!" Der Capitain war derselben Meinung, drückte sie aber kürzer, sogar völlig einsylbig aus, indem er blos schrie: „Ochs!" Aber Alles half weiter nichts. Das Schiff saß fest auf der Sandbank, und mußte losgearbeitet werden. Es glückte auch. Ein erheblicher Schaden war weder dem Schiff noch den Passagieren geschehen, nur daß ein Jeglicher einen Zwangsbeitrag von einer Stunde seines Lebens liefern mußte, um das Ereigniß für die Weltgeschichte ins Leben zu rufen.

Claus Billerbeck hätte lieber ein Jahr beigesteuert, nur später. Diese Stunde aber gab er höchst ungern her und hätte er irgend gewußt wie, er wäre als offener Steuerverweigerer aufgetreten.

Der Ausgang der Sache war der, daß er sammt seinem treuen Nils Huden, doch erst lange nach zehn Uhr, die Hamburger Erde wieder betrat; daß, wie sie auch beide ihre Sappen mit den Ellenbogen vorwärts durch die Volksmassen trieben, doch kein einziger Ein- oder Zweispänner mehr da war, als sie sich endlich zur Haltestelle durchgegraben hatten. Sie mußten also ihren Cours zu Fuß fortsetzen, quer durch die Stadt nach dem Bahnhofe, wobei Claus Billerbeck, wie Armeen auf der Flucht, wirklich alle Bagage im Stich ließ,

(denn er konnte nicht mehr in seiner Wohnung landen) und weil er kein Loth Gepäck als sich selbst mit auf den Bahnhof nahm, wo er auch glücklich zur rechten Zeit eintraf, um die Locomotivpfeife zu hören und den Zug abfahren zu sehen!

Wäre es dem wackern Manne nicht so ernst ums Herz gewesen, es hätte sich wahrlich kein köstlicheres Bild für einen Photographen auffinden lassen, als ihn und Nils Huden, wie sie beide dem Zuge nachstarrten.

„Da haben wir's!" sagte Nils, nicht zum ersten, sondern zum hundertsten Male wenigstens, da er dieselbe Redefigur schon zwanzigmal angebracht hatte, als er mit der Nasenspitze in Billerbecks Weste enterte, und da er, statt der Droschken, den leeren Raum vor sich erblickte, und bei anderen Anläßen. Also: „Da haben wir's!" rief er aus. „Alles war vergeblich! Uf!"

„So reise ich morgen mit dem ersten Zuge", versetzte Claus Billerbeck ruhig darauf; „ich habe gethan, was ich konnte! — Laßt uns nach Haus gehen; nun will ich wenigstens ordentlich packen, und einige Anstalten treffen. Ihr müßt mir helfen, Nils Huden. Kommt mit!"

„Versteht sich! Immer gleichen Cours, wenn ich auch nicht nach Lübeck mitgefahren wäre, und es morgen auch bleiben lasse. — Aber laßt uns nicht wieder durch die vermaledeite Stadt gehen. Lieber segle ich im Sturm durch die Skären, als in der steinernen Brandung, wo man sich die Sohlen verbrennt, eine steile Welle hinauf und die andere hinunter. Ueber den Wall wollen wir gehen, da weht doch noch ein frisches Lüftchen. Uf! — Ich muß mich abkühlen." —

Sie gingen.

Es war spät geworden; der Weg einsam, die Nacht war dunkel aber lau; die Nachtigallen sangen; man konnte jeden Laut weit hin hören durch die Stille. Die beiden

Seeleute gingen langsam unter den Bäumen des schönen Spazierganges hin. Zur Linken schimmerte noch hie und da ein trüb erleuchtetes Fenster in den kleinen Häusern, die ihre Hinterfront hier heraus haben. Auch war dann und wann eins offen, und es ließ sich das weiße Kleid einer hinausgelehnten Schönen wahrnehmen, die auch wohl den Vorübergehenden einen heimlichen Zuruf entgegensandte.

Da erklangen auch einige lautere Stimmen.

„Es giebt einen Zank hier in einem der Häuser," sagte Nils Huden.

„Sturm und Blitz! Das Weib hat eine schrillende Stimme, ärger als eine Bootsmannspfeife!"

„Ein widerliches Verkehren in diesen Spelunken!" sagte Claus Billerbeck.

Das Geschrei der Weiber wurde vernehmbarer; auch eine männliche Stimme ließ sich dazwischen hören. Sie gingen rascher der Gegend zu.

Ein jammernder Laut tönte durch die Nachtstille zwischen dem zänkischen Geschrei hindurch.

„Habt Ihr gehört?" fragte Nils Huden. „Es weint auch eine dazwischen. Die alte Hexe wird wohl einem jungen Dinge scharf in die Flanken segeln!"

„Wir müssen näher, vielleicht können wir ein Unglück verhüten;" antwortete Claus Billerbeck und schritt rasch aus.

„In dem Hause dort mit den beiden hellen Fenstern ist's!"

Es schallten herzzerreißende Laute des Bittens und Weinens zwischen denen einer gellenden keifenden Weiberstimme und einer rohen männlichen.

„Sturm und Blitz! Hier gilt's ein Boot zur Rettung aussetzen," rief Nils. „Es ist kein Zweifel; da wird ein armes elendes Ding schändlich zerzaust! — Hier ist eine kleine Treppe; auf der kommen wir hinunter bis dicht an das Haus."

Sie eilten eine der schmalen, steilen Treppen hinunter,

die die Verbindung vom Wall mit der daneben laufenden engen Straße bilden. Doch konnten sie nicht von da in den engen Hof des Hauses, der durch eine Mauer abgetrennt war, gelangen. Das Geschrei des Weibes währte fort; aber der Lärmen zog sich weiter hinweg in eine andere Stube.

„Fort, fort! Aus dem Haus," schrie die Wüthende. „Kann das Kostgeld nicht bezahlen, und will sich noch weigern es zu verdienen. — Mache sie, daß sie fortkommt; ihre paar Lumpen bleiben als Pfand." Unter diesen tobenden Worten wurde ein armes Geschöpf von dem erbitterten Weibe durch die Stuben des obern Geschosses getrieben, muthmaßlich um auf der andern Seite nach der Straße zu zur Hausthür hinausgejagt zu werden!

„Das ist ja ein Höllendrachen!" rief Nils Huden. „Wenn wir ihm nur beikommen könnten!" —

„Hier geht es durch nach der Straße," antwortete Billerbeck, der eine angelehnte kleine Zaunthür geöffnet hatte, von welcher ein schmaler Durchgang auf die Gasse führte. — „Wir wollen sehen, ob wir dem armen Mädchen Hülfe leisten können."

Auf der Straßen-Seite war das Haus dunkel. Nur ein schwacher Lichtschimmer fiel durch ein paar Scheiben über der schmalen Thür des elenden Gebäudes.

Plötzlich flog die Thür auf und das Weib kam hastig heraus.

„Herr Senator!" rief sie mit unterdrückter Stimme.

„So, so! da giebt's was Neues!" murmelte Nils, und hielt sich dicht an Billerbeck, der im dunkelsten Schatten stehen geblieben war.

„Nun Grete," antwortete leise eine tiefe männliche Stimme, und ein Mann im Mantel gehüllt trat näher. „Du hast ja gezankt wie die Hexe von Endor!"

„Das hartnäckige Frauenzimmer!" sprudelte diese heraus.

„Ich habe ihr erst gut zugeredet, dann mein Geld gefordert, dann gedroht — nichts hat verfangen. Sie wimmert und winselt und ist mir zu Füßen gefallen, ich soll sie nur bis morgen früh behalten. Ihre Arbeit sollte ihr morgen bezahlt werden. — Ich habe mich wohl gehütet, ihr das zuzugeben. Hätte sie Geld, wäre Alles aus. Aber auch so; es verfängt Alles nichts. Sie will nicht. Nun geht sie, sie zieht nur noch die Schuhe an.“ —

„Hast Du ihr denn nicht die hundert Mark geboten?“ fragte der Mann im Mantel.

„Nicht tausend wolle sie nehmen,“ sagte sie. „Sie ist zäh wie Buchsbaum! Ich versteh mich doch darauf! Aber nichts verfängt. Ich habe sie hungern lassen, den ganzen Tag, denn sie hat keinen baaren Schilling. Alles vergeblich!“ —

„Eine schöne Geschichte!“ zischelte Nils seinem Freunde ins Ohr.

„Still,“ sagte Claus Billerbeck. „Wir müssen das Ende abwarten!“

„Wenn sie jetzt auf die Gasse kommt,“ sagte das Weib weiter und sprach leiser, „wird sie als Herumtreiberin festgenommen. Da könnte die Angst vielleicht .... Sie müssen sich in ihrer Nähe halten! Wenn Sie sie dann frei machen, für sie gut sagen, sie mit nach Haus nehmen, — —“

„Bestie!“ brummte Nils; Billerbeck legte ihm die Hand auf den Mund.

„Ich möchte doch meinen Namen nicht gern nennen ...“

„Also recht im Finstern, Herr Senator,“ murmelte Nils zwischen den Zähnen.

„Das braucht's auch nicht,“ sagte das Weib. „Ein paar Species an die Wache ....“

„Nun, ich will sehen; ich will mich dicht hinter ihr halten,“ antwortete der bemäntelte Senator.

„Da kommt sie,“ zischelte das Weib. Eine weibliche

Gestalt in ein dunkles Gewand gehüllt, schwankte aus der Hausthür. Als sie die finstere Straße sah, bebte ihr Fuß zurück.

„Laßt mich nur bis es Tag wird auf der Hausflur bleiben,“ — flehte eine von Thränen erstickte Stimme.

„Keine Minute,“ kreischte das Weib.

Aber gleichzeitig mit ihr rief Billerbeck, aus dem Dunkel hervorspringend. „Halgar! Allmächtiger Gott!“

Nur ein Laut zwischen Schmerz, Schreck und Rettungsfreude entrang sich ihrer Brust; sie schwankte vorwärts, sank in die Knie, — —

Claus Billerbeck und Nils Huden fingen sie in ihren Armen auf.

Der Mann im Mantel verschwand in der Nacht, das Satans-Weib fuhr ins Haus zurück. —

Zehntes Kapitel.

Am andern Morgen gegen neun Uhr pochten Claus Billerbeck und Nils Huden bescheiden an die Thür eines Zimmers im dritten Stockwerk des Victoria-Hotels am Alsterbassin.

„Herein!“ rief eine wohllautende weibliche Stimme.

Sie traten ein. Halgar saß in ihrer ärmlichen, aber durchaus sauberen Kleidung auf dem Sopha; der Tisch mit dem Frühstücksthee stand vor ihr. Lieblich erröthend flog sie den beiden Männern entgegen; sie wollte sprechen, doch sie brach in Thränen aus, und sie mußten sie auf ihren Sitz zurückführen. Erst nach einigen Minuten vermochte sie sich

so weit zu fassen, daß sie sprechen konnte, wenn ihr auch immer neu die Thränen in das blaue, treue Auge traten, und die liebliche, nur mit einem erblassenden Roth leise überhauchte Wange netzten.

„Ja," sagte sie dankbar und blickte gen Himmel, „wenn die Noth am größten ist, ist Gott am nächsten! Gott im Himmel selbst hat Euch zu mir gesandt, Ihr wackern Männer!"

„Ich denke auch, es ist Gottes Finger, der uns die Wege zeigt," sagte Billerbeck ernst und fromm.

„Sturm und Blitz," fuhr Nils Huden heraus, „den Hallunken wollte ich blau dreschen, der es anders dächte! Und den Pastor wollte ich sehen, der es klarer machen könnte! Nun wissen wir wozu es gut war, daß der Steueresel gerade auf die Sandbank rannte! Und daß wir den Zug versäumten! Wenn Ihr nun jetzt aber in Lübek hocktet, Claus Billerbeck?"

„Ich danke Gott, daß ich hier bin. Hätte ich denn dort erfahren, Frau Strombeck, wo Ihr Euch hingewendet hättet?"

„Nein; kein Mensch wußte wo ich hingezogen war," antwortete Halgar wehmüthig. „Ich wollte verschwinden aus der Welt!"

Billerbeck drückte ihr stumm die Hand.

„Weil ich sah, daß es doch auf das Letzte mit mir kommen mußte, hatte ich in der Stille nach und nach Alles verkauft, und immer gespart und gespart. Dem Hauswirth in Lübeck konnte ich so viel zurücklassen, daß er mehr als bezahlt ist damit. Etliche hundert Mark besaß ich noch; damit ging ich Abends im Dunkel mit meinem geringen Gepäck unterm Mantel, still, tief eingehüllt auf die Eisenbahn. Ich war in Hamburg, ohne daß ein Mensch mich erkannt oder gesehen hatte. Keiner hat nach mir gefragt. Hier suchte ich Arbeit. Allein es wurde mir schwerer sie zu finden, als ich dachte. Da wurde ich krank, und lag zwei Monat. Das zehrte mein Weniges auf! Ich hoffte immer, sagte sie leise

mit niedergeschlagenen Augen, Gott würde mir vergeben und mich erlösen! Aber ich genas! — Ein Weniges an Arbeit für die Nadel fand ich; es wäre mir allgemach doch vielleicht gelungen, mich redlich durchzubringen. Doch ich hatte nun nichts mehr, um es abzuwarten. Da gerieth ich, in meiner Unerfahrenheit, absichtlich verlockt, wie ich jetzt wohl sehe, dahin, wo Ihr mich fandet!"

„Auf das Weibsbild werde ich heut noch meinen Cours hinhalten, dafür bin ich Nils Huden von Helsingör, der Heringsfänger," rief der gutmüthige, fröhliche Schiffer in Eifer, und schüttelte sein Bambusrohr verständlich. — „Und den Monsieur Senator will ich herauskriegen!" —

Halgar erröthete hoch.

Claus Billerbeck unterbrach Nils Hudens Eifer durch ein: „Laß das doch jetzt, Nils. Wir wollen das schon in der Stille in Ordnung bringen."

„So, so! Ja, ja! Ihr habt Recht, Claus Billerbeck," antwortete Nils Huden und wiegte den Kopf. „Ihr habt Recht, ganz Recht. Aber wißt Ihr, Claus Billerbeck, laßt mich die Geschichte abmachen. Ihr habt hier vielleicht auch noch so Manches abzumachen und in Ordnung zu bringen. — Mittags bin ich wieder hier. Jetzt Adieu, Claus Billerbeck und Frau Strombeck!" — Damit gab er beiden die derbe, redliche Hand, und ging. Claus Billerbeck sah es gern; denn er hatte allerdings Manches auf dem Herzen gegen die unglückliche Frau. —

Sie saßen einander allein gegenüber. Halgar stumm; auch Claus Billerbeck schwieg eine Zeit lang. Endlich sagte er treuherzig: „Wollt Ihr mir Vertrauen schenken, Halgar?" und bot ihr die Hand.

„Wie meinem Vater," sagte sie beklommen, und brach gleich darauf in heftiges Schluchzen aus, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Ach mein Vater, mein Vater!"

weinte sie laut. „Ich darf gar nicht mehr das Wort Vater aussprechen!"

„Ihr habt lange Jahre schwer gebüßt! Reue und Unglück versöhnen," antwortete Billerbeck. „Aber — das war's eben, — von Eurem Vater, wovon ich mit Euch sprechen wollte!"

Halgar weinte nur.

„Ihr habt nie an ihn geschrieben?"

Sie schüttelte stumm das Haupt.

„Ihr habt es nicht gewagt?"

Sie nickte.

„Wäret Ihr Curt Strombecks rechtmäßige Frau geworden, Ihr hättet wohl um Vergebung bei Eurem Vater gefleht!"

Sie preßte das heiße Angesicht auf Claus Billerbecks rauhe Hand.

„Auf meinen Knieen!" schluchzte sie.

„Ich weiß es; Ihr habt gehofft von Tag zu Tag. — Aber es ist keine Hoffnung mehr!" —

Er erzählte ihr, was er von dem Lübecker wußte durch Nils Huden. Die Unglückliche verging fast in Thränen und Zittern.

„So steht es. — Was wollt Ihr nun beginnen, Halgar!" fragte der Redliche und sah ihr treu in's Angesicht. — „Ich will's Euch sagen," fuhr er fort, da sie bebend schwieg. „Ihr müßt's überwinden, Ihr müßt die letzte Buße, die schwere Beschämung auf Euch nehmen. Ihr müßt nach Haus zurück!"—

Sie zuckte zusammen.

„Es geht nicht anders! Gott weiß es!" fuhr Claus Billerbeck fort. „Ihr müßt Euch Eurem Vater zu Füßen werfen, und seine Vergebung, seinen Segen erbitten!"

„Ja, das will ich!" rief sie, sich mit einem großen Entschluß aufrichtend. „Ja, ich will es! Ich will knieen vor ihm. Er soll mich strafen, er soll mich schlagen, ich will es aushalten wie ein Lamm! Helft mir zu ihm!" schluchzte sie

und faßte Billerbecks Hand mit ihren beiden. „Ach helft mir! Ihr habt mich schon gerettet, rettet mich ganz!“

„So ist's Recht, Halgar!“ sagte der redliche Seemann, und wischte sich selbst eine Thräne aus den Augen. „Hab's auch schon in Gang gebracht!“

„Wie?“ rief sie, und eine ungewisse Freude leuchtete in ihren Blicken, „Ihr habt meinem Vater geschrieben — oder habt Ihr ihn gesprochen?“

„Nein, nein; nichts von alle dem. Ich bin nicht wieder bei Euch drüben gewesen, seit dem Tag vor acht Jahren. In Bergen war ich, — aber nicht weiter. — Es ging einmal nicht! — Nun aber hab' ich's mir vorgesetzt. Es soll sein. Ich habe heut früh eine Ladung angenommen auf Christiansund. Und noch mehr, auch Passagiere. Ein Kaufmann aus Christiansund mit Frau und zwei Kindern, Han Ochterholm, geht mit an Bord. Die Reisegelegenheit wäre fertig!“

In Halgars Zügen ging eine unbeschreibliche Veränderung vor. Sie erbleichte, zitterte, erröthete, ihre Thränen flossen, sie lächelte dazwischen wie eine Verklärte; aber immer fester preßte sie Claus Billerbecks rauhe Hände in die ihrigen; sie bedeckte sie mit heißen Küssen und heißen Thränen. Endlich ließ sie ihn, der vergebens die Hand zurückziehen wollte, los, sank in die Knie, erhob die Arme zum Himmel und betete laut:

„Lieber, lieber Gott, Vater im Himmel, Du hast mich nicht verworfen. Deine Hand war über mir, als ich mich verloren glaubte! Lieber, lieber Gott, laß mich meine Sünde abbüßen und versöhne mir meinen guten, treuen alten Vater, dem ich das Herz gebrochen habe!“

Ihre Kraft war erschöpft; sie sank zusammen. Claus Billerbeck richtete sie auf.

Es pochte an die Thür. —

Claus Billerbeck war unentschlossen, ob er in diesem Augenblick „Herein" rufen sollte. Doch draußen ließ sich schon Nils Hudens Stimme hören. „Ich bin's, mit Sack und Pack," rief er, „kann ich herein?"

Er war's; ein Mann, der ein bescheidenes Päckchen mit Kleidungsstücken trug, hinter ihm.

„Hier nur niedergelegt," befahl er. „Nun fort! Anker gelichtet! Nehmt Euren Cours!" Unter diesen Worten drückte er ihm ein Geldstück in die Hand, und schob ihn zur Thür hinaus. — „Alles in Ordnung!" rief er vergnügt. „Der Drachenmutter habe ich die Hölle heiß gemacht! Sie zittert noch, daß sie heut Mittag in's Spinnhaus abgeführt wird. Und der Herr Senator, ich weiß wer's ist, soll das Bad bezahlen!"

„Laßt das Alles gut sein, Nils Huden! — Daran denken wir nicht mehr. Jetzt sind andere Dinge im Gange," unterbrach ihn Claus Billerbeck, und theilte ihm in zwei Worten Halgars Entschluß mit.

„Sturm und Blitz!" fuhr Nils fröhlich auf, und drehte sich auf einem Absatz um. „So ist's Recht! Morgen Abend Anker hoch und unter Segel! Glückliche Fahrt!"

Eilftes Kapitel.

„Jetzt ist er um die Mövenklippe!" sagte Swen Oeoff, der auf dem Leuchtthurm am Fiord stand, und hinter das auf dem Thurm aufgestellte Fernrohr gebückt einem Schiff nachsah. Nils Dahl saß nachlässig auf dem gemauerten Rand des Thurmgebäudes, hatte den Stelzfuß auf den Boden

gestützt, und ließ den andern baumeln, während er sich ein lustiges Liedchen fidelte.

„So!“ antwortete er trocken.

„Nun hat er gute Fahrt; am Hornbug und Teufelsrachen kommt er mit dem Wind leicht vorbei!“ fuhr Swen Deoff, ohne auf die einsylbige Antwort des Stelzfußes sonderlich zu hören, fort.

Nils Dahl hörte auch nicht viel auf ihn, sondern geigte weiter, als hätte er wenigstens ein Dutzend Paar frischer, junger Tänzer und Tänzerinnen vor sich und summte und brummte immer den Baß zu seiner Melodie:

„Tsum! Tsum! Tsum! Tsum!“

„Er kann Wort halten! Er kann zur Nacht wieder hier sein! Denn herwärts von Christiansund hat er Prachtwind!“ hub Swen Deoff wieder an, und richtete sich vom Fernrohr auf. „Sehen kann man ihn nicht mehr!“

„Tsum! Tsum! Tsum! Tsum!“

„Zum Wetter, Stelzfuß! was fiedelst Du Einem denn heut immerwährend die Ohren voll! Ist doch sonst nicht deine Art!“ rief Swen Deoff verdrießlich. „Komm doch herunter von deinem Kanapee und leg' die Geige weg, daß man ein vernünftig Wort reden kann!“

„Kommt nichts heraus beim Vernünftigsein — kommt nichts heraus beim Reden,“ antwortete Nils; „ich muß mir die wilden Gedanken weggeigen und brummen. — Tsum, Tsum, Tsum, Tsum!“

„Was für wilde Gedanken! Bei so wunderschönem Wetter! Werden deine wilden Gedanken nicht einmal zahm in solchem warmen Sonnenschein wie heut?“ versetzte Swen Deoff halb im Ton des Vorwurfs.

„Nein! Da werden sie erst recht wild!“ antwortete der Stelzfuß.

„Und warum?“

„Holzkopf! hast Du denn gar kein Gedächtniß?“ fragte Nils, und sah den Thurmwärter starr an. „Weißt Du nicht mehr, was vor sieben Jahren Alles vorging, gerad als der Mai so heiß war wie heut? Ich verliere es nimmermehr aus den Knochen, — es ist mir auch im hölzernen Bein stecken geblieben, glaub ich! Ich fühl's überall! — Und nun muß noch der braune Seebär, der Claus Billerbeck, seine Nase hier in den Fiord stecken! Vor sieben Jahren war er auch hier, um diese Zeit!“ —

„Es ist war! — Und segelte auch wieder so rasch ab! — Er war wie jetzt nur oben bei Peter Alf gewesen mit Oloff Rasmus Fuhrwerk. — Kannst du dir denken, was er da zu thun gehabt hat, gestern Abend!“

„Ich habe ihm nicht nachgespürt,“ sagte Nils rauh. „Aber als ich ihn sah, war mir's immer, als müsse es jetzt wieder so losgehen wie damals!“

„Nun, der hat doch an nichts Schuld gehabt!“ erwiederte Swen. „Claus Billerbeck ist ein Mann, der . . . .“

„Ich habe so wenig gegen ihn, wie gegen das schöne Maiwetter,“ unterbrach ihn Nils Dahl; „aber sie machen mir beide dieselben Gedanken! Laß mich geigen!“ Er griff wieder nach der Violine. „Tsum, Tsum . . . .“

„Nein! Laß dein Kratzen,“ wehrte ihm Oeoff. „Setz dich zu mir auf die Bank. Laß uns plaudern in dem warmen Sonnenschein!“

Er wird bald zu heißem werden;“ sagte Nils, indem er sich auf die Bank setzte; „ich sage dir, es wird ein schwüler Tag heut. Wie damals.“

„Sieh! Sieh einmal da oben hinauf,“ fiel ihm Swen Oeoff in die Rede. „Krabbelt's da nicht wie zwei Mäuse auf der Sturmmauer? — Ich muß doch einmal das Fernrohr darauf richten!“ Er that es, während Nils mit seinen beiden Matrosen-Adleraugen hinaufschaute.

„Ja! Es ist wer oben;“ sagte dieser. „Die Leute müssen zu irgend einer wandernden Lappenfamilie gehören, die ziehen wohl jetzt die Straße vom Hochgebirg her durch die Wälder und Moräste.“

„Vielleicht auch Strandjäger von Smölen oder Froyen,“ meinte Oeoff, der die Gläser des Fernrohrs sauber putzte, und es jetzt nach der steilen Klippenwand hinaufrichtete. — „Es giebt immer noch welche,“ fuhr er während dieser Beschäftigung fort, „die daran denken, den Eidergänsen, die in der Sturmmauer nisten, von dort oben beizukommen!“

„Sie sollen nur an den alten Oloff denken,“ meinte Nils. „Wer nicht den Hals von selbst bricht bei der gefährlichen Arbeit, dem bricht ihn der Schwarze! — Ich bin doch auch in meinem Leben im Sturm auf mancher Mastspitze gewesen oder die Raaen heruntergeritten! Ehe ich den hölzernen Kameraden da hatte,“ er schlug sich auf's Bein, — „hab ich manches Pfund Eiderdunen aus den Klippen geholt! Aber die Nester da oben, unterm Ausbug ....“ Er starrte die furchtbare Felshöhe hinauf und schüttelte den Kopf.

„Das sind Leute von uns!“ sagte Swen mit dem Auge vor'm Fernrohr.

„Hm!“ murmelte Nils; „wer kann dann jetzt schon da oben zu thun haben! Im Wald muß ja noch Alles voll feuchten Schnees liegen. Der schwarze Schlott hat auch die weiße Mütze noch auf!“ —

„Es sind aber doch welche von uns!“ behauptete Swen. „Lappen sind's gewiß nicht — und die von Froyen oder Smölen tragen auch nicht solche Hüte.“ —

„Laßt doch einmal sehen,“ sagte Nils, und trat zu dem Fernrohr.

„Eben verschwinden sie hinter den Felsspitzen,“ antwortete Oeoff. „Sie gehen auf die Nordseite der Mauer zu, da können wir sie nicht mehr sehen.“ —

„Meinethalben!“ brummte Nils, behielt aber, gedankenlos oder gedankenvoll, den Blick auf die Sturmmauer geheftet.

Die wilde, senkrecht steile, ja über die See hinaushängende Felsenwand hob sich in ihren grau und röthlich schimmernden, verwitterten Granitmassen mächtig empor. Die Ränder droben und das einzelne vorspringende Felsgezack zeichneten sich in den schärfsten Umrissen gegen den blauen, von keinem Wölkchen getrübten Frühlingshimmel ab. Auf halber Höhe, wo sich der Fels etwas ausbauchte, flatterten Eidergänse hin und her, und wiegten sich auf den weißen, im Sonnenschein glänzenden Flügeln. Die Felswand selbst lag im dunkeln Schatten, den sie auf sich selbst und weit hinaus in die See warf, da die frühe Vormittagssonne hinter ihr stand. Der Fiord, an dem sie sich hinunterzog, bis zur offenen See, lag wie ein klarer Spiegel in dem Rahmen seiner steilen Felsufer, in deren Schluchten der dunkle Fichtenwald oder das lichte, eben die ersten Blätter entfaltende Birkengebüsch hinaufklimmte, und die Gipfel krönte. An der nackten Sturmmauer drängte sich nur vereinzeltes Gebüsch aus den Spalten des Gesteins, und unterbrach die graurothe, zerklüftete Masse mit seinem Grün.

„Sieh nur, Nils,“ sagte Deoff, nachdem sie eine Weile geschwiegen, „wie hellblau der Himmel ist und wie dunkelblau dagegen die See.“

„Ja es ist recht merkwürdig! Der Himmel himmelblau und das Wasser wasserblau,“ sagte Nils lachend. „Und die Sonne gelb dazu!“

„Und so schön warm,“ versetzte Swen, der sich so recht behaglich sonnte; „ich weiß nicht was du da zu lachen hast!“

„Ich wundere mich nur, daß du dich wunderst, wenn die Dinge so aussehen, wie sie sind!“

„Nun, Himmel und Meer sehen auch manchmal ganz anders aus!“

„Bald so, bald so! Nichts dauert ewig!“ erwiederte Nils. „Wir sind auch manchmal mürrisch! — Am besten thut man freilich, man lacht immerfort. Und ich will mir heut alle Gedanken weglachen und weggeigen!“ Damit griff er wieder nach Bogen und Geige, die auf der Bank lagen, und setzte zu einem neuen Schleifer an.

„Ist das nicht der alte Westeräs?“ fragte Swen, und stieß ihn an; „dort unten beim Steg.“

„Bei Gott, er ist's! Bis hierher irrt der alte unglückliche Mann durch Feld und Wald!“ sagte Nils und legte die Geige bei Seite.

„Seit Clas Tromson begraben ist, und der Jakob das Regiment führt, geht's dem Alten wohl schlecht,“ meinte Deoff. „Er dauert mich!“

„Wen nicht? Jetzt dauert mich aber sein Sohn noch mehr,“ versetzte Nils. „Swen Deoff, wenn ich ein Mann wäre, der Haus und Hof hätte — ich habe leider Gottes nichts als mein Stelzbein, — Haus und Hof und eine Tochter, — den Jungen nähme ich mir zum Schwiegersohn! Das ist der bravste Bursch in ganz Norwegen!“

„Ist er auch!“ pflichtete Swen Deoff bei. „Clas Tromson hätte ihn auch zum Schwiegersohn genommen! Jakob Tromson will ihn aber nicht zum Schwager!“

„Ich möchte Jakob Tromson auch nicht zum Schwager haben; nicht zum Hund!“ rief Nils auffahrend. „Das Gesicht mit den Habichtsaugen und dem grinsenden Maul bekommt mir, wie einem Hunde die Krähenaugen! Mein gesundes Bein hätte ich darum gegeben, wenn der Junge gestorben wäre, statt des Alten!“

„Wie nur zwei Geschwister einander so unähnlich sein können! Die blonde, blauäugige Carlen, und der ....“

„Der Lümmel,“ fuhr Nils Dahl dazwischen, „muß in der Wiege vertauscht sein! Sie müssen den Balg im Lager einer wilden Katze gefunden haben!“

„Hab's mir auch schon so gedacht! Man sollte glauben, Clas Tromsons Frau, selige, hätte sich in der Zeit an einem räudigen Fuchs versehen! Und doch sehen die Leiber der Geschwister sich noch nicht so unähnlich, wie sie an Gemüth sind. — Es ist ein Engelskind, die Carlen!"

„Und Jakob ein Drachenkätzrich, ein schieläugiger Fuchsbalg! Hätte den doch die Schneelavine vom schwarzen Schlott zu Brei geschlagen, vor sieben Jahren, statt ihm blos ein Bein zu brechen! Daß der Goldjunge, der Erik bei dem aushält!" —

„Ja, wenn die Carlen nicht im Haus wäre!" fiel Deoff ein. „Sie nimmt keinen andern als den Erik! In zwei Jahren ist sie mündig, und dann kann ihr der Vormund, den der Jakob am Seil hat, kein Hinderniß mehr machen. Das Mädchen hat Muth und setzt etwas durch, so sanft und freundlich sie ist."

„Ich will's wünschen! Aber jetzt hat's der arme Erik doch schlechter als in der Hölle! Auch der Alte da unten muß es merken, denn er läuft seit Tromsons Tode immer mehr vom Gehöft, und rennt von Nachbar zu Nachbar!"

„Der alte Westeräs," meinte Deoff und schüttelte den Kopf, „das glaub' ich nicht! Dem spukt nur das Frühjahr in den Gliedern. Du weißt, daß es ihm um diese Zeit niemals Ruhe läßt. — Aber sieh einmal! Ich dachte, er würde hierher kommen, und da läuft er zwischen den Klippen hinunter! unter der Sturmmauer; er ist gleich am Eck, wo sie die Wendung nach Norden macht." —

„Du!" sagte Nils, der dem Alten dahin nachsah. „Wenn der arme Wahnsinnige die Fluthzeit nicht beachtet, — aus der Brandung dort unten holt ihn Keiner heraus. — Ich will ihm nachhinken, und ihn zurückholen."

„Ich gehe mit!"

Sie stiegen die gewundene Steintreppe des Leuchtthurms

hinunter, um Erikson Westeräs nachzugehen, der am Fuß der Sturmmauer zwischen den Klippen, die bei der Flut mitten in der schäumenden Brandung lagen, umherschweifte.

Nach länger als einer Viertelstunde trafen sie ihn unter der höchsten Stelle der Felsmauer, an der Nordseite, wo er auf einem der breiten rund abgespülten Granitsteine mitten in der Brandung saß. Er hatte seinen großen Wanderstab vor sich auf dem Boden gestemmt, und stützte sich mit den Händen darauf, während er mit zurückgebogenem Kopf starr in die Höhe nach den zackigen Rande der Wand hinaufblickte. Sein breiter Hut lag auf den Boden, das lange, graue Haar hing ihm verworren um Stirn und Nacken. Die Ankommenden schien er nicht zu bemerken.

„Nun Vater," fing Nils Dahl an, „was sitzt Ihr hier auf dem Stein, und starrt in die Höhe! Kommt zurück, sonst faßt Euch die Fluth hier!"

Der unglückliche Irre legte den Zeigefinger auf den Mund, und winkte „St! — Der alte Oloff," begann er leise, geheimnißvoll, „ist mir heut Nacht im Walde begegnet. Er hat mir gesagt, ich solle hierher gehen, und auf ihn warten!"

„Doch nicht am hellen Tag!" sagte Nils. „Er geht ja nur um Mitternacht um! — Aber was habt Ihr mit dem verwünschten Mann, der nicht Ruhe finden kann, zu schaffen?"

„Still doch! — Nicht so laut!" antwortete Westeräs mit leiser hohler Stimme, „er will hier Dunen suchen an der Sturmmauer. Seht Ihr nicht den Ausleger da oben?"

„Ausleger?" fragte Swen Oeoff staunend, und folgte mit den Augen Westeräs Blicken. „Einen Ausleger? oben?"

„Wetter, der Alte hat Recht," rief Nils Dahl. „Da reckt sich eine Spitze vor, über den Fels, wie ein Ausleger! Auch ein Seil hängt herab! Es sieht aus wie ein Zwirnsfaden so dünn!"

Swen Deoff sah hinauf. „Ich sehe nichts! Es wäre ja auch viel zu hoch!“

„Ich sage Euch, ich sehe das Ding,“ behauptete Nils Dahl; hier über dem Buschwerk, das an dem Ausbug aus der Felsspalte wuchert, — gerade darüber, — seht Ihr nicht die dünne Stange, die sich zwischen den beiden krummen Felsnasen vorstreckt?“

„Ja, wahrhaftig! Jetzt erkenne ich's! Wie eine Angelruthe so dünn sieht das Ding von hier aus! Aber es ist doch wohl kein Ausleger. Wer sollte da oben .... nein, es wird ein verdorrter junger Fichtenbaum sein, der zufällig dort liegt und überragt.“

„Siehst Du denn das Seil nicht? Und Du hast ja selbst mit dem Fernrohr zwei Leute oben gesehen,“ wandte ihm Nils ein. „Es sind doch am Ende Strandjäger von Froyen oder Smölen!“

„Eher aus dem Mond! Darauf schwöre ich,“ rief Swen Deoff, der nichts auf sein Fernrohr kommen ließ. „Die habe ich mit dem Tubus gesehen!“

„Meinethalben aus der Sonne! Aber das Ding da oben ist ein Ausleger, wie ihn alle Eiderjäger machen, wenn sie sich an den Klippen herunterlassen wollen. Du wirst mich doch das Handwerk nicht lehren?“

„Das weiß ich auch! Aber wer hier die Wand hinunter will, — die Vögel nisten ja erst unter dem Ausbug — der muß einen Bund mit dem Teufel geschlossen haben!“

„Das will ich nicht bestreiten,“ antwortete Nils, und maß die schwindelnde Höhe. „Und am Ende hat der Alte“ setzte er leise hinzu, „doch Recht, daß es der alte Oloff ist, der wieder umgeht und sein Spiel treiben will. Die Wahnsinnigen sehen manchmal heller, als die, die bei Verstande sind!“ —

„Vater Westeräs,“ wandte sich Deoff zu diesem, und

legte ihm freundlich die Hand auf die Schulter, „woher wißt Ihr, daß das oben ein Ausleger ist?"

„Ich bin ja droben gewesen! Er lag schon gestern!" — — antwortete der Alte.

„Wer kann denn aber so tollkühn sein, und das wagen wollen ...."

„St!" unterbrach ihn der Wahnsinnige. „Mein Erik," sagte er geheimnißvoll, „hat auch immer Lust gehabt! Er soll aber nicht! Ich habe ihn immer gewarnt! Die Sturmmauer ist gebannt seit hundert Jahren. Nur der alte Oloff darf seine Jagd machen."

„Aber nur um Mitternacht," fiel Nils ein, „das ist die Gespensterzeit. Kommt jetzt, Alter," fuhr er gutmüthig fort. „Die Fluth ist bald da! Kommt mit uns, sonst faßt Euch die Brandung!"

„Ja, ja, ja, ja!" murmelte der Alte zustimmend. „Es hat auch Zeit bis Mitternacht. — Dann wirft die Brandung die Leichen aus!" sagte er mit hohler Stimme. Er hatte sich umgedreht, das Gesicht gegen das Meer gewendet. „Da lag der Alte," er zeigte mit der Hand zwischen die Felsblöcke, „und da der Junge. Der Bösewicht, der Oloff! Er hatte ja seinen alten Vater ermordet, und dann stürzte ihn der böse Geist von der Sturmmauer hier in's Meer. — Solche Leichen wirft die See wieder aus! Sie duldet sie nicht!" — Er starrte vor sich hin. Dann sagte er langsam: „Wer einem Vater sein Kind stiehlt — der ...."

„Kommt, kommt, alter guter Westeräs," unterbrach ihn Nils Dahl, dem der irre Jammer tief zu Herzen ging, nochmals. „Wir müssen fort, die Fluth überholt uns wahrhaftig!"

„Ja, ja, Ihr habt Recht!" sagte Westeräs und nickte. „Ich muß auch noch erst nach dem schwarzen Schlott! — Ich will ihre Leiche schon finden! — Dort oder auf der Brandstätte!". —

„Es ist mir immer als ob mich das Fieber schüttelte," murmelte Nils leise zu Swen Deoff, „wenn ich die irren Reden des armen Alten höre! — Daß die Hölle den Lübecker einschlinge!" setzte er ingrimmig leise hinzu.

Beide hatten den Alten unter die Arme gefaßt, und führten ihn am Strand hinunter, dem Leuchtthurm am Fiord zu. Bald bogen sie um die Felsecke, so, daß sie die Nordseite der Sturmmauer, vor der Westeräs gesessen hatte, nicht mehr sahen. —

Die Sonne brannte. —

„Es ist recht heiß!" sagte Westeräs matt, und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Wollt Ihr nicht zu mir eintreten?" fragte Deoff, „und ausruhen?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich habe noch viel zu thun heut," antwortete er, drückte sich den Hut in die Augen, und ging des Weges, den er gekommen war.

Nils Dahl sah ihm stumm lange nach. „Ich will meine Geige herunterholen," sagte er endlich, und trat in die Thür des Leuchtthurms.

Zwölftes Kapitel.

Das Meer wallte in leis gehobenen klaren Wellen; der Wind schwellte die Segel des Schiffs, daß es mit sanftem Rauschen durch die blaue Fluth zog. Die Sonne stand schon tiefer und fing an röthlich zu schimmern. Halgar saß auf dem Deck, nahe am Bogspriet; sie blickte unverwandten Auges über die See hin nach den Küsten, die in blauen, gezackten

Linien vor ihr aufstiegen, denen das Schiff sich mit jeder Minute näherte. Thränen glänzten in ihren großen blauen Augen; sie zitterte, und von Zeit zu Zeit hob ein leiser Seufzer ihre Brust.

Sieben Jahre waren nun verflossen, seit sie die Heimath nicht gesehen! Sie hatte sie mit Angst, im Taumel umwirbelnder Leidenschaft, verlassen; sie sah sie wieder auch mit Angst, aber zugleich von Schmerz und Reue tief gebeugt.

Claus Billerbeck hatte sein Wort redlich gehalten. Er hatte sie unter den Schutz der wackern Familie Ochterholm aus Christiansund bis dorthin geführt. Dann war er allein mit seinem Schiff hinübergefahren, hatte im Fiord angelegt, seinen alten Gastfreund Peter Alf aufgesucht, und von diesem genau erkundet, wie Alles in Halgars Heimath stand. Das waren nun freilich traurige, vernichtende Nachrichten für die Unglückliche gewesen! Der alte Vater wahnsinnig, der Bruder Erik Knecht in Jakob Tromsons Hause, denn Clas Tromson war im Winter begraben; der Hof niedergebrannt, verpfändet für die schweren Schulden! — Die arme Halgar, sie hatte keine Heimath mehr in der Heimath! Dennoch, dachte Claus Billerbeck, muß sie hin. Ihr Leben muß dort wieder Wurzel fassen, in demselben Boden, aus dem es grausam ausgerissen worden. Sie muß ihrem Vater reuig zu Füßen sinken; vielleicht daß es seine Seele heilt, sein liebes Kind wiederzusehen. — So dachte der wackere Seemann. Allein er hatte Halgar nicht Alles gesagt, was ihrer harrte; er wollte sie allgemach darauf vorbereiten. Nur daß der Vater kränkle, wußte sie; daß er seinen Hof nicht selbst mehr verwalte, sondern auf Clas Tromsons Hof wohne, mit Erik. Daß sie aber dort nicht bleiben könne, weil Clas gestorben sei, und Jakob das Gehöft jetzo habe. Bei dem gutmüthigen Peter Alf hatte er ihr Aufnahme verschafft; dort sollte sie wohnen, bis Haus und Hof wieder in Eriks Hand sei. Dafür zu sorgen, hatte Claus Billerbeck versprochen.

Schwer gebeugt, aber doch nicht hoffnungslos, nicht verzweifelnd, kehrte die Arme also zurück. Billerbecks Sorge aber war groß, wie sie den Jammer ertragen werde, wenn sie die Wahrheit ganz erfahre.

Er war leise hinter sie herangetreten, und betrachtete sie ernst. Die röthliche Abendsonne streifte ihre Locken; sie hatte die Stirn gesenkt, und die Hände über der Brust gefalten. Sie schien still zu beten.

„Nun, liebe Halgar!“ redete er sie sanft an, indem er ihr die Hand auf die Schulter legte. „Jetzt seht Ihr schon die Heimath vor Euch. In zwei Stunden, denke ich, segeln wir in den Fiord ein!“

Sie hatte, leicht erschreckend, bei seinen ersten Worten, das Auge zu ihm erhoben, und faßte jetzt seine Hand mit ihren beiden und drückte einen heißen Kuß darauf.

„Nicht doch“, sagte er und wollte die Hand zurückziehen. Doch sie hielt sie fest, preßte ihre Lippen warm und wärmer darauf und er fühlte, daß ihre Thränen sie netzten.

„Halgar! liebe Halgar, laß das!“ bat er mit sanfter Stimme.

„Nein, nein! Laßt mich Euch danken von ganzer Seele! Ihr seid mein zweiter Vater geworden, Ihr habt mich gerettet vor äußerster Schmach und Noth, Ihr führt mich auf den rechten Weg zurück, zur Buße, zur Heimath! — Wie kann ich Euch jemals genug danken!“

Claus Billerbeck war verlegen. Er schalt innerlich auf sich und fragte sich, was er für Dank verdient habe, da er Halgar so innig liebe, daß Alles, was er für sie that, ja nur für sich selbst gethan sei. Er dachte so, doch er konnte nicht Worte und nicht Muth finden, es zu sagen. Endlich brach er sein Schweigen, indem er sprach:

„Das schöne Wetter, der günstige Wind, mit dem Ihr heimkehrt, sind gute Zeichen, daß Gottes Gnade mit Euch ist;

und sie wird Euch weiter helfen, was Euch auch noch Schweres beschieden wäre."

Sie blickte auf. Die Küsten ihrer Heimath lagen im duftigen Abendgold, angestrahlt von der Sonne, die sich hinter dem Schiff senkte. Das mächtige Gebirg stieg blau aus dem Meer auf; schon unterschied sie den tiefen Einschnitt, den der Fiord bildete, und erkannte die zackigen Linien der furchtbaren Sturmmauer. Sie glimmte, von der Abendsonne angeleuchtet, im dunkeln Purpurhauch, der sich durch die blaue Hülle webte, mit der die Ferne den Fels umzog. — Noch ahnte Halgar nicht, welche Fäden eines schauervollen Zusammenhanges zwischen ihr und dem, was dort geschah, sich entspannen!

Ihr Herz schlug heftig. — Einer der Schiffsleute kam zu Claus Billerbeck heran, und sprach leise zu ihm. Er wandte sich um, und ging mit dem Mann dem Steuerbord zu. Halgar sah ihm fast unwillkührlich nach. Da traf ihr Auge die Goldkugel der Sonne, die, von leichten Dünsten umflort, sich dem Spiegel des Meeres näherte. Der Wind hauchte sie mit einer eigenen drückenden Schwüle an. Es war ihr, als athme sie Gewitterluft. Sie hatte es noch kaum gedacht, als sie wahrnahm, daß die Leute auf dem Schiff in Bewegung geriethen. Die Pfeife des Bootsmanns ertönte; Claus Billerbeck gab durch Wort und Zeichen verschiedene Befehle. Die Mannschaften flogen an die Seile, ins Takelwerk, zu Mast und Raaen hinauf. Segel wurden eingerafft und andere aufgehißt. — Die tiefe, feierliche Stille, die bis jetzt geherrscht hatte, war plötzlich in ein unruhiges, hastiges Treiben verwandelt.

Claus Billerbeck kehrte von der Gegend des Steuerruders, wohin er gegangen war, zu Halgar zurück, und sagte ihr nur: „Wir wollen sehen, daß wir so bald als möglich in den Fiord gelangen."

„Befürchtet Ihr etwas?" fragte Halgar nicht ohne einige Besorgniß.

„O, nein. Nach dem schwülen Tage ist nur ein starker Abendwind zu erwarten, wir wollen ihn nutzen.“

Halgar blickte aufmerksamer auf den westlichen Himmel. Obwohl er nicht eigentlich bewölkt war, hatte er doch eine ganz andere Färbung angenommen. Er war wie von rauchenden Nebeln durchzogen, hinter denen das Gold der Sonne und das bis dahin lichte Blau des Aethers verschleiert schimmerte. Plötzlich entdeckte sie ein Schiff, das ihnen ziemlich nahe war.

„Da kommt uns ja ein Schiff ganz dicht nach“, sagte sie im fragenden Ton zu Billerbeck.

„Es ist ein Schottländer. Er hat wahrscheinlich Kohlen an Bord. Er war schon vor einer Stunde in Sicht, ist uns aber rasch nahe gekommen. — Das war's, was der Steuermann mir sagen ließ“, setzte er hinzu, da er eine unruhige Spannung in Halgars Zügen wahrzunehmen glaubte. —

Sie sah das Schiff, das sich so plötzlich genähert hatte, mit einer seltsamen Empfindung an. Eben öffnete sie die Lippen zu einem Wort, als sie sich durch ein plötzliches „Ach“ des Erschreckens selbst unterbrach.

Ein blasser Blitzschimmer flog über das Schiff. Es war so unvermuthet, daß sie zusammenschreckte.

„Ja, ja“, sagte Billerbeck scheinbar sehr ruhig, dem indessen der Blitz gleichfalls ganz unvermuthet kam, „wir werden noch ein Gewitter zur Nacht haben! Es war schwül genug dazu heut den ganzen Tag. Der Himmel sah schon seit einigen Minuten ganz darnach aus!“

Halgar fürchtete sich nicht vor einem Gewitter; aber dieser plötzliche Blitz bei sonst völlig heiterm Himmel, und unter den Umständen, von denen sie bewegt war, hatte sie doch stärker erschreckt, als sie es selbst für möglich gehalten hatte. Sie wandte sich nach der Gegend um, woher das Wetterleuchten gekommen war. Es war stark südwestlich vom Stande der

Sonne. Sie hatte den Theil tief am Horizont des Himmels zuvor noch nicht beobachtet; er war dicht von gelblich grauem Gewölk umschleiert.

Der Luftzug erhob sich stärker und kühler. Claus Billerbeck sah nach den Segeln hinauf, und gab einige Befehle. Das Schiff legte sich etwas auf die Luvseite, und trieb stärker vor dem Winde. Der Kiel wurde mit hochaufspritzendem Schaum umrauscht.

„Der Schotte segelt gut!“ sagte Billerbeck, um Halgars Aufmerksamkeit anderwärts hinzulenken. „Er wird bald auf einer Linie mit uns sein!“

Halgar, die eben mit dem unheimlich drohenden Gewitter beschäftigt gewesen war, wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Schiff zu, das von Schottland kam. Auch dort wurden allerlei Manoeuvres in den Segeln ausgeführt. Während sie das Auge darauf richtete, wurde es auffallend dunkler auf dem Deck. Sie sah sich wieder nach dem Gewitter um. Das Gewölk war, wie durch einen Zauberschlag, schon hoch aufgestiegen; die Sonne, die vor einigen Minuten noch goldhell geleuchtet hatte, hüllte sich dicht in graues, dunstiges Gewölk. Die Küste, welche zuvor in scharfen Linien und reizenden Farben vor ihr gelegen, war ganz grau geworden, und zeichnete sich in verschwimmenden Umrissen, obwohl der östliche Himmel dahinter noch tief blau erschien.

„Ich dächte, ich hätte noch niemals ein Gewitter so rasch heraufkommen sehen“, sagte sie zu Claus Billerbeck, der zwar dicht neben ihr stand, sich aber aufmerksam rings auf dem Schiff und nach Wind und Wetter umsah.

„Auf dem Land zwischen den Bergen nehmt Ihr das nicht so wahr“, antwortete er zerstreut, indem er einen Blick nach Südwest warf. Gleich darauf griff er rasch nach der Schnur, an welcher die Signalpfeife hing, die er um den Hals trug, und gab mehrere Signale nach einander. Im Mast-

korb, in allen Raaen wurde es lebendig. Das Schiff neigte sich noch stärker luvwärts, schoß aber pfeilschnell durch das dunkler werdende Meer hin, daß der Schaum weithin aufbrauste. „Noch können wir den Wind nutzen, um vorwärts zu kommen. — Eine halbe Stunde so, und wir sind im Fiord; aber wenn er steifer wird, ist er uns zu mächtig."

Er ging raschen Schrittes nach dem Steuerruder, und blieb dort stehen. Halgar war in wallender Spannung. Die Küsten wurden immer dunkler. „Ist das auch ein gutes Zeichen, mit dem mich meine Heimath empfängt?" dachte sie still bei sich, als der Felsenrand sich immer mehr verfinsterte, und sie mit zornigen Blicken anzuschauen schien.

Ein zweiter Blitz, der schon die blaue schwefliche Helle durch den Luftkreis warf, zuckte in dem Wettergewölk. Nach einigen Augenblicken grollte auch der Donner dicht nach. Das Wetter war ungleich näher gerückt. —

Das zweite Schiff schien mit der vollen Gewalt des Sturms zu segeln. Es war nicht tausend Schritt mehr entfernt. — —

Das dunkle Gewölk wuchs schon weit über den Zenith hinaus; sein Schatten bedeckte das ganze Meer, und sein finsteres Spiegelbild leuchtete aus der Tiefe herauf. Nur ein kleiner Streifen am östlichen Horizont glänzte noch silberbläulich, hell, unter dem dort noch klaren Himmel.

Jetzt fegte ein starker Windstoß über die Fläche. In weißen breiten Schaumflüssen lief es, so weit das Auge reichte, über die höher aufwallende Fluth hin.

Billerbeck war, ohne daß Halgar es bemerkt hatte, wieder zu ihr getreten.

„Wollt Ihr nicht in die Kajüte gehen?" fragte er, „ehe das Wetter vollends heraufkommt? Der Sturm scheint heftig zu werden, und es wird schwer regnen!"

„Laßt mich hier oben, wenn ich Euch nicht im Wege

bin, ich bitte Euch", erwiederte Halgar. „Ich würde Todesangst ausstehen allein in der Kajüte."

Billerbeck begriff ihre Empfindung. Er widersprach nicht, sondern sagte nur: „So nehmt Euch wenigstens Euren Mantel um, und hüllt Euch so dicht als möglich ein! — Ihr wäret aber drunten doch besser geborgen."

Ein ängstlich flehender Blick Halgars war ihre Antwort. Sie flog hinunter in die Kajüte, und war nach einer Minute wieder oben, in den Mantel gehüllt, und mit einem Tuch um den Kopf gebunden.

Der ganze Himmel war schwefelgelb und finster grau bedeckt, als sie wieder heraufkam. Tiefes Schattendunkel hüllte Schiff und Meer ein. Die See ging hohl, auf den schwarzen Häuptern der Wellen glänzten breite Schaumkronen; am Horizont gingen Himmel und Fluth unterschiedlos ineinander über. Die Küste schimmerte nur wie ein graues Nebelgespenst, kaum noch erkennbar. Der Wind strich so heftig, daß das Schiff schon alle oberen Segel eingerefft hatte, und nur noch mit der Hälfte der tieferen ging, dennoch schoß es pfeilschnell durch die gehobenen Wogen.

Ein Blitz flammte auf. Plötzlich war das Meer bis zum äußersten Horizont schweflich blau angeleuchtet; die Küste stand in scharfen Umrissen da. Halgar that einen unwillkürlichen Ausruf des Erschreckens, denn ihr Auge traf gerade auf das schottische Schiff, das, mit dicht eingerefften Segeln, ein nacktes Geripp von Masten und Gestängen, im bläulich geisterhaften Schimmer, wie das Gespenst des fliegenden Holländers, neben dem Fahrzeuge Billerbecks, kaum zweihundert Schritt von seinem Bord, wie versteinert in der See zu liegen schien, da die Schnelle des elektrischen Lichtstroms auch nicht die geringste Bewegung wahrzunehmen verstattete. Eben so rasch war es wieder verschwunden, weil das durch das plötzliche Licht geblendete Auge in dem zurückgekehrten Dunkel nicht

sogleich wieder zu sehen vermochte. Ein krachender Donner rollte diesem Blitz nach, und zugleich stürzte prasselnder Regen herab. Der Sturm setzte mächtig an; das Schiff beugte sich so auf die Seite, daß Halgar sich festhalten mußte, um nicht zu Boden zu fallen.

Das Gewitter tobte im vollen Aufruhr.

Dreizehntes Kapitel.

„Das ist ein Wetter!“ rief der Stelzfuß und schüttelte sich, daß ihm der Regen in Strömen aus der braunwollenen Matrosenjacke troff, in die er sich geknöpft hatte. „Hoi! Swen Oeoff!“ Er donnerte mit dem Knotenstock an die Thür zur Wohnung des Thurmwächters. „Mach doch auf! Oder hat Dich der Donner taub gemacht?“

Endlich öffnete sich die Thür, Swen Oeoff, eine Lampe in der Hand, wurde sichtbar, Nils Dahl trat rasch ein.

„Du bist's? plagt Dich der Schwarze, daß Du in dem Regen herüberkamst?“ rief Swen Oeoff erstaunt aus.

„Hisch! Wie es wieder herunterzischt!“

„Naß ist naß!“ antwortete der alte Seebär, indem er den Hut schwenkte und sich schüttelte, „ob's uns eine Mulde mehr oder weniger über den Leib schüttet! Was naß wird, wird auch wieder trocken!“

„Wo kommst Du denn aber her? Von Haus doch nicht?“

„Narr! Hätt ich unter Dach gesessen, würde ich nicht herausgekrochen sein, bei der Sündfluth; es müßte mir denn überm Kopf brennen. — Ich war Nachmittag oben in der Schenktenne; unter Weges hierher hat mich das Wetter überfallen.“

„Was hast Du denn droben gemacht?"

„Ich wollte gern erfahren, was der Claus Billerbeck gestern droben gewollt hat. Das sollst Du nicht errathen!"

„Nun? Und?"

„Gib mir erst ein Glas Wachholder! Der kalte Regen ist mir bis auf die Knochen gegangen! Wundert mich nur, daß mich die Blitze nicht erschlagen haben! — Huy! Wieder einer! — Und wem bin ich mitten im Walde begegnet? Dem armen Schelm, dem Westeräs! Er hat nicht Ruh nicht Rast in dieser Zeit! Ich wollte ihn mitnehmen, — er lief wie ein scheues Wild ins Dickicht und schrie mir zu: „Ich muß nach dem schwarzen Schlott, den Schnee aufgraben!"

„Das will ihm nie aus dem Kopf! — Der Alte kann den Tod finden in dem Wetter im Walde!" sagte Swen Deoff. „Du hast bei Gott selbst von Glück zu sagen, daß Du mit Deinem Stelzfuß die schweren Wege heruntergekommen bist, ohne den Hals zu brechen! — Da ist der Wachholder!"

Der Stelzfuß schluckte das Glas begierig hinunter.

„Nun, und was hast Du von Peter Alf erfahren?"

Nils wollte reden; aber die Stimme stockte ihm; er fuhr sich ein paarmal mit dem Aermel über's Gesicht. Es mochte nun das Wasser sein, das ihm aus dem nassen Haar träufelte, — oder das aus den alten ehrlichen Augen, die er sich auswischte.

„Nun? Rede doch!" verlangte Deoff.

„Er hat Nachricht gebracht, — es ist als ob ich kindisch werden sollte vor Freude, — von unserer Halgar!"

„Von Halgar Westeräs!" rief Swen Deoff erstaunt.

„Lache meinethalben", stieß der Stelzfuß rauh heraus, „aber ich muß greinen wie ein altes Weib vor Freude darüber! Das gute Kind lebt noch! Der Schuft, der Lübecker, hat sie seit drei Jahren verlassen. Claus Billerbeck hat sie nach Christiansund gebracht... Holla! Hörtest Du?"

„Das war ein Nothschuß!“ rief Deoff. „Meine Lampen auf dem Thurm brennen, und Han ist droben“, setzte er, sich gewissermaßen beruhigend hinzu.

„Noch einer! Und der war näher!“ fuhr Nils Dahl auf. „Es muß mehr als ein Schiff vor dem Fiord in Gefahr sein... Herr Jesus!“ rief er plötzlich und schlug sich mit beiden Händen vor die Stirn. „Claus Billerbeck wollte ja heut noch zurück von Christiansund! Den besten Wind dazu hatte er. Wenn er es wäre, — und die Halgar an Bord! In dem mörderischen Wetter!“

Er hatte das Wort noch nicht heraus, als es blitzte, daß der Schein der Lampe erblaßte, und draußen Alles in Tageshelle lag.

„Ich habe zwei Schiffe gesehen“, rief Swen Deoff, der mit dem Gesicht nach dem Fenster stand, welchem Nils den Rücken zudrehte.

„Zwei!“ wiederholte dieser. „Gleichviel Eins kann...“

Der Donner krachte so furchtbar, daß kein Wort weiter zu verstehen war. In den tiefen Felsenschluchten des Fiords hallte er furchtbar wieder und rollte unaufhörlich nach.

„Ich glaube, das Wetter schmeißt uns die ganze Sturmmauer über den Kopf zusammen“, sagte Deoff und schauerte zusammen.

„Du mußt Sturm läuten. — Alles was Beine hat muß an den Strand!“ gebot Nils Dahl mit der ihm eigenen heftigen Entschlossenheit.

„Ja freilich! Heut Nacht kann's Etwas geben! Horch! Schon wieder ein Schuß!“

Er flog aus der Stube und faßte das Läutseil, das draußen hart an der Thurmtreppe herabhing. Der dröhnende Schall der Glocke vom Leuchthurm tönte durch das Toben des Wetters. —

Schnell wurde es in den kleinen Häusern am Ufer des

Fiord lebendig; die Bewohner waren meist schon wach durch das Wetter. In allen Fenstern sah man Licht. Die Männer kamen aus den Thüren, in weiten zottigen Jacken, und mit breiten, unterm Kinn festgebundenen Wetterhüten, von denen der Regen über die Schultern hinaus abfloß.

In wenigen Minuten waren über fünfzig am Strande, hart unter dem Leuchtthurm versammelt; das furchtbare Wetter hielt die sturmgewohnten Seeleute nicht zurück.

Die Nacht war grabesfinster; aber die Blitze flammten auf Augenblicke mehr als tageshell. Die beiden Schiffe in Sicht, als Swen zu läuten anfing, noch in der Weite einer guten Stunde vor der Mündung des Fiord, waren jetzt, ihren Cours auf das Lampenfeuer des Leuchtthurms haltend, schon so nahe herangekommen, daß man die Gestänge deutlich unterschied. Beide lagen fast auf der Seite, von dem Sturm gebeugt, obwohl sie mit nackten Masten und Raaen gegen die tobende Fluth kämpften.

Landwärts auf einer Berghöhe stieg eine rothe Flammensäule auf. Es war eins der Nothfeuer, ein Signal in's Thal hinein zu geben, wie es stets geschah, sobald drunten am Strand Sturm geläutet wurde. Die Feuer flammten weiter von Gehöft zu Gehöft, bis tief in's Land.

Die am Strande Versammelten beobachteten jede Bewegung der Schiffe mit schärfster Aufmerksamkeit, und ließen ihr kundiges Urtheil darüber laut werden.

„Noch halten sie sich. Wenn der Wind nur nicht nördlicher umsetzt, können sie schon eine Weile kreuzen", meinte Nils Dahl.

„Sie sind doch in der Viertelstunde verdammt näher an den Strand gekommen", antwortete Swen Oeoff besorglich.

„Sie haben wohl gehofft, noch vor dem Wetter hereinzukommen, sonst hätten sie gewiß hohe See gesucht", bemerkte Olaff Rasmus.

„Es ist ein Wetter wie bei der Sündfluth“, sagte Nils, und schüttelte und rüttelte sich. „Ich habe manchen Sturm erlebt. So toll habe ich die See noch nicht gesehen!“

„Ich auch nicht, seit ich hier im Leuchtthurm wohne“, bekräftigte Swen Deoff. — —

Das Meer thürmte seine finsteren, im Blitz schweflich grün leuchtende Wellen so auf, daß der Rand des Horizonts wie eine zackige Mauer, wie ein wogendes Gebirge aussah. Am Ufer zischte die Brandung in einem unabsehbaren Schaumfelde. Wenn der Blitz die breiten Flügel aufschlug, war die mächtige Sturmmauer bis zum Gipfel mehr als tageshell von dem blendenden, bläulichen Schwefelfeuer beleuchtet. Einen Augenblick lang konnte man den kleinsten Gegenstand am Ufer und in See erkennen, so weit die gethürmten Wellen den verengten Horizont bildeten. Die beiden Schiffe, beide nur Zweimaster, tanzten bald auf der Schaumhöhe der Wogen, bald versanken sie in den schwarzen Schlund zwischen den Wellenbergen.

„Könnt Ihr die Schiffe erkennen?“ fragte Olaff Rasmus zu Nils Dahl, der für den erfahrensten Seemann galt, gewendet.

„Sie sind zu kurz sichtbar, und stecken meist zu tief in den Wellen, antwortete der Stelzfuß. Er bohrte aber mit den Augen, um Claus Billerbecks Schiff zu erkennen.

Es war ihm nicht mit Sicherheit gelungen, aber doch zweifelte er kaum. „Ja, wenn sie ruhig segelten, und man eine halbe Minute Zeit hätte“, fuhr er fort, „da will ich Jedem seine Landsmannschaft auf den Kopf zusagen. Ich denke aber doch, wir haben einen Hamburger, und einen von Hull oder New-Castle vor uns!“

Das Wetter, statt sich zu legen, wuchs an Furchtbarkeit. Der Sturm übersauste noch das Brausen der See, und der Donner übertäubte Beide. Der Regen war zum Wolkenbruch geworden.

„Da ist auch gar kein Abkommen noch Ankommen, wenn wir sie auch hereinlootsen wollten“, sagte Deoff, auf das tobende Meer hinstarrend.

„Sie werden näher getrieben! Sie wehren sich umsonst wie Verzweifelte“, bemerkte Olaff Rasmus, der die Bewegungen der beiden Schiffe scharf beobachtete.

„Mein Herrgott! Es ist doch Claus Billerbeck“, rief, als wieder ein entsetzlicher Blitz Himmel und Meer überflammte, Nils Dahl aus. „Jetzt habe ich das Schiff gerade von der Backbordseite gesehen! Es ist Claus Billerbecks Lugger, „die Wassernixe“, der Bau ist nicht zu verkennen!“

„Claus Billerbeck!“ wiederholte Rasmus. „Gott steh ihm bei!“

„Und wenn Keiner hinaus will, ich verrotteter Stelzfuß gehe hinaus, sobald es Noth wird“, sagte Nils leise zu Swen Deoff. „Wenn wir sie nicht retten können, will ich lieber heut ersaufen, als morgen noch hier herumhinken!“

„Jetzt ist Alles vergeblich, an kein Hinausgehen zu denken!“ antwortete Swen.

„Sie kommen immer näher! Ihr Gestänge ist grausam zerwettert!“ meinte Rasmus.

„Sie sind schon halbe Wraks, das Steuer wirkt nicht mehr!“ setzte Deoff hinzu.

„Doch, doch! Es wirkt noch! Sonst schnitten sie nicht beide den Wind so richtig und beide zugleich“, bestritt Nils dessen Meinung.

Der Strand hatte sich inzwischen mit einer größeren Zahl von Menschen gefüllt. Seile, Haken, Stangen, alle möglichen Hülfs- und Rettungswerkzeuge wurden bereit gehalten, um für den äußersten Fall die schwachen Versuche der Hülfe machen zu können.

Zwei Stunden waren schon vergangen in der Spannung auf die furchtbare Erscheinung. Die Regenströme flutheten

immer dichter herab; die Blitze und Donner folgten sich immer rascher. Selbst die abgehärtesten Strandbewohner und Seeleute fingen an von der Näsfe und Kälte schon verklammt zu werden. Und bis jetzt vermochten sie nichts zu thun, als dem drohenden Unheil zuzuschauen, da es den Schiffen immer noch gelungen war, sich kreuzend auf der Fluth zu halten.

Der Sturm fing an förmlich zu rasen. Blitz folgte auf Blitz: der Himmel blieb ein Feuerpfuhl, der Donner krachte, als ob die Felsen selbst zusammenbrächen.

„Der Huller hat den Hauptmast gebrochen!“ rief Nils, als eben der Blitz wieder das ganze Meer überflammte.

„Da schwimmt ein Boot!“ rief gleichzeitig Olaff Rasmus. —

„Ein Boot! Ein Boot! Sie haben ein Boot ausgesetzt“, schrieen hundert Stimmen verworren durcheinander. Jetzt trat die Möglichkeit ein, den Unglücklichen, wenn sie gegen den Strand in die Brandung trieben, Hülfe zu leisten. Die Männer griffen nach den langen Haken, sie wickelten die Rettungsseile auf; jedes hülfreiche Werkzeug wurde in Bereitschaft gesetzt.

Einige Minuten blieb es schwer finster. Zu sehen war nichts; nur das Ohr wurde betäubt durch das Toben des Sturms und der Brandung.

Da war es, als ob plötzlich der Himmel inmitten zerrisse; ein leuchtender Gluthstrom quoll aus allen Wolken zugleich, gekreuzte, zackige Blitze flammten gegen den Horizont herab; betäubendes Krachen umrollte ringsher das Ohr. Beide Schiffe tanzten dicht vor dem Fiord, auf der Höhe der schäumenden Wellen. Ein Blitzstrahl fuhr in das eine, daß Mast und Raaen splitterten, und die Flammen aufzuckten.

„Der Huller ist getroffen“, schrie Nils Dahl. Gleich darnach verschlang die Finsterniß das ganze grausenvolle Bild wieder. Aber plötzlich schien der Strand einzubrechen; die

Erde dröhnte unter den Füßen und mit dem Donner in den Lüften zugleich krachte und sauste es hohl durch die Gebirgsschluchten, als stürzten die Felsenthürme übereinander hin. Ein Grausen faßte Alle.

„Heiliger Gott", rief Swen Deoff und hob die Hände gen Himmel. „Das ist ein Erdbeben!" rief zugleich Nils Dahl. Der Schrecken hatte sie Alle gelähmt.

Jetzt ließ das Wetter plötzlich nach. Mit dem furchtbarsten Schlag war es wie erschöpft. — Der nächste Blitz war matter, doch er zeigte das Boot dicht am Strande. Man konnte die Menschen darin sehen. Eine mächtige Woge hob es hoch auf ihren Gipfel, und überstürzte sich schäumend; das Fahrzeug schoß fast senkrecht, mit der Spitze voran, in den Abgrund.

„Weh! Sie sind verloren!" schrie die Menge am Ufer. Doch der nächste Blitzschein zeigte es unversehrt; es schwebte auf den letzten Wellenhöhen am Strande. Die Zuschauenden jauchzten freudig auf.

„Werft die Seile aus! — Die Haken heran!" schrieen die Männer einander zu.

Da rollte die Woge schäumend das Ufer hinan, und warf das Boot weithin auf den Strand. Es stieß krachend auf den felsigen Grund und schlug um, die darin Sitzenden wurden über Bord geschleudert. Doch die Strandbewohner waren rührig zur Hand. Ein Paar nervige Arme fingen eine weibliche Gestalt aus dem schäumenden Gischt auf. In zwei Minuten lag sie geborgen auf trocknem Strand. Nils Dahl beugte sich über sie und mit weicher Stimme fragte er: „Lebst Du, arme Halgar?"

Vierzehntes Kapitel.

Der furchtbaren Nacht war ein klarer Morgen gefolgt. Die Sonne schien hell und heiter herab auf Peter Alfs Haus. Drinnen aber war alles wie in verworrenem Traum. Keiner konnte noch recht fassen, wie und was Alles geschehen war; Jeder wußte es nur halb. —

Der alte Westeräs saß weinend in einem Lehnstuhl, und hielt die weinende Halgar in seinen Armen, die vor ihm kniete und das Haupt in seinem Schooß verbarg. —

Daneben lag auf einer weichen Bahre hingestreckt ein junger Mann, todesbleich, kaum athmend, dem die Locken lang, erschlafft vom Haupt herunterhingen; die liebliche Carlen war über ihn gebeugt, küßte oftmals sein Antlitz, und netzte es mit Thränen. „Mein Erik! Mein Erik! Nein, Du stirbst mir nicht!“ flehte sie weinend.

„Nein!“ hauchte er matt, und lächelte mühsam. Mehr vermochte seine erschöpfte Kraft nicht.

„Meine Tochter! Meine liebe, liebe Tochter!“ sagte der alte Westeräs, und die wilden Züge waren so mild, so freundlich geworden! Man las es in den weichglänzenden Augen, daß das klare Licht des Geistes wieder daraus hervorschimmerte.

„Ich will mein gesundes Bein verlieren, Peter Alf,“ murmelte der Stelzfuß diesem zu, „wenn der Alte nicht für ewig hergestellt ist.“ „Nun danket alle Gott!“ summte er fromm, und faltete die Hände. „Die aber,“ er zeigte auf einen Tisch abseits in der Ecke, „die dort unter dem Leichentuch, mögen zittern vor dem Gott, dem wir danken!“

„Er hat sie gestraft!“ erwiederte Swen Deoff. „Sein ist die Rache!“ —

„Sagt mir doch," fragte Claus Billerbeck leise, „wie habt Ihr denn den Erik eigentlich gefunden? Ich war nur um Halgar beschäftigt, und selbst halb todt; daß Ihr ihn von der Sturmmauer geholt, wo die Halgar mitten im Sturm, beim Blitzleuchten den Mann am Seil entdeckt hatte, weiß ich wohl, aber wie ist er dahin gerathen, und wie ist Alles zugegangen?"

„Ich dachte gleich," antwortete Nils, „daß die Halgar Recht hatte, als sie so jammerte um ihren Bruder Erik. Es konnte kein anderer sein als er, der am Seil an der Sturmmauer hing. Kein Anderer von hier hätte das verwogene Stück unternommen!"

„Was aber trieb ihn denn dahin?" fragte Billerbeck.

„Hört nur!" antwortete Nils, „Gottes Blitze haben diese Nacht eine grausenvoll schwarze That beleuchtet! — Ohne das furchtbare Unwetter wäre Erik verloren gewesen! — Seht nur, wie die liebe Carlen ihn pflegt; ja, nun soll er wohl ihr Bräutigam sein!" —

„Aber erzählt doch!" erinnerte Billerbeck.

„Ich bin immer noch ganz wie im Taumel!" antwortete Nils. „Es schwirrt mir Alles durch den Kopf. — Als die See den Schurken, den Lübecker, ausspuckte, mitten unter den Planken seines vermaledeiten, zertrümmerten Luggers, und mir das verzerrte Angesicht so gräulich entgegenstarrte, da hat sich wahrhaftig mein bischen Verstand einen Leck geholt. Mag er mit seinem Kameraden Jakob für ewig zugedeckt bleiben unter dem Tuch da! Ich will keinen Zipfel aufheben."

„Erzählt doch nur, wie Ihr den Erik und den Jakob fandet, und den Alten," drängte Billerbeck ungeduldiger.

„Nun freilich! ich erzähle ja!" antwortete Nils Dahl, „aber wer kann in solchem Sturm den Cours geradeaus halten! Genug, wie die Halgar so jammerte, und immer rief: Es ist gewiß mein Bruder Erik, der an der Sturmmauer hängt,

helft ihm, — helft ihm — da stürzten wir Alle fort. Sie mußte Recht haben. Wir hatten ja auch, Swen Deoff und ich, schon früh Morgens mit dem Tubus vom Leuchtthurm zwei Männer da oben herumstreichen sehen, die von hier sein mußten; aber der Teufel wußte wer! Wir also Alle hinauf, was die Füße halten wollten, Swen Deoff, Olaff Rasmus, Han, und wohl zwanzig Andere. Mein Stelzfuß mußte laufen und klettern mit meinem gesunden um die Wette. Was wir an Seilen zusammenbringen konnten, mit hinauf! Säge, Aexte, Beile, Schnallzeug. Alles mußte mit. Wir nahmen den nächsten Weg, immer steil zwischen den Klippen hinan. — Und droben! Da trafen wir's! Da fanden wir die Anstalten zum Ausleger; aber der Streckbaum war hinten aus dem Lager gebrochen. Huy dachte ich, der ist geliefert, der hier heruntergestürzt ist: denn diese zwanzig, dreißig Thurmhöhen hinunter — das ist denn doch noch eine andere Reise, als von der Hauptmastspitze aufs Deck. — Wir legten uns auf den Bauch, guckten über die Felswand; zu sehen war aber nichts. Wir schrieen hinunter — kein Laut zur Antwort! Es war nicht zu verwundern, denn den armen Jungen hatte die Qual und die Angst betäubt. — Endlich sehe ich, denn Augen habe ich, Gott sei Dank, im Kopf wie ein Bergfalk, — ich war schon als Matrose immer der beste Ausluger, — endlich sehe ich ein Querholz — es sah aus wie ein Schwefelholz — unten in einem Fichtengebüsch, gerade über dem Ausbug eingeklemmt. Jetzt hatte ich's! Das war der Ausleger! Dort war er hängen geblieben! — Aber wie da helfen! — Es galt kein Besinnen; an meinem alten Hals war nicht mehr gelegen als an meinem alten Bein. In einer halben Stunde war ein neuer Ausleger gezimmert; wir hatten eine halbe Meile Seilwerk zusammengeschleift; ich ließ mir das Schnallzeug anlegen, sie hakten mich ein, ich betete mein Vaterunser, sie setzten die Windenspille in Gang — ich rutschte

ab! Bis zum Ausbug nichts zu sehen an der ganzen Sturmmauer. Nur im Fichtengebüsch, wohl hundert Ellen über dem Bug, hatte sich richtig der Ausleger quer eingeklemmt; sonst hätte der arme Erik unten gelegen zwischen den Steinen in der Brandung, wo sein Vater gestern Vormittag bei der Ebbe saß. In seinem Hirn ist es, wie nebelig es auch gestern schien, vielleicht schon damals heller gewesen als in unserm! Genug, ich rutschte weiter bis auf die Ausbauchung des Felsens. Da faßte ich erst Fuß, lugte sorgfältig aus nach unten und siehe! Hundert Ellen unter mir, aber fünf, sechshundert überm Abgrund der See, hing mein Junge richtig! Ich schrie, aber er gab nicht Antwort. Er ist maustodt, dachte ich. — „So brich du meinethalben auch den Hals, alter Stelzhumpler," war mein Spruch, und ich glitt weiter, immer neben seinem Seil hinunter. Ich kam dicht zu ihm heran. Athem hatte er noch, aber keine Besinnung. Nun band ich uns beide zusammen, daß der Teufel uns nicht hätte auseinander reißen sollen, schnitt sein Hangseil mit meinem Taschenmesser durch, und rief: „Ahoi!" Flugs wanden sie droben an, und nach zehn Minuten war ich mit ihm oben. Da konnte man's sehen, warum der arme Junge so gut wie todt war! Das Schnallzeug hatte ihm Arme und Beine zerschnitten, daß Alles blutete, — und der Schreck, und die Angst, — und das Wetter! Hört einmal, Eine solche Nacht verdient alle Höllenstrafen ab! In dem mörderischen Wetter da zu hängen von Gott und Menschen verlassen . . . ."

„Nicht von Gott," fiel Claus Billerbeck ihm ins Wort.

„Nein, wahrlich nicht, es fuhr mir nur so heraus!" verbesserte sich Nils, und sah auf zum Himmel! „Nun, wir trugen ihn dann hinunter, auf den andern Weg, der hierher führt, am schwarzen Schlott vorbei. Wie wir dorthin kamen, da sahen wir erst Gottes Gericht! Der ganze Fels zusammengebrochen in's Thal gestürzt, auf derselben Stelle, wo

vor sieben Jahren die Schneelavine von seinem Dach stürzte!"

„Also das war der dröhnende Knall, daß wir glaubten, die Erde sei geborsten," rief Peter Alf, der hinzugetreten war.

„Still doch!" gebot Nils und fuhr fort: „Wir hatten des Teufels Arbeit durch die Felsentrümmer, um darüber hinweg zu kommen mit der Bahre, auf der Erik lag! Als wir endlich hinüber sind, da sitzt der Alte dort," — er zeigte auf Westeräs — „und ist in seinem Wahnsinn zehnmal gescheuter gewesen, als wir Alle zusammen! Er wollte zwar immer die Halgar ausgraben, aber er hatte jetzt wirklich den Jakob herausgegraben, die giftige Schlange. Der war unter dem Felsen zerschmettert, — aber nicht todt. Nur die Füße bis an die Hüfte waren zermalmt, und das war Gottes Gericht!"

„Wie das?" fragte Billerbeck.

„Nun, wittert Ihr's denn noch nicht? Ich roch, bei meiner armen Seele, das Brod ehe es aus dem Ofen kam!"

Alle horchten auf.

„Wie wir die Steine abräumten und den Burschen vollends herauszogen, — der Alte hatte es allein nicht vermocht, — da kam er etwas zur Besinnung, und seine verzerrte Larve verzerrte sich noch gräulicher! Als er den Erik auf der Bahre gewahrte, wo er für todt lag, da krampfte es ihm in allen Gesichtsmuskeln, er heulte, er klapperte mit den Zähnen. Genug, das Bubenstück, so fein gesponnen, kam dennoch an die Sonnen! Er hatte den armen Burschen hinaufgelockt; wenn er drunten den Hals drei und dreißig mal wagte, und brav Dunen heraufschleppte, wollte er ihm die Carlen zur Frau geben, — und als er das letztemal hinunterging, brach er selbst, — der da, unterm Leichentuch, den Ausleger mit der Axt hinten aus dem Lager, und ließ den armen Jungen — seht nur wie die Carlen ihn küßt, — hinunterstürzen!"

Nils war bleich geworden, vor Schauer und Ingrimm; die Zuhörer auch, von denen die meisten den Zusammenhang noch nicht kannten.

„Aber Gottes Hand hielt ihn!“ fuhr er tiefathmend fort. „Der Ausleger setzte sich quer, und blieb im Fichtengesträuch hängen. An der Wand, wo ihn in Wochen vielleicht kein Menschenauge entdeckt hätte, wäre er verhungert — mit zerschellten Armen und Beinen, — durch die nassen, scharf gezogenen Riemen im Schnallzeug unter Höllenqualen! Aber Gottes Auge sah ihn! Und sein Athem wehte durch den Himmel, und das Unwetter zog herauf, und seine Schwester Halgar trieb auf der stürmenden See, da die Blitze die Nacht heller machten, als den Tag, sie hatte ihn am Fels entdeckt, — sie ....“ das Wort stockte ihm im Munde, — „sie“ rief er zitternd und weinend, — „seht sie doch nur an, wie sie kniet vor dem alten Vater, — und der weiß wieder wer sie ist! — Wer da nicht beten lernt, der gehört zu denen da!“

Er zeigte auf die Leichen unter dem Tuch.

Alle standen in tiefster Stille; es durchschauerte sie das göttliche Walten. —

Claus Billerbeck trat leise zu Halgar heran, die der Vater immer noch in seinem Arm hielt und herzte. Sie erblickte ihn. „Das ist mein Retter, Vater!“ sagte sie voll Innigkeit, und reichte ihm die Hand.

„Und der da!“ zeigte Billerbeck auf den Stelzfuß, der an ihrer Seite stand.

„Nichts da!“ wollte Nils kurz sagen, aber seine Stimme wurde wider Willen weich. „Der dort!“ setzte er hinzu und zeigte nach oben.

„Er hat Alle gerettet!“ sagte der alte Westeräs fromm und blickte mit dankbarem Auge aufwärts.

„Und die Schuldigen gestraft!“ setzte Nils hinzu.

„Und der Reuigen vergeben!“ fiel Billerbeck warm ein, als Halgar leise seufzte.

Westeräs drückte seine Tochter sanft an's Herz, und wandte die Blicke zur Rechten, zu seinem Sohn Erik, und der lieblichen Carlen. Sein freundliches Auge füllte sich mit Thränen; er erhob es nochmals mit einem innigen Blick zum Himmel und sprach: „Verehrt die Fügung Gottes!“

Und als am Johannistage darauf der Bischof von Drontheim selbst die beiden Paare Erik und Carlen, und Billerbeck und Halgar am Altar zusammengab, da sprach der fromme Geistliche die gleichen Worte, und die ganze Gemeinde sprach sie im Herzen mit, den Alle verehrten: „Die Fügung Gottes!“

Edmund von Braunfels.

Novelle.

Erstes Kapitel.

An einem der schönsten Sommerabende hielt, als die Sonne schon im Sinken war, ein Fiacker vor der Gartenthür einer von Reichthum und Geschmack zeugenden ländlichen Besitzung, eine Stunde von F. . . . — Ein Mann von etwa sechzig Jahren, dessen Aeußeres eine gewisse pedantische Eleganz zeigte, wie sie den Bejahrteren und höher Bediensteten in großen kaufmännischen Häusern eigen zu sein pflegt, stieg aus dem Wagen. Es war der Comptoir-Vorsteher des reichen Hauses Bergheim und van Bloom, welcher den Chef desselben, Herrn von Bergheim, zu dieser späten Stunde noch auf seinem Landhause aufsuchte. Indem er die Glocke ziehen wollte, sah er, daß die Gartenthür nur angelehnt war, und trat daher ohne Weiteres ein. Genau bekannt, verfolgte er die gewohnten Gartenpfade, die sich durch einige dichtere Gebüsche nach dem Eingang auf der Terrasse der Villa hinzogen. Er ging aber nicht mit dem Schritt eines Lustwandelnden, sondern hastig und nachdenklich, oder vielmehr zerstreut, offenbar mit einer wichtigen Angelegenheit innerlich sehr beschäftigt. Daher erschreckte ein halb erschrecktes „Ach" einer weiblichen Stimme, das er unvermuthet neben sich hörte, ihn selbst. Es war die Tochter des Hauses, Ottilie, die er durch sein Kommen überrascht hatte.

„Ach, Sie sind es, Herr Goldner", sprach das junge Mädchen ein wenig betreten, aber sehr freundlich, indem sie von der Bank vor einem blühenden Jasmingebüsch, wo sie gesessen hatte, aufstand. Sie steckte zugleich ein kleines in

rothen Maroquin gebundenes Portefeuille, das neben ihr gelegen, eiliger zu sich, als ein so harmloser Gegenstand zu erfordern schien.

„Was führt Sie denn noch so spät zu uns heraus?“ fuhr das überaus anmuthige Mädchen, sich ein wenig zusammennehmend, freundlich fort.

„Ich muß Ihren Herrn Vater noch in einer wichtigen Angelegenheit sprechen“, erwiederte der alte Herr, „ist aber Herr von Braunfels vielleicht hier...?“

„Daß ich nicht wüßte“, antwortete Ottilie mit einer Verlegenheit und einem Erröthen, die Goldner unfehlbar bemerkt haben müßte, wenn seine eigene Zerstreutheit und die schimmernde Abendröthe, die von Ottiliens blühenden Wangen und reiner Stirn widerstrahlten, ihn nicht daran gehindert hätten.

„O, verzeihen Sie“, fiel er schnell wieder ein, sich gewissermaßen verbessernd, „die Frage entschlüpfte mir nur so, weil ich vor einigen Tagen ein Brieftäschchen in Herrn von Braunfels Hand gesehen habe, ganz ähnlich demselben, welches Sie so eben einsteckten.“

Die Erwiederung Goldners war ganz arglos, denn er hatte wirklich ein solches Portefeuille in der Hand des jungen Commis, den er genannt hatte, gesehen. Daß er so eilig nach ihm forschte, hatte freilich einen ernsten Grund. Eben dieser beschäftigte ihn jedoch so, daß er Ottiliens Erblassen und Erröthen bei seiner Entgegnung nicht wahrnahm. Auch ihre beklommen verlegene Antwort: „Wie sollte Herr von Braunfels hier sein?“ fiel ihm nicht auf. Es wäre indessen gar nicht auffallend gewesen, wenn Braunfels wirklich auf der Villa war, denn er wurde von Bergheim sehr ausgezeichnet, fast wie ein Sohn behandelt, da er der Sohn einer Jugendfreundin war, und er ihn dieser, einer sehr edlen und unglücklichen Frau, zu Liebe in sein großes Geschäft auf-

genommen hatte, wo sich dem ganz unbemittelten jungen Manne eine reiche Zukunft öffnen konnte.

Braunfels besuchte daher seinen Prinzipal, in dessen Familie er freundlichst aufgenommen war, auch häufig in der Landwohnung. Nur wäre es allerdings ungewöhnlich gewesen, daß er sich gerade heute dort befinden sollte, weil es Sonnabend war, und er fast jeden Sonntag zu Mittag draußen speisete, auch für den folgenden Tag dort erwartet wurde.

„Sie wollten mit dem Vater sprechen", fuhr Ottilie etwas gesammelt fort. „Sie finden ihn in dem Birkenhäuschen. Soll ich Sie hinführen?" setzte sie freundlich hinzu.

„O, ich danke Ihnen sehr, liebes Fräulein; es wäre zu gütig", antwortete Goldner ceremoniös, doch zugleich sehr erfreut, weil er die Tochter des Prinzipals wie eine eigene, obgleich mit größter Ehrfurcht, liebte. „Den Weg weiß ich zu finden", setzte er lächelnd hinzu, „in ein und vierzig Jahren lernt man einen Garten, den man selbst mitanlegen half, allenfalls kennen."

Mit diesen Worten ging er höflichst grüßend weiter. Er fand seinen Prinzipal an dem bezeichneten Orte, wo er ein englisches Journal las.

„Sieh da, Goldner, woher so spät?" lautete dessen erwiedernder Gruß auf seinen „Guten Abend!"

„Ich komme wegen nicht ganz angenehmer Mittheilungen", begann Goldner mit seiner ernsten Geschäftsmiene.

„So! Nun, wir haben doch nicht fallirt?" unterbrach ihn Bergheim mit einem Lächeln, welches des Gegentheils mehr als gewiß war.

„Gott sei Dank, nein!" erwiederte Goldner mit einigem Stolz. „Das Haus Bergheim und van Bloom fallirt nicht. Aber es kann Unannehmlichkeiten in seinen Geschäften haben!"

„Gewiß! Dafür sind es Geschäfte."

„Ich muß melden, daß der Commis, Herr von Braunfels," sprach Goldner ernst und geschäftsmäßig, „den ich diesen Nachmittag um fünf Uhr mit vielen wichtigen Briefen, auch einer Baarsendung von 2456 Thalern in preußischen Kassenanweisungen an Gebrüder Otterslob in Bremen auf die Post gesandt, bis zum Comptoirschluß nicht wieder in's Geschäft zurückgekehrt ist, noch auch die Postscheine zur Kasse abgeliefert hat."

„Hm! — Das wird sich aufklären. Braunfels ist ja immer mit diesen Geschäften und mit wichtigeren beauftragt gewesen. — Er wird unmittelbar von der Post noch irgend einen Gang gemacht haben, einen Besuch, der ihn länger fesselte, als er dachte."

„Wenn es nicht Sonnabend, der Wochenschluß der Kasse, wäre," bemerkte Goldner kopfschüttelnd.

„Das hätte er freilich bedenken, und es zuvor anzeigen sollen. Aber er wird Abends nach Haus kommen, ist vielleicht schon zu Haus, während Sie hier sind."

„Eine halbe Stunde nach Comptoirschluß war er noch nicht auf seinem Zimmer, und ..." Goldner stockte.

„Nun?" fragte Bergheim gespannt.

„Der Mantel fehlte. Den pflegt man zu einem Abendspaziergang im Juli doch nicht mitzunehmen!"

„Sie glauben, er sei fort?" fiel Bergheim betroffen ein.

„Ich glaube nichts, ich habe nur die ordnungsmäßige Anzeige gemacht," sprach Goldner gemessen.

„Hm! Es ist unmöglich! Er wird einen Ausflug über Land gemacht haben. Das pflegen ja unsre jungen Leute oftmals Sonnabends zu thun! Er war immer pünktlich, rechtlich — der Sohn einer solchen Mutter!"

„Ich habe ihn seit einiger Zeit auch sehr auffallend in seinem Benehmen gefunden; zerstreut, unruhig, blaß!" erwiederte Goldner.

Bergheim schüttelte den Kopf.

„Auch habe ich sogleich auf der Post nachgefragt, ich selbst," fuhr der Comptoirchef fort, „denn ich wollte ganz vorsichtig sein. Der Postsekretair Meßner, ein zuverlässiger Mann, den ich seit längerer Zeit kenne, hat mir die Versicherung gegeben, daß die Baarsendung nicht eingeliefert ist."

„Nicht!" rief Bergheim und erschrak. Seine edlen Züge nahmen einen sehr ernsten, besorglichen Ausdruck an. „Lieber Goldner," sprach er nach einer Pause, „Ihre Besorgniß mag doch nicht ohne Grund sein! Für das Geschäft ist der Vorfall unbedeutend, allein er ist ein sehr ernster für ..... Jedenfalls ist es das Beste, die Sache für jetzt so geheim zu halten, als möglich. Wir wollen morgen Mittag abwarten. Ich erwarte Braunfels wie gewöhnlich zu Tische. Kommt er, so .... Nun, ich will nachdenken, was zu thun ist. Vielleicht finden Sie ihn zu Haus, wenn Sie zurückkommen, und Alles ist aufgeklärt!" setzte der edle menschenfreundliche Mann, sich selbst beruhigend, hinzu. — „Aber essen Sie erst das Abendbrot mit uns, lieber Goldner!"

„Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen danke. Ich bin zu unruhig über den Ausgang. Es drängt mich, zurückzueilen. Mein Wagen wartet draußen."

„Sie haben Recht!" sprach Bergheim, und drückte ihm die Hand.

„Finde ich Braunfels, und die Sache aufgeklärt, so sende ich Ihnen morgen ganz früh Botschaft," sprach Goldner Abschied nehmend.

„Nein, heute, lieber Goldner. Ja, noch heute. Und wäre es mitten in der Nacht. Zwei Zeilen genügen. Ich werde anordnen, daß hier Jemand wacht."

So schieden sie.

Bergheim beobachtete gegen die Seinigen das tiefste.

Schweigen. Er ahnte nicht, welche Wohlthat er dadurch ausübte. Einer unbefangenen Frage Ottiliens nach Goldners spätem Besuch wich er durch die Antwort aus:

„Er mußte nur meine Meinung über eine Geschäftssache einholen, die nicht aufgeschoben werden kann.“ — —

Bergheim verbrachte die Nacht sehr unruhig. Es war keine Nachricht von Goldner gekommen. Um neun Uhr des andern Tages erhielt er aber einen Brief, der ihm meldete, daß Braunfels nicht nach Haus gekommen sei, auch Niemand von ihm wisse.

So kam der Mittag heran. Die Beamten des Geschäfts und einige Freunde versammelten sich um die gewohnte Stunde in der Villa. Man saß auf der Terrasse im Schatten des Hauses, wo man den ganzen Garten bis zur Landstraße übersah. Nur der Eingang war mit Gebüsch verdeckt.

Wer Ottilie beobachtete, mußte ihr einige Unruhe anmerken. Bei jedem Schallen der Glocke am Gitterthor war eine Bewegung in ihren Zügen sichtbar. Ihre Mutter nahm ihre Unruhe nicht wahr; sie hatte sich unbefangen und lebhaft in ein Gespräch verwickelt. Der Vater war selbst zu aufgeregt; er zeigte eine ähnliche Spannung wie Ottilie; jeden Augenblick hoffte er, Braunfels erscheinen zu sehen, und immer trat ein Anderer aus dem Gebüsch. Endlich erschien Goldner, im Geschäft stets der Erste, aber der Letzte der erwartenden Gäste außer Braunfels. Gegen diesen machte sich Bergheim endlich durch die Frage Luft:

„Bringen Sie Braunfels nicht mit, lieber Goldner? Er ist der Einzige, der noch fehlt.“

„Er hat Ihnen nicht abgesagt?“ fragte dieser mit bedächtig angenommener Verwunderung. „Wie ich gehört habe, hat er gestern schon einen Ausflug auf's Land unternommen.“

„Ei, da muß eine Vergeßlichkeit oder sonst ein Miß-

verständniß im Spiele sein," erwiederte Bergheim mit erzwungener Ruhe. „So denke ich, gehen wir zu Tisch."

„Du bist so zerstreut, liebe Ottilie!" redete der Vater diese an, die ihre Augen unverwandt gegen den Garten gerichtet hatte.

„Ich? Ich dächte nicht — " antwortete sie betreten.

„Und wie blaß Du aussiehst! Ist Dir nicht wohl?"

„Ich habe nicht gut geschlafen, — es ist so heiß . . . ." antwortete sie, und Röthe und Blässe wechselten auf dem schönen Angesicht.

Die Thüren des Gartensaales wurden geöffnet und ein Diener zeigte an, daß angerichtet sei. Man ging zu Tisch. Ein Stuhl blieb leer.

„Sie können das Couvert wegnehmen!" sagte Bergheim einem der Diener.

In dem Augenblick schellte es an der Gartenthür.

„Da ist er!" rief Bergheim, und sein Auge glänzte freudig, es war ihm ein Stein vom Herzen gefallen. Seine Tochter wurde in dem nämlichen Augenblick aus einer Lilie eine Rose; allein eben so rasch verwandelte sie sich zurück, als der an der Glasthür stehende Diener, welcher den Garten überblickte, anzeigte:

„Es ist der Herr Baron von Sesenberg."

„Sesenberg! Das ist ja eine angenehme Ueberraschung!" rief die Wirthin.

Bergheim war betroffen. Der Eintretende, ein alter Freund des Hauses, wurde indessen auf das Herzlichste begrüßt. Er nahm nicht auf Braunfels' leerem Stuhle Platz, sondern die jungen Leute rückten zusammen, und der ältere Gast erhielt seinen Sitz zwischen Ottilien und ihrer Mutter.

„Ihr habt wohl auf mich gerechnet," sprach er heiter, „daß mir gleich ein Couvert offen gelassen ist?"

„Das nun gerade nicht," antwortete Bergheim,

„aber mir ist ein erwarteter Gast, mein Commis Braunfels, ausgeblieben.“

„Braunfels? Ei! den habe ich diesen Vormittag in Bad H . . . . . gesehen.“

Ohne zu bemerken, welchen Eindruck diese Worte auf einige der Anwesenden machten, fuhr Sesenberg heiter fort: „Er eilte sehr flüchtig grüßend an mir vorüber, entweder einigen hübschen jungen Damen nach, oder dem Spielsaale zu; das konnte ich nicht entscheiden, da der Weg derselbe war.“

Bergheims und Goldners Blicke begegneten einander sehr ernst; Ottilie saß stumm, man hätte den Schlag ihres Herzens hören können. Doch Niemand ahnte etwas von dieser Bewegung. Sesenberg sprach unbefangen fröhlich fort, bald war die Unterhaltung eine allgemeine, und der Mittag verstrich, dem äußern Scheine nach, so heiter, wie jeder Sonntag in diesem Hause.

Zweites Kapitel.

Am Montag fuhr Bergheim sehr zeitig nach der Stadt; nicht allein, weil ihn die Ungeduld drängte, sondern weil auch Ottilie in der Nacht so unwohl gewesen war, daß er ihr so bald als möglich einen Arzt hinaussenden wollte. Er fuhr bei diesem vor, und war doch vor acht Uhr im Comptoir. Goldner stand schon an seinem Pult; sonst war noch Niemand dort.

„Ist Braunfels zurück?“ war Bergheims erste Frage.

„Leider nein!“ sprach Goldner kopfschüttelnd.

„Ich muthmaße Schlimmes. Dieser unglückselige Spielsaal! Wir werden nun wohl auf Sesenbergs unabsicht-

liche Nachricht hin nach ihm senden müssen?" erwiederte Bergheim.

„Es wäre vielleicht gut, Herr von Bergheim, wenn Sie erst die angekommenen Briefe öffnen möchten; es ist ein sehr starker aus B . . . dabei, schwarz gesiegelt."

„Von der Mutter?"

„Ich glaube nicht!"

„Bergheim eilte in sein Kabinet; der schwarzgesiegelte, sehr starke Brief aus Braunfels' Heimath lag oben auf in dem Paket der Geschäftsbriefe. Er ergriff ihn hastig. „Der Absender ist der Justizrath Senden in B . . ." sagte er nach einem Blick auf die Adresse, und öffnete.

„Mein Gott!" rief er bestürzt, als er die ersten Zeilen überflogen hatte; „Goldner! Hören Sie! „„Dem letzten Willen der gestern verstorbenen Frau Wittwe Rittmeisterin von Braunfels entsprechend, ...""

„Todt! Die Mutter?" unterbrach ihn Goldner bestürzt. Schmerz und Schrecken drückte sich in den Zügen des alten redlichen Mannes aus. Vollends war Bergheim erschüttert. Beide durchschauerte eine Ahnung, daß dieser Tod und der Inhalt der Papiere, die dem Briefe beigefügt waren, in einem düster geheimnißvollen Zusammenhang mit den besorglichen Ereignissen, die sie jetzt beschäftigten, stehen möchten.

Bergheim las das Schreiben des Justizraths:

„Dem letzten Willen der gestern verstorbenen Frau Wittwe Rittmeisterin von Braunfels entsprechend, sende ich Ihnen die anliegenden Papiere; und richte im Namen der Hinübergegangenen die innigste Bitte an Sie, daß Sie, verehrtester Herr, da sie sich dem unglückseligen Sohne der Verewigten . . . ."

„Unglückseliger Sohn!" wiederholte Goldner.

. . . . „bisher so väterlich bewiesen haben, auch in der schwe-

ren Angelegenheit, die der tiefgebeugten Mutter das Leben gekostet hat.....“

„Gott! Was werden wir hier noch vernehmen!“ unterbrach sich Bergheim. Erst nach wenigen Augenblicken konnte er weiter lesen:

....„Ihr menschliches Mitleiden vorwalten lassen werden, so sehr die schwere Schuld des Unglücklichen nur die Strenge der Gerechtigkeit herausfordert. Ich bin von der Sterbenden beauftragt, verehrtester Herr, jede Vollmacht in Ihre Hand zu legen! Verfahren Sie mit dem Sohn der unglücklichen Dahingeschiedenen wie mit Ihrem eigenen. Die beifolgenden Papiere werden Sie über Alles unterrichten!“

„Ist es möglich! Was werden wir erfahren!“ rief Bergheim aus. — „Hier sind Briefe von Braunfels' Hand,“ sprach er, die Papiere durchlaufend, — „das ist die Hand der Mutter!“

„Goldner, thun Sie mir die Liebe, durchlesen Sie diese Papiere, — Sie werden mehr Fassung und Ruhe haben als ich.“

Goldner nahm schweigend die Papiere und trat damit an sein Pult. Bergheim ging in großer Aufregung auf und nieder. Der Fall würde jeden menschlich Theilnehmenden bewegt haben. Doch, daß bei Bergheim diese Empfindung so überaus tief war, hatte einen tiefern Grund. Er hatte die Mutter des jungen Mannes, Eugenie***, einst geliebt. Damals ganz unbemittelt, ohne Aussichten für das Leben, war er zu schüchtern, seine Neigung zu bekennen; sie wurde, ohne daß er es wußte, erwiedert. Sein erwählter Beruf führte ihn aus B.... nach F.... in das Haus van Bloom, dessen Chef er jetzt, nach dreißig Jahren, war! Zwei Jahre, nachdem er B.... verlassen, reichte Eugenie, dem Wunsch ihrer Eltern folgend, dem Rittmeister von Braunfels die Hand. Von jener Zeit an trafen sie die härtesten Schläge.

Ihre Eltern starben; ihr Mann zeigte sich ihrer unwürdig. Er hatte auf eine ungleich reichere Erbschaft gehofft, und diese Täuschung ließ er die unglückliche Frau auf das Härteste entgelten. In der voreiligen Hoffnung hatte er Schulden gemacht, die er nicht decken konnte. Innerlich haltlos, gab er sich einer wilden, wüsten Lebensweise hin. Das Spiel, in dem er seine Rettung suchte, wurde sein völliges Verderben. Endlich war seine Stellung nicht mehr zu halten; er verschwand plötzlich, und ließ seine Gattin und den Sohn, den sie ihm geschenkt hatte, in der hülflosesten Lage zurück. — Damals sah Bergheim sie wieder, als sie, von mitleidigen Verwandten unterstützt, zur Herstellung ihrer ganz zerrütteten Gesundheit ein Bad in der Nähe von F.... besuchte, wohin auch er, eben mit der Tochter des Hauses van Bloom verheirathet, einen Ausflug gemacht hatte. Waren auch die alten Verhältnisse durch die Zeit gelöst und erloschen, so berührte ihn doch ein wehmüthiges Nachklingen der Saite, welche in seinem jugendlichen Leben ertönt war. Er wurde der Freund der ehemaligen Geliebten. So geschah es, daß zwei Jahrzehnte später ihr Sohn die Laufbahn seines Lebens unter seiner Leitung und Obhut angetreten hatte. Und jetzt diese Entdeckungen und der plötzliche Tod der Mutter! —

Nach einiger Zeit trat Goldner mit den Papieren wieder zu ihm. „Diese Mittheilungen sind nicht tröstlich,“ sagte er. „Sie werden zu dem Einzelnen jetzt nicht die Ruhe haben; das traurige Ergebniß im Ganzen ist aber, daß Herr von Braunfels schon seit einiger Zeit in den verwickeltesten Geldbedrängnissen gewesen sein muß. Er hat seiner Mutter vor einigen Wochen Geständnisse gemacht. Sie hat ihm mit Aufbietung aller ihrer Kräfte geholfen; er hat Besserung gelobt, aber — nicht gehalten. Sorgen und Schmerz haben die unglückliche Frau auf das Sterbelager geworfen. Der letzte Brief des Sohnes — — wollen Sie ihn selbst lesen?“

fragte Goldner; doch seine Miene zeigte, daß er es Bergheim zu ersparen wünsche.

„Nein, nein! Sagen Sie mir nur davon, was ich wissen muß.“

„Der Brief ist vom 3. Juli, wir haben heut den 14.; also eilf Tage alt. Er enthält schlimme Geständnisse. Ich ersehe daraus, daß mehrere nicht unbedeutende Angelegenheiten des Geschäfts, die wir abgemacht glaubten, nicht erledigt sind. Wir müssen unverzüglich Reclamationen erhalten; vielleicht finden wir sie schon in den Briefen dort.“

„Das wird sich ertragen lassen .... aber .... sagen Sie mir, ... ich möchte vor Allem wegen der Mutter das Nähere wissen!“

„Dieser Brief, der die schon schwer erkrankte Frau mit dem härtesten Schlage traf, ist die Ursache .... er hat ihren Tod beschleunigt,“ sprach Goldner, als er Bergheims Erblassen sah, sich selbst verbessernd.

„Sie ist dahin! Was können wir nun noch thun?“ sprach dieser schmerzlich. „Es ist zu spät!“

„Für die Mutter freilich,“ antwortete Goldner, „allein für den Sohn ist vielleicht noch eine Möglichkeit!“

„Vielleicht?“ fragte Bergheim befremdet; „denken Sie, daß ich gegen ihn auftreten könnte?“

„Wir sind nach diesen Papieren,“ nahm der alte Buchhalter mit seiner vorsichtigen Geschäftsmiene das Wort, „nicht die einzigen Betheiligten. Es müssen Dinge geschehen sein, die, wenn sie nicht in der Stille beseitigt werden können, dem Gesetz die Macht über ihn geben!“

„Es muß sogleich Jemand nach Bad H .... hinüber, der ihn hierher bringt; — wenn Sie selbst führen, lieber Goldner?“

„Sehr gern! Aber es könnte ein ganzer Tag darüber vergehn, vielleicht längere Zeit, wenn ich ihn nicht sogleich

auffände. Denn wer steht dafür, daß er noch dort ist, falls er daselbst unglücklich gespielt hätte, — denn das Spiel ist hier im Spiel!" Der ehrliche Alte sprach diese Worte mit einem Ausdruck der Erbitterung, weil er nichts so sehr haßte, als diese unglückseligen Spielbanken, für die kein anderes Motiv vorhanden ist, als der nichtswürdigste Eigennutz, und denen er in seinem langen, redlichen Geschäftsleben schon so viele Opfer hatte fallen sehen.

„Und diesen Papieren zufolge könnte schon der heutige Vormittag — wenn nicht noch frühere Vorfälle da sind, — von der gefährlichsten Entscheidung für Herrn von Braunfels werden. Er hat am Freitag schon die Antwort erwartet, die sein letzter Rettungsanker war. Weil sie nicht eingetroffen ist, vermuthe ich, hat er Sonnabend unsere Sendung nicht auf die Post geliefert. Man wird wohl heut schon nach ihm fragen!"

„Gut denn! Zahlen Sie, decken Sie ... es wird uns ja nicht zu Grunde richten," sprach Bergheim mit edler Wärme.

„Das allein rettet ihn aber nicht," antwortete Goldner; „wenn schon Schritte gegen ihn gethan wären ... Dem können wir nur entgegenwirken, wenn wir seine Verwickelungen, die aus diesen Papieren nur zum Theil hervorgehen, vollständig kennen. Wollen Sie mich ermächtigen, seine eigenen Papiere durchzusehen, sein Pult zu öffnen?"

„Bei dieser Lage der Dinge unbedenklich; es kann uns Niemand einen Vorwurf daraus machen," erwiederte Bergheim rasch. „Wir können diese Frühstunde benutzen; vor neun Uhr kommt Niemand."

„Wir müssen hier in seinem Pult und in seinem Zimmer Nachsuchung halten," antwortete Goldner. „Dieses Pult öffnet sich ganz leicht, wir bedürfen keines Schlossers; es ist ja früher mein eigenes gewesen, und öffnete sich stets durch einen meiner Sekretairschlüssel."

Der Alte zog ein Bund Schlüssel heraus, und begegnete einem zufälligen Blicke Bergheims.

„Ich darf wohl nicht versichern," sagte er mit Zuversicht, aber doch etwas gereizt, „daß ich seit fünfzehn Jahren, wo dieses Pult in andern Händen gewesen ist, nicht an diese Eigenschaft meines Sekretairschlüssels gedacht habe."

„Goldner!" sagte Bergheim innig, mit dem Tone sanften Vorwurfs, und reichte ihm die Hand.

Der Alte öffnete. Als er den Deckel in die Höhe schlug, rief er bestürzt: „Gott, mein Gott!"

„Was ist Ihnen?" fragte Bergheim.

„Ich weiß nicht . . ." erwiederte Goldner verwirrt, „soll ich nicht erst allein diese Papiere ordnen?" — Er hatte dabei den Deckel wieder herabgelassen.

„Weßhalb? Wir haben jetzt Eile, vielleicht Beide vollauf zu thun!"

Mit einem schweren Athemzuge schlug der Alte das Pult wieder auf.

„Mein Gott!" rief nun auch Bergheim überrascht. „Das Portefeuille sieht ja genau so aus, wie eins, was Ottilie besitzt!" Mit diesen Worten griff er nach einem kleinen rothen Portefeuille, das oben auf lag. Eben dieses war es, welches Goldners Bestürzung und seinen Wunsch, das Pult allein zu öffnen, erzeugt hatte. Er hielt es für das nämliche, was er am Sonnabend in Ottiliens Händen gesehen hatte; plötzlich fielen ihm eine Menge kleiner Züge in ihrem Benehmen auf, die er bis jetzt ganz unbeachtet gelassen. Mit der Gewalt eines lähmenden Schlages traf ihn der Gedanke, daß sie zwischen vorgestern und heut, wo Niemand von Braunfels etwas wußte, mit ihm verkehrt haben müsse, da dasselbe Portefeuille, was er am Sonnabend in ihrer Hand gesehen, heut in seinem Pult lag! Doch ehe er Zeit hatte, diese verwirrenden Gedanken zu irgend einer Klar-

heit zu bringen, schreckte ihn Bergheims Ruf auf: „Gott im Himmel — Ottilie!"

Bergheim hatte das Portefeuille geöffnet und Ottiliens Bildniß schaute ihm daraus entgegen. Fast zusammensinkend, bleich, bebend, stützte er sich auf Goldner; er vermochte kein Wort hervorzubringen.

Dieser hielt den Schwankenden, entnahm das Portefeuille, in dem auch er das Bildniß der Tochter erkannte, seiner Hand und legte es in das Pult zurück. Eine Thräne drang dem Redlichen in's Auge, als er den Vater so vernichtet von diesem ganz aus heiterem Himmel auf ihn herabzückenden Strahle sah.

„O hätte ich doch allein durchsucht!" sprach er mit halb unterdrückter Stimme.

„Nein!" rief Bergheim aus. „Es ist so besser! Jetzt muß ich Alles wissen! — Er ein Unwürdiger, Verlorener, ... und meine Tochter, ..." hier versagte ihm die Kraft abermals Er raffte sich dennoch wieder zusammen, und, mehr durch einen unbewußten Trieb als durch Ueberlegung geleitet, griff er nach dem unglücklichen Portefeuille und durchsuchte es. Ein Blättchen fiel ihm in's Auge, es war von Ottiliens Hand; er las:

Theurer Freund!

So habe ich denn Ihre heiße Bitte erfüllt! Hier ist mein Bild! Zum ersten Mal in meinem Leben, — ich betheure es Ihnen, — verschwieg ich meinen geliebten Eltern eine Handlung, die ich nicht begehen sollte! Aber nun halten auch Sie Ihren Schwur! Kein Wort komme über Ihre Lippen von unserm Verständniß! Gewinnen Sie erst das ganze Vertrauen meines Vaters, von dem Sie schon einen so großen Theil besitzen! Dann unterwerfen Sie sich seinem Ausspruch, wie ich es auch thun werde! — Nun kein geheimes Wort, kein Blick mehr zwischen uns! Nur dann auf ewig

Ihre Ottilie.

Bergheim brach, an die Brust des treuen Goldner gelehnt, in heiße Thränen aus. „O, sie ist gut," rief er mit einem dankbaren Blick gen Himmel aus; „sie ist rein! Schwach ist sie gewesen, — aber gut und rein und kindlich! — Doch ach!" rief er plötzlich mit tiefstem Schmerz. „Sie wird unglücklich sein!"

„Vielleicht ist er nicht so schuldig," sprach Goldner, ungläubig gegen sich selbst.

„Er ist unrettbar!" sprach Bergheim düster. „Ein Mensch, auf dem der Fluch lastet, daß seiner Mutter das Herz über ihn gebrochen! — Er kann nie ein reines Glück empfinden, noch begründen! — Meine arme Ottilie!"

Goldner warf einen Blick auf das Blatt Ottiliens, um nach dessen Datum zu sehen. — Es hatte, nach weiblicher Weise, keins.

Die Nothwendigkeit drängte zur That. Beide Männer fanden Kraft zu diesem Geschäft, weil sie sie haben mußten. Sie durchsuchten die Papiere genau. Es schien, daß Braunfels in seinem Leichtsinn hier Alles, was sein Glück und seine Schuld betraf, aufbewahrte. Hier, wo ein einziger zufälliger Blick seiner Genossen zum Verräther seines heiligen Geheimnisses werden konnte!

Es waren allerdings sehr bedenkliche Schriftstücke dabei, namentlich ungestüm mahnende Briefe von Gläubigern, über verfallene Schuldposten. Eben auf den heutigen Tag drängte Wichtiges. Doch zu einiger Beruhigung diente es, daß sich hier wenigstens kein Anzeichen eines nach den Gesetzen strafbaren Verbrechens vorfand. Diese Vergehungen schien der Strafbare nur gegen das Vertrauen, welches das Haus ihm stets geschenkt, begangen zu haben.

„Das ist die Hand der Mutter!" Mit diesen Worten entfaltete Bergheim einen Brief, der in einem abgesonderten Schubfach lag. Er lautete:

Mein Sohn!

Welche Last der Sorgen und des schwersten Kummers Dein Brief auf mein mütterliches Herz geworfen hat, das kannst Du Dir vorstellen! Nein, Du kannst es nicht! Sonst würdest Du nicht so Schweres an mir gethan haben! O mein Sohn! Könntest Du in Deinem Herzen alle die Opfer der Liebe empfinden und wägen, die eine Mutter ihrem Kinde bringt, von seinem ersten Athemzuge an, Du würdest mir nicht so vergolten haben! — Ach, vielleicht hätte ich Dir doch das schwere Leid meines Lebens, das mich traf, bevor Du es zu fassen im Stande warst, als Du noch in unschuldiger — (das Wort war unterstrichen; ein kleines, aber tiefschmerzendes Zeichen der mütterlichen Stimmung) — als Du noch in unschuldiger Knabenzeit mich fröhlich umspieltest, — vielleicht hätte ich Dir dies Leid doch nicht verschweigen sollen! Das Mitleid mit Deiner schwer geprüften Mutter hätte Dir vielleicht die Stärke gegeben, den Versuchungen zu widerstehen, welchen Du jetzt erlegen bist! — Vernimm denn: Dieselbe frevelhafte Leidenschaft, die Dich jetzt ergriffen hat, war die, welche Deinen Vater, und mich durch ihn, zu Grunde richtete. Ich hatte ihm meine Hand gereicht, aus Gehorsam gegen meine Eltern, die den Adelstand für einen Gewinn hielten; aus Gehorsam und weil ich glaubte, ich würde ihn so achten können, daß ich die Stärke in mir fände, ihm jede Pflicht der Liebe zu weihen. Doch bald schwand diese Täuschung. Unter einer äußerlich einnehmenden Erscheinung und gewandter Geschicklichkeit des Geistes, die ich nicht Bildung in dem tieferen Verstande des Worts nennen kann, verhüllten sich bei Deinem Vater die heftigsten Leidenschaften. Ich will ihn nicht anklagen! Vielleicht hat mich gegen Manches auch ein Gefühl ungerecht gemacht, das ich seinetwegen in meinem Herzen

zum ewigen Schweigen brachte, aber doch nicht vertilgen konnte!

Eine Thräne der Rührung trat bei dieser Stelle, die Bergheim wohl verstand, in sein Auge.

Doch von seiner heftigsten Leidenschaft muß ich jetzt sprechen, weil das Bild und die Wendung, die sein Leben dadurch erhielt, vielleicht die rettende Kraft der Abschreckung auf Dich übt. Es war die des Spiels. Erkläre sie, wer da mag und kann, als die Lust an der Gefahr, an den schauerlichen Empfindungen des Wechsels von Freude und Erbitterung, als Heißhunger der Gewinnsucht ohne Aufwand von Thatkraft, was ich doch am meisten glaube, — das aber ist gewiß, daß sie die verderblichste aller Leidenschaften ist, und daß ihre unersättliche Flamme Alles verschlingt, und dennoch ihre Verzehrungsgier nicht stillt! Edmund! Du hast jetzt ihre Gluth in der eigenen Brust erfahren! Du hast erfahren, wie sie wühlt und brennt! O laß ab davon, unglücklicher Sohn! Ich liege in Thränen, auf den Knieen vor Gott, und bete zu ihm, daß er Dein Herz wende! Ich liege auf den Knieen und in Thränen vor Dir selbst, und flehe Dich an mit der heißesten Bitte einer Mutter, laß ab! — So lag ich auch zu Füßen vor Deinem Vater und flehte ihn um Erbarmen. — Vergebens! Die Wuth des wilden Stromes hatte ihn gefaßt, seine Liebe zu mir war ein zu schwaches Band, ihn zurückzuhalten, mein Schmerz, mein Flehen hielten ihn nicht stärker; auch der Blick Deines blauen unschuldigen Auges vermochte nichts über ihn! — Ach, könntest Du die Qualen der Nächte empfinden, wo ich angstvoll auf seine Heimkehr harrte, und mich noch angstvoller entsetzte, wenn sein bleiches Gespenst mit wüsten Zügen, rollenden und doch erloschenen Augen, in der Morgendämmerung zu mir in's Gemach trat! — Ich erbebe

in erneutem Grauen bei der Erinnerung an das, was ich nicht zu schildern vermag! — Die Leidenschaft unterhöhlte Alles: Vermögen, Liebe, Glück, Ehre. Sie zwang Deinen Vater, aus seinem Stande auszuscheiden, sie zwang ihn endlich, in heimlicher Flucht, Vaterland, Haus und Heerd, Weib und Kind, — Dich, seinen einzigen Sohn, — zu verlassen. — Wir blieben im Elend zurück. Nur Mitleid derer, die mein Unglück empfanden, hat mich getragen! Edle Gesinnung, der ich mit meinem ganzen Herzen verschuldet bin! Am meisten der Deines väterlichen Beschützers, dem Du Alles dankst, was Du jetzt an Glück und Lebensfreuden besitzest. Willst Du ihm so vergelten? Willst Du, mein Sohn, die eigene Mutter in den tiefen Abgrund des Elends und der Schmach wieder hinabstürzen, aus dem seine rettende, wohlthätige Hand sie und Dich erhoben?

Nein, Edmund, Du vermagst es nicht! Mit tiefster Demüthigung, Bitten, angstvollem Ringen ist es mir gelungen, aufzubringen, was Du zu Deiner Rettung bedarfst. Nimm es hin! Es ist mit Herzblut und mit Thränen erkauft, aber es soll gesegnet sein, wenn es Dich rettet, rettet von dem tiefen Verderben, an dessen Abgrund Deine Seele schwebt!

Deine angstvolle Mutter Eugenie.

„Welche furchtbare Leidenschaft muß es sein, die stärker war als dieser Brief?“ sprach Bergheim in tiefster Erschütterung. „Man sieht die Spuren von Thränen darauf; — sind es die der Mutter oder die des Sohnes?“

„Hier auf der Rückseite ist auch etwas von seiner Handschrift,“ bemerkte Goldner, der die letzte Seite des Briefes, den Bergheim in der Hand hielt, sah. Dieser wandte das Blatt. Es enthielt noch zwei Sätze von Edmunds Hand; der erste war mit Bleistift geschrieben; vielleicht in der ersten

Wallung unmittelbar nach Empfang des Briefes mit dem Bleistift aus der Brieftasche. Der andere, offenbar spätere, wiewohl beide ohne Datum, mit der Feder. Der erste lautete:

„Nein, meine Mutter! Du sollst Dich nicht getäuscht haben! Ich besiege die abscheuwerthe Leidenschaft! Weh dem Vater, der Dir das angethan, und Fluch, dreifacher Fluch dem Sohn, der ihm gleich würde!"

Es war leider ein Vorsatz flüchtiger Aufwallung gewesen. Denn die nächsten Zeilen lauteten:

„Mutter, Mutter! Ich verdiene den Fluch, den ich über mich selbst gesprochen! Ich verdiene Deinen Fluch. Mag er mich treffen! Aber die Buße der Reue will ich mir auflegen. Ich will bekennen vor Dir! Es ist mein letztes Geständniß, mein letztes Wort! Eine fürchterliche Woche will ich harren auf Deine Antwort! — Dann thue ich meine letzte That! Entweder Rettung für Dich und mich, für Sie — oder ewiges Verderben über mich!"

Beide Männer standen sprachlos, nachdem sie diese Worte gelesen hatten. Augenscheinlich waren sie geschrieben, als er den Brief mit den neuen Geständnissen an die Mutter richtete, welchen die Unglückselige erlegen war.

Bergheim fand zuerst seine Entschlossenheit und Klarheit wieder. „Es wird hier kaum etwas zu retten sein", sprach er finster, „aber um so mehr müssen wir das Mögliche thun. Sie, lieber Goldner, nehmen diese Papiere. Sie werden hier in der Stadt alle Schritte thun, die einen öffentlichen Ausbruch der Sache, die gesetzliche Maßregeln verhindern können! Es versteht sich, daß Sie offene Karte für jede Zahlung haben. Aber seien Sie so vorsichtig als möglich! — Sie wissen und bewahren es als heiligstes Geheimniß, daß noch ein Herz brechen könnte durch diese unseligen Ereignisse! Mein Kind, mein liebes, treues, frommes Kind!"

Einen Augenblick übermannte ihn hier wieder der Schmerz,

doch er raffte sich schnell zusammen. „Die Pflicht, von diesem Kinde den Schlag so sanft abzulenken als möglich, giebt mir Kraft. — Sie also, alter lieber Freund, thun sie das Mögliche. Ich will auf der Stelle nach Bad H...“

Drittes Kapitel.

Es war ein so wunderschöner Vormittag. Der blaueste Himmel wölbte sich über das Grün der Bäume, deren Blätter von einer milden Luft bewegt, flüsterten. Alles lud ein zum Spaziergange in den anmuthigen Gartenumgebungen. Viele der Badegäste in H... genossen auch den Tag in dieser unmittelbaren Wohlthat Gottes und der mit seinem liebenden Hauch erfüllten Natur. Gruppen von eleganten Herren und Damen lustwandelten in den Laubgängen; es waren nicht die, denen unser Auge am liebsten folgte. Wohl aber blickte es mit Lust auf die häuslichen, liebevollen Mütter, die, mit einer Arbeit beschäftigt, irgend eine beschattete Bank einnahmen, während muntere Kinder umherhüpften und spielten. Wärterinnen saßen auf dem Rasen mit den Kleinsten der Kleinen. Ein stilles Glück war in den Zügen Aller dieser verbreitet. Es ließ sich kaum eine süßere, sanftere Seligkeit denken, als dieses heilige Genießen der heiligen Gaben der Natur.

Und doch! Viele waren, die diesen Geist Gottes nicht verstanden, nicht beachteten. Die leere Welt der Mode schlenderte zwar mit einem gewissen Behagen, aber ohne inneren Dank durch die Spazierwege; diese hätte höchstens Verdrießlichkeit über Regenwetter empfunden, die Dankbarkeit für das Schöne war ihrem Herzen fremd. Sie betrachteten es als

eine Verpflichtung der Natur für ihr Wohlbefinden. Andere waren noch weniger davon berührt. Es drängte sie ganz wo anders hin. Sie eilten dem Spielsaale zu. Nicht Alle wollen wir verdammen, die ihre Schritte dahin lenkten! Auch Bergheim that es in hastiger Eil, den Hut in's Auge gedrückt, den Kopf gesenkt, ein Tuch vor's Gesicht haltend, als habe er Zahnschmerz, aber nur, um nicht von den vielen Bekannten, die er hier vermuthen mußte, erkannt und begrüßt oder gar angeredet zu werden.

Trotz des schönen Wetters und der Vormittagsstunden, die Besserem geweiht sein sollten, war der Spielsaal dicht gefüllt. Ein junger Mann, mit edlen Zügen, aber todesbleichem Angesicht, wild rollenden Augen und bebenden Lippen, zog schon lange die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich. Es war Edmund von Braunfels. Er stand am Pharotisch, dem Banquier gegenüber. Ein Haufen Goldes lag vor ihm. Er schien im Gewinnen. Die Umstehenden beobachteten ihn mit steigendem Antheil, und flüsterten untereinander:

„Wo er nur das Geld hergenommen hat? — Gestern ging er fort, daß man glaubte, er werde sich in der nächsten Minute erschießen! Ja! er verlor den letzten Louisd'or! — Und heut hat er wieder Geld! — Er sollte aufhören! Er gewinnt! — Aber wie sieht er aus! Als ob er gar kein Blut mehr hätte! — Er sollte aufhören! Er ist rasend, daß er nicht davon geht! — Eben hat er wieder ein Paroli gewonnen! — Das nimmt doch ein schlechtes Ende!"

So kreuzten sich die murmelnden Reden in Braunfels' Nähe. Er hörte nichts, er sah nichts. Sein Blick war nur starr auf die Hände des Banquier geheftet, der die Karten abzog. Ein Mann mit grauem Haar und Bart, muthmaßlich ein alter Offizier, dessen Züge Ernst und Gutmüthigkeit gleichzeitig ausdrückten, trat zu Braunfels heran und sagte ihm leise: Junger Mann, seien Sie besonnen! Verlassen Sie

den Spieltisch! Sie haben außerordentliches Glück gehabt! Seien Sie zufrieden! Es könnte umschlagen!" —

Braunfels wandte mechanisch den Kopf nach dem Sprechenden um und starrte ihn an, als habe er ihn nicht verstanden.

„Folgen Sie meinem Rath! Gehen Sie!" sagte der alte Kriegsmann dringender.

Ein unheimliches Lächeln schlich über Braunfels' Gesicht; er preßte die Lippen zusammen, gab aber keine Antwort, nickte oder schüttelte nicht einmal, sondern wandte sich wieder nach dem Spieltisch um, und bohrte seine Blicke in die Hände des Banquiers.

Wenn Einer am Tisch, außer dem Unglückseligen, die Augen der Neugier fesseln konnte, so war es der Banquier. Seine scharfen, nicht geistlosen, aber wie in grauen Stein gehauenen Züge regten sich nicht. Er zog die Karten mit so gleichmäßiger Bewegung der Hände ab, als ob ein Automat das Geschäft verrichte. Seine Augen wandten sich, wie nach einer leisen Pendelschwingung, regelmäßig jetzt rechts, jetzt links, nur der Karte, die er auflegte, zu. Das Gold mochte, von den Schaufeln des Banquiers eingerafft, in die Kasse strömen, oder, von ihren Händen ausgeworfen, den Spielern zufließen: diese Ebbe oder Flut ließ nicht die leiseste Spur eines Eindruckes auf dem versteinerten Angesichte wahrnehmen. Und doch war es, als ob sein Blick, der nur unter den Wimpern hinschlich, wie der eines Basilisken treffe. Es schien, daß er zuweilen ganz verstohlen hinüber zucke oder blitze nach der Karte eines der Spieler; aber es geschah so unmerklich, daß nur die schärfste Beobachtung es wahrnehmen konnte. Dennoch spähte sein Auge mit der Schärfe eines Raubvogels unter den gesenkten Lidern hervor; es bohrte sich in Braunfels' Karte ein.

Die Dame hatte zweimal verloren. Braunfels griff

unter den vor ihm liegenden Karten nach einer Coeur-Dame und setzte eine Hand voll Goldstücke darauf. Die Hand seines Nachbars faßte ihn am Ellenbogen und drückte ihn leise: „Wagen Sie nicht so toll!“

Braunfels gab keine Antwort; kein Zeichen, daß er den Druck empfand. Sein Blick haftete mit der Schärfe eines Pfeils auf der Hand des Banquiers.

Die Dame verlor! — Der Banquier langte mit der Schaufel hinüber und zog die Goldstücke ein.

Edmund schob mit einer convulsivischen Bewegung den ganzen Rest seines Gewinnes wiederum auf die Dame.

„Seien Sie nicht wahnsinnig!“ raunte ihm der Graubart mit tiefer, bewegter Stimme ins Ohr, daß mehrere der Nächsten es hörten. Es war, als habe er zu einer Bildsäule gesprochen.

Die Dame verlor.

Braunfels ließ die Hand vom Spieltisch gleiten. Sein irres Auge suchte, ob er nicht noch ein Goldstück entdecke, daß er nicht gesetzt. — Er hatte nichts mehr! — Schwankend trat er zurück. Aller Köpfe wandten sich nach ihm um. Der graue Kriegsmann nahm ihm beim Arm, und fragte: „Sind Sie unwohl? Soll ich Sie in's Freie begleiten, junger Mann?“

Er dankte mit einem matten Kopfschütteln, und ging mit hastigen Schritten der Saalthür zu. Der Alte folgte ihm von Weitem. Man mußte am Roulettisch vorüber. Als ob der Magnetberg ein Schiff anziehe, fesselte der Anblick den vorüberschwebenden Braunfels. Das Spiel wurde eben dort begonnen; das Pharospiel am andern Tisch geschlossen.

Braunfels stand wie gebannt am Roulette. Sein Auge folgte der rollenden Kugel. — „Schwarz,“ murmelte er unhörbar. „Schwarz! Schwarz!“ — Und wieder fiel die

Kugel schwarz! — „Sieben Mal, — neun Mal!“ — Es ging etwas in Braunfels' Seele vor, das seine Gesichtszüge in fieberberhafte Bewegung setzte. „Das ist die Farbe heut,“ dachte er. „Die Glücksfarbe! Die Farbe der Rettung! — Das zehnte Mal! — Diese fünf Minuten hätten mich gerettet! — Roth! — Roth! — Schwarz! — Schwarz! — Immer wieder schwarz!“ Er zitterte an allen Gliedern. „Das ist die Rettung,“ rief es in ihm. „Wenn ich nur ein einziges Goldstück hätte!“ Er griff in seine Taschen, Beinkleider, Weste — die Uhr hatte er nicht mehr — nach der Brusttasche seines Oberrocks. Da war es, als habe er eine Schlange gefaßt, so zuckten seine Hände zusammen. Der kalte Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Er streifte sich matt mit dem Tuch überhin, und trocknete den Schweiß ab. Dann griff er abermals nach der Brusttasche. Es arbeitete sichtbar in seinen Zügen. Er wandte sich nun nach dem Pharotisch. Dort war eben Alles aufgeräumt worden; der Banquier und die Croupiers verließen ihn. Mit hastigen Schritten ging er auf den Banquier zu. Die Anwesenden folgten jeder seiner Bewegung mit den Blicken.

„Mein Herr! Ein Wort!“ sagte er zu dem Banquier. Es waren die ersten vernehmbaren Sylben, die man von ihm hörte. Der Banquier maß ihn mit einem eisigen, halb spöttischen Blick, verbeugte sich, und erwiederte ein eiskaltes: „Sehr gern!“

Wie Braunfels überhaupt Gegenstand der Beobachtung der Anwesenden war, so auch jetzt. Aller Blicke folgten ihm, doch hielt man sich aus Schicklichkeitsgefühl entfernt, als er den Banquier in eine Ecke des Saales zog.

„Ich habe“, sprach er mit tonloser Hast, „über fünfhundert Louisd'ors seit vorgestern verloren!“

„Das thut mir leid!“ antwortete der Banquier kühl und zuckte die Achseln.

„Ich bin von Allem entblößt!“

„Das thut mir leid!“ war die Antwort wie zuvor, und der Banquier machte Miene, sich umzuwenden.

„Ehre, Glück, Leben, Alles ist verloren!“ rief Braunfels mit unterdrückter Stimme, und wie im Fieber klappernden Zähnen, indem er zugleich den Arm des Banquiers faßte.

„Das thut mir leid!“ erwiederte dieser zum dritten Male, fast spöttisch, und suchte sich unwillig loszumachen.

„Leihen Sie mir nur zehn Louisd'ors — Das Roulette!“ stammelte er. „Schwarz, schwarz!“ Es war schon schwarz vor Braunfels' Augen.

Der Banquier fixirte den Unglücklichen mit einem ironischen Blick, als zweifle er an dessen Verstande. Er hatte ein Recht zu zweifeln! Ein Lächeln spielte um seine grauen Lippen.

„Im Roulette wollten Sie Ihr Geld wiedergewinnen?“ fragte er mit satyrischem Ton. „Und dazu soll ich Ihnen die Mittel leihen? — Sie scherzen!“

„Nur zehn Louisd'ors!“ knirschte Braunfels, und seine Hand packte krampfhaft den Arm des Banquiers.

„Nicht einen!“ antwortete dieser mit einem flammenden Blick und eherner Stirn, indem er sich los riß.

„Schurke! Du hast falsch gespielt!“ schrie Braunfels jetzt, daß es durch den ganzen Saal schallte.

Alles wandte sich nach der Ecke um. Plötzliche Todesstille. Man hörte die Roulettekugel rollen. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Bergheim trat ein. — Doch bevor irgend Jemand zur Besinnung über die eigentliche Bedeutung des Vorfalls kommen konnte, und fast in einem Athemzuge mit der furchtbar herausgestoßenen Beschuldigung, riß Braunfels in seiner wahnsinnigen Verzweiflung ein Terzerol aus der Brusttasche, und rief die Worte:

„Das zum Lohn für Dich!“ Der Schuß fiel, — der Banquier stürzte.

Ein Schreckensruf erschallte durch den ganzen Saal. Alles flog auf den Mörder zu. Doch dieser hatte schon das zweite Terzerol in der Hand, rief den Andringenden ein wildes „Zurück!“ zu, setzte dann die Waffe gegen seine Stirn, und mit den Worten: „Das für mich!“ krachte der zweite Schuß, und der Unglückselige lag in seinem Blut am Boden.

Bergheim hatte Alles gesehen. Aber es war das Ereigniß weniger Sekunden gewesen. Sein Zuruf: „Halt ein!“ war verhallt in dem Aufschreien des ganzen Saales, sein Versuch, näher zu springen und dem Wahnsinnigen in die Arme zu fallen, war vereitelt durch das gleichzeitige Anstürmen Aller.

Die Anwesenden waren wie betäubt von dem entsetzlichen Vorfall. In dichtem Gedränge umringten sie die Blutenden, anscheinend Leblosen. Sie wurden emporgehoben und in ein Nebenzimmer getragen; man lief nach dem Arzt. Bergheim drängte sich vor, und, von vielen Freunden erkannt, wurde ihm der Zutritt in das Nebenzimmer gebahnt. Nach wenigen Minuten erschien der Brunnenarzt. — Zu spät für Braunfels. Die Kugel hatte das Gehirn zerschmettert, — er war entseelt. — Der Banquier lebte noch, war aber bewußtlos. Seine Wunde wurde verbunden, und nach einer Tragbahre geschickt, um ihn in seine Wohnung bringen zu lassen. Eine zweite Bahre wurde für Braunfels' Leiche herbeigebracht. Bergheim hatte allen Hergängen mit einem stummen Entsetzen beigewohnt; die Freunde, die ihn erkannt hatten, ohne zu wissen, wie nahe er bei dem schrecklichen Ereigniß betheiligt war, leisteten ihm jeden möglichen Beistand. Erst jetzt kam er wieder zu eigener Fassung. Er näherte sich mit wankenden Schritten dem Banquier, welchem das Bewußtsein zurückgekehrt war, und fragte den Arzt, der um diesen beschäftigt war:

„Würde es mir gestattet sein, die Leiche des jungen Mannes mit mir zu nehmen?"

„Sie kennen ihn?" fragte der Doctor.

„Er war in meinem Geschäft angestellt."

„Ich glaube nicht," antwortete der Arzt, daß dies Schwierigkeiten haben wird. Doch muß ich Sie um die genaue Angabe des Namens bitten, wegen der polizeilichen Meldung, zu der ich verpflichtet bin."

„Der Unglückliche hieß Edmund von Braunfels!"

„Braunfels!" schrie plötzlich der Banquier auf, „Edmund von Braunfels!" und mit convulsivischer Gewalt riß er sich vom Lager auf, faßte Bergheim mit beiden Händen und rief: „Herr! — und seine Mutter . . .?"

„Eugenie . . . .!" antwortete dieser; doch er hatte das Wort kaum halb ausgesprochen, als der Banquier wieder auf das Ruhebett zurücktaumelte, und sich mit beiden geballten Händen gegen die Stirn schlug. Es war, als ob alle Furien der Verzweiflung aus seinen Augen flammten. „Mein Sohn!" rief er, und mit einer Kraft und Wuth, die nur durch die entsetzenvolle Erschütterung erklärlich war, sprang er auf, riß sich mit einem wilden Griff den Verband ab, stürzte halb knieend, halb über die Bahre geworfen, auf Edmund, und schrie, daß Allen, die es hörten, das Herz in Grausen erstarrte: „Mein Sohn! — ich sein Mörder — er mein Mörder!"

Der Arzt, die Umstehenden wollten ihn ergreifen, beruhigen, doch er sprang empor, raste um sich, krallte die Finger in seine blutigen Wunden, und schrie wie in Folterqualen: „Sohn und Vater! Mörder! Mörder!"

Da brachen ihm die Knie ein, er taumelte über die Bahre hin, sank mit ausgebreiteten Armen auf den Leichnam nieder, — und athmete nicht mehr! —

Acht Tage später las man in einem öffentlichen Blatt F....ts:

„Ein Haus des Reichthums, des Glücks, der edelsten Gesinnung ist von einem schweren Schlage getroffen worden. Die einzige Tochter des Banquier von Bergheim, Ottilie, geschmückt durch jeden Reiz der Jugend, Schönheit, Bildung und Güte, das höchste Glück der Eltern, ist gestern am hitzigen Nervenfieber verschieden."



Druck von J. C. Huber in Charlottenburg.



